Wieland's Werke.

Dreiunddreissigster Theil.

Kleinere politische Schriften.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt.

Stilpon.

Ein patriotisches Gespräch
über
die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara.

Allen
aristokratischen Staaten, die ihre Regenten selbst erwählen,
wohlmeinend zugeeignet.

Dieses Gespräch ward zuerst gedruckt im Teutschen Merkur, 1774 III. Band. Seite 295—337, und hat dort die Ueberschrift: Stilpon, oder über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara. Eine Unterredung. Beim Wiederabdruck in Wieland's Ausgabe seiner Sämmtlichen Werke (Bd. XV. — Vermischte prosaische Aufsätze) hat der Text mehrere, jedoch nicht wesentliche Aenderungen erfahren.

Einleitung.

Jedermann wird uns eingestehen, daß der erste Minister des berühmten Königreichs Lilliput, um die Lilliputer und ihre Nachkommenschaft glücklich zu machen, ein Mann von ebenso großen Talenten, Kenntnissen und Tugenden sein mußte, als ob er Frankreich oder Spanien zu verwalten gehabt hätte. Vorausgesetzt, daß diese Lilliputer eine Art von Menschen sind, möchten sie, mit uns gemessen, so klein als die Käsemilben sein, es würde immer ein Cecil oder Süllh oder Colbert oder eine Vereinigung mehrerer Männer von diesem Werth erfordert, um Lilliput wohl zu regieren; und insofern nur in diesen Ministern der Geist eines Cecil's, Sülly's oder Colbert's wirkte, möchten sie immerhin nur fünf oder sechs Daumen hoch sein; dies hätte nichts zu bedeuten.

Wenn dies in Absicht der Minister von Lilliput richtig ist, warum sollte nicht das Nämliche von den Vorstehern eines jeden kleinen Staates gelten? — Gleichwol ist das gemeine Vorurtheil wider die kleinen Staaten. Man pflegt sie gewöhnlich mit Verachtung anzusehen, blos weil sie klein sind; und wer z. B. zu Wien, Berlin oder Hannover im Ernste von einem Aristides, Cato oder Cicero der Reichsstadt Pfullendorf spräche, würde gewiß von den meisten seiner Zuhörer so angesehen werden, als ob er etwas sehr Ungereimtes gesagt hätte.

Ich will damit weder bejaht noch verneint haben, daß es in Pfullendorf oder irgend einer andern Reichsstadt jemals einen Aristides, Cato oder Cicero gegeben habe. Ich behaupte nur, daß es ein möglicher Fall sei, und daß die kleinste aller Republiken ebenso gut Männer von diesem Schlage in ihrem Schooße hegen könne, als es möglich ist und sich vermuthlich schon oft zugetragen hat, daß der Herr von einem Paar Dörfern

ein Titus oder Antoninus gewesen wäre, wenn der Himmel für gut befunden hätte, ihn über Viel zu setzen.

Wenn Männer von großem Geist und Herzen in kleinen Staaten, z. B. in Abdera oder Megara, verhältnißweise seltner sind als in großen — denn selten sind sie überall und zu allen Zeiten — so lassen sich davon ein paar sehr gute Ursachen angeben. Eine davon liegt in den Schwierigkeiten, in einem Megara ein großer Mann zu werden, und die andre in den Schwierigkeiten, es zu sein.

Ordentlicherweise wird man nur dann ein großer Mann, wenn man durch die Erziehung dazu gebildet, durch Beispiele aufgefordert, durch Ruhmbegierde oder Hoffnung glänzender Belohnungen angefeuert wird. Keine von diesen Ursachen hat gewöhnlich in sehr kleinen Staaten Platz. Wenn wir Sparta (welches freilich nur eine kleine Republik war, aber einen großen Mann zum Gesetzgeber gehabt hatte) und das alte Rom (welches schon in seinen ersten Anfängen die ganze Anlage seiner künftigen Größe enthielt) ausnehmen, so ist vielleicht keine kleine Republik zu nennen, in welcher Erziehung und Beispiel vortreffliche Bürger hervorgebracht hätten. Und wie sollten Belohnungen diese Wirkung thun können in einem Staate, dessen Armuth kaum für seine dringendsten Bedürfnisse hinreicht? Gewiß ebenso wenig als die Hoffnung des Nachruhms oder wenigstens der Hochachtung seiner Zeitgenossen. Denn was für Hoffnung könnte sich der obbesagte Cato oder Aristides der Reichsstadt Pfullendorf machen, in den Jahrbüchern der Menschheit zu glänzen? Er, der im Mindesten nicht darauf rechnen kann, nur wenige Meilen außerhalb der Ringmauern seiner Vaterstadt für den Mann, der er ist, bekannt zu werden? Ihm gilt es also ganz eigentlich, was Cicero den alten Scipio zu seinem Enkel sagen läßt: Durch ihren eigenen Reiz muß Dich die Tugend zu edlen Thaten ziehen! Das Bewußtsein seines Verdienstes ist die einzige gewisse und würdige Belohnung, auf die er zählen kann. Aber was für feinen Thon muß die Natur nehmen, um solche Herzen zu bilden! und wie selten thut sie das!

Noch größer sind in kleinen Republiken*) gewöhnlich die Hindernisse, die ein Mann überwinden muß, um wirklich große

*) Das Wort Republik wird hier immer in der weitesten Bedeutung genommen, deren es fähig ist.

Dienste zu leisten. Nirgends findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgends mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgends hartnäckigere Vorurtheile; nirgends mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen versprechen; nirgends mehr Widerwillen gegen Alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.

„O Abderiten, Abderiten!" — pflegte Demokritus seinen geliebten Landsleuten zuzurufen, „sträubt Euch doch nicht so gegen Neuerungen! Alles Alte bei Euch taugt nichts; Alles muß neu zu Abdera werden, wenn es gut werden soll!"

Aber wie sollte diese Denkungsart in kleinen Republiken nicht Ketzerei sein? Jeder Schritt, den man darin zum Bessern thun will, geht über ehrwürdige oder verjährte Mißbräuche; und bei jedem Mißbrauch, auf den man tritt, schreien etliche — wackere Leute, denen es wehe thut. Daher der Haß, der in solchen Gemeinheiten das wahre Verdienst zu drücken pflegt. Daher, daß es als eine Art von Hochverrath angesehen wird, wenn ein Mensch von gesundem Kopfe sich die Freiheit nimmt, die Gebrechen der Staatsverwaltung wahrzunehmen. Wie dem guten Ovid,*) wird es hier oft einem armen Schelme zum Verbrechen gemacht, mit seinen Augen gesehen zu haben, was die Herren nicht wollen, daß man sehen soll. In diesem Stücke konnte der Despotismus unter den alten Cäsarn selbst nicht strenger sein, als er es oft in dem kleinsten Städtchen oder an dem kleinsten Höfchen ist.

Die große Schwierigkeit, einen kleinen Staat wohl zu regieren, liegt nicht in seiner Kleinheit; denn wahrlich, nur tausend Männer, die mit zusammengesetzten Kräften auf einen Punkt losarbeiten, können schon Wunder thun. Die Schwierigkeit liegt blos darin, „tausend Leute zu — Männern zu machen, und dann, in diese Männer einen gemeinschaftlichen Geist zu hauchen, der alle ihre Bewegungen nach einem gemeinschaftlichen Endzweck richte." — In kleinen Staaten ist dies oft so schwer als die gefabelten Wunder des Orpheus und Amphion.

Diese Betrachtungen haben mich öfters bewogen, einen Bürgermeister einer unbedeutenden Reichsstadt oder einen Vor-

*) Cur aliquid vidi? cur noxia lumina feci?

steher einer kleinen helvetischen Republik mit eben der Ehrfurcht anzusehen, womit man die Bilder der großen Männer des alten Griechenlandes und Rom's anzusehen pflegt. Ich könnte mehr als Einen nennen, auf dessen Grab ein schlechter, von Reisenden unbesuchter Stein liegt — dessen Bild auf Münzen und Cameen die Cabinette der Kenner zieren und die Alterthumsforscher beschäftigen würde, wenn er das in Rom gethan hätte, was er in seinem kleinen Vaterlande that.

Aber wozu dieser Eingang? — Blos dazu, damit sich nicht manche unserer Leser abschrecken lassen, wenn sie sehen, daß es in dem folgenden Gespräche nur darum zu thun ist, ob Lampus oder Gorgias oder Megillus Oberzunftmeister in der kleinen Republik Megara werden soll, — einer Republik, die schon längst nichts mehr ist, und die in der That, als sie noch etwas war, wenig mehr als nichts war.

Den Megarern war an der Auflösung dieses Problems sehr viel gelegen; und wer weiß, ob nicht an der Art, wie es in des Philosophen Stilpon kleinem Gartensaal aufgelöst wurde, mancher kleinen und großen Republik um ein Merkliches mehr gelegen sein möchte, als an der Frage:

Ob Scaramuz, ob Scapin besser tanze?

Stilpon befand sich eines Abends in seinem Garten und half seinem kleinen Knaben Schmetterlinge fangen; — denn wiewol der Knabe schon sechs volle Jahre alt war, wußte er doch noch nichts von Metaphysik, Geographie, Astronomie, Weltgeschichte, Moral, Statistik, Grammatik und Dialektik; und Stilpon, wiewol er ein Philosoph war, schämte sich nicht, eines so unwissenden Knaben Vater zu sein, sondern half ihm, wie gesagt, Schmetterlinge fangen — als man ihm sagte, daß die Rathsherren Kleon und Eukrates in seinem Gartensaale wären.

Diese Herren waren seine Freunde, so gut als Rathsherren Freunde eines Philosophen, der kein Rathsherr ist, sein können; sie schätzten ihn hoch, fragten ihn öfters um Rath, wiewol gemeiniglich erst, wenn es zu spät war, und wenn es auch nicht zu spät war, folgten sie ihm doch selten. „Denn", sagten sie, „sein Rath ist zwar gut; es ist klar, daß man es so machen müßte, wenn man's recht machen wollte; aber — es läßt sich nicht thun; Stilpon würde das ebenso gut einsehen als wir, wenn er ein Rathsherr wäre."

Der Philosoph vermuthete die Ursache ihres Besuchs und vernahm bald, daß er sich nicht geirret hatte. Die guten Männer waren in großer Verlegenheit; denn in der Lage, worin sich ihre Republik damals befand, war dem gemeinen Wesen an der Wahl eines Oberzunftmeisters unendlich viel gelegen; und sie Beide meinten es gut mit ihrem Vaterlande, zumal wenn sie wohl verdauten, gut schliefen und keine besondere Ursache hatten, fünf für gerade gelten zu lassen.

„Rathen Sie uns, Stilpon," sagten sie; „helfen Sie uns, wenn Sie können! nie hat sich Megara in einem gefährlichern Augenblicke befunden. Der Tod des rechtschaffnen Demokles hat Alles Gute, was er angefangen hatte, unvollendet gelassen. Die Redlichen haben ihren Beschützer verloren, die Uebelgesinnten schöpfen Hoffnung, und Diejenigen, in deren Dummheit oder

bösem Willen Alles, was zum gemeinen Besten unternommen wurde, immer den entschlossensten Widerstand fand, stehen an der Spitze aller Dummköpfe und bösen Buben bereit, die Republik zu überrumpeln. Die Wackelköpfe — wackeln, und die Schiefdenker, die überall Gefahr sahen, wo keine war, wissen sich jetzt viel mit ihrer Scharfsichtigkeit — das Schwert nicht zu sehen, das an einem Pferdehaar über uns hängt. Alle, die durch Abstellung der alten Mißbräuche verloren haben (und Sie wissen, Stilpon, wie groß ihre Anzahl ist), glauben ihre Wiederherstellung als ein Recht fordern zu können und arbeiten mit Eifer für Denjenigen, dessen Schwäche oder verkehrte Denkungsart ihnen die meiste Hoffnung giebt, zu ihrem Zwecke zu kommen. Was wird das kleine Häufchen der Wohlgesinnten gegen sie vermögen? zumal da wir nichts weniger als zusammenstimmen. Denn Einige haben den Muth nicht, etwas zu wagen; Andre sind schwach genug, Masken für Gesichter anzusehen; Einige sind es so sehr, daß sie sich einbilden können, ein Mann, den sie in hundert Fällen ungerecht, boshaft, falsch, rachgierig handeln gesehen haben, werde doch wol kein so schlimmer Mensch sein und — zum hundertunderſten Male auch so handeln. Kurz, guter Stilpon, wir sind in unmittelbarer Gefahr, in die Hände eines Lampus oder eines Megillus zu fallen."

„Das ist", sagte Stilpon, „ungefähr so viel, als entweder an Scylla zu stranden oder von Charybdis verschlungen zu werden. Die Wahl ist nicht die angenehmste. Lampus ist schwach, Megillus boshaft; und die Megarer, wenn sie ihre Wohlfahrt von dem Einen oder dem Andern abhangen machten, was wären die?"

Kleon. Sie kennen die Welt, Stilpon, und Ihnen sollte fremd vorkommen, was beinahe täglich geschieht? Wie oft befinden sich die ehrlichsten Leute in dem traurigen Falle, aus zweien Uebeln eines wählen zu müssen!

Stilpon. Da bedaure ich diese ehrlichen Leute.

Kleon. So bedauern Sie uns Beide. Sie kennen unsre Lage. Lampus oder Megillus — Scylla oder Charybdis, wie Sie sagten! — Es steht nicht in unsrer Macht, zu verhindern, daß nicht Einer von diesen Beiden erwählt werde; aber wir haben wenigstens so viel Einfluß, daß wir die Wahl auf den Einen oder den Andern lenken können. Und eben dies ist, was uns verlegen macht.

Stilpon. Aber was haben denn die armen Megarer

gethan, daß sie nun schlechterdings einem Lampus oder Megillus aufgeopfert werden sollen? Bedenken Sie, meine guten Herren, daß eine einzige große Thorheit oder Uebelthat, die ein solcher Mann begehen wird, dem es an den Fähigkeiten oder an der Tugend, die sein Platz erfordert, mangelt, Folgen haben wird, deren Schädlichkeit noch die Kinder ihrer Enkel fühlen müssen! Fehlt es denn so gänzlich an rechtschaffenen Männern in Megara? Könnte die Wahl nicht für Einen von Ihnen Beiden entschieden werden? Warum soll der Mann, der uns regieren soll, nun eben schlechterdings einen schwachen Kopf oder ein schlechtes Herz haben?

Eukrates. In der gegenwärtigen Lage der Sachen werden wir uns vielleicht noch glücklich schätzen müssen, wenn es uns nicht noch schlimmer geht. Wissen Sie denn nicht, daß Gorgias Himmel und Erde bewegt, um seine beiden Mitbewerber zu verdrängen, und daß er, wenn keiner von diesen obsiegt, die größte Hoffnung hat?

Stilpon. Dies wäre in der That noch schlimmer als schlimm. Ein verschobenes Gehirn und ein verkehrtes Herz in einem Menschen vereiniget — an der Spitze der Republik, wäre gerade, was wir nöthig hätten, um unfehlbar verloren zu gehen. — Daß es nur möglich sein soll, so etwas besorgen zu müssen! — Der bloße Gedanke empört meine Seele gegen alle Eure Republiken und policirten Staaten, in welchen — und in welchen allein — solcher Unsinn möglich ist! — O Ihr glücklichen Baktrianer und Korasmier! wer wollte nicht lieber mit Euch unter Zelten oder in Grotten, Laubhütten und hohlen Bäumen wohnen? Ihr seid frei, und wenn Ihr einen Anführer braucht, so ist es der beste Mann unter Euch! — Und wir — vergeben Sie, meine Herren! — der Gedanke, daß Sie der armen Republik wol gar einen Gorgias zum Vorsteher geben könnten, hat mich einen Augenblick umgeworfen, wie Sie sehen. Sie wissen, daß es mir für meine Person gleichviel sein kann, wer uns regiert. Aber ich kann und will es nicht dahin bringen, für das Glück oder Unglück meiner Nebenmenschen gleichgiltig zu werden.

Eukrates. Wir ebenso wenig, guter Stilpon; und blos darum, weil wir überzeugt sind, daß der Republik kein größeres Unglück begegnen könnte, als die Beute eines Gorgias zu werden, sind wir zu Allem entschlossen, was ein Mittel, dieses Aergste von ihr abzuwenden, werden kann.

Kleon. Es ist wahr, Gorgias hat wenig Freunde. Wer sollte den Mann lieben, von dem auch der schamloseste, feileste Lobredner keine einzige edle Neigung, keine einzige gute That anzuführen wüßte, um die Schwärze seines Charakters nur durch eine lichte Stelle zu mildern? Den Mann, den irgend ein feindseliger Dämon mit einer so unglücklichen Sinnesart gestraft hat, daß man nur alle Diejenigen, die er haßt und verfolgt, zu zählen braucht, um die verdienstvollsten und liebenswürdigsten Personen von Megara herzuzählen!

Eukrates. Demungeachtet hat er sich einen Anhang zu machen gewußt. Ja, die Meisten sind ihm gerade darum ergeben, weil sie ihn als einen übelthätigen und unversöhnlichen Mann kennen. Die Furcht thut bei vielen Menschen die Wirkung der Liebe. Darauf verläßt sich Gorgias: „Sie mögen mich immer hassen," denkt er, „wenn sie mich nur fürchten!" — Die Uebrigen halten zu ihm, weil sie selbst so dumm und unwissend sind, daß er ein Mann von Einsicht und Geschicklichkeit in ihren Augen ist, ungeachtet ein paar Dutzend Kunstwörter, etliche wohl oder übel angebrachte Sprüche, die er aus irgend einer Sammlung gestohlen hat, und einige subalterne Talente, die ihn allenfalls fähig machten, ein mittelmäßiger Sykophant oder ein erträglicher Schreiber zu sein, sein ganzes Verdienst ausmachen. Wie dem auch sei, genug, er hat seinen Anhang; er wird unter der Hand von den Athenern unterstützt; er ist reich und hat vermittelst einer Freigebigkeit, die durch ihren Beweggrund vielleicht zu seinem größten Verbrechen wird, einen ansehnlichen Theil des Volkes so sehr bethört, daß sie ihn heute noch zum Oberzunftmeister machen würden, wenn die Wahl vom Volk abhinge. Gorgias ist also furchtbar. Wenn wir nicht vorsichtig sind, wird er sich zwischen Lampus und Megillus hineindrängen, und o der glücklichen Zeiten, die wir dann erleben werden!

Stilpon. Ich wüßte wol einen Rath, aber er ist nur für unsre Urältervāter gemacht. Leute wie wir müssen sich Alles gefallen lassen.

Kleon. Das wäre hart, guter Stilpon! So sehr wollen wir uns selbst nicht verlassen. Da wir keine Hoffnung haben, der Republik so viel Gutes thun zu können, als wir wünschten, so muß es nun unsre Sorge sein, ihr so wenig Böses zufügen zu lassen als möglich. Wenn man einmal in der unseligen Nothwendigkeit ist, aus zwei oder drei Uebeln eines zu erwählen,

so ist da weiter nichts zu thun, als so genau als möglich abzuwägen, welches das leichteste sei, und dann herzhaft zuzugreifen.

Eukrates. Dies ist es auch eigentlich, was uns zu Ihnen führt, Stilpon. Wir wollten Sie um Ihren Rath bitten. Unglücklicherweise können wir, Kleon und ich, uns nicht vergleichen, ob Lampus oder Megillus das kleinere Uebel sei. Lampus ist ein Schwachkopf, Megillus böse, Gorgias Beides. Die beiden Ersten zusammengenommen sind ungefähr so schlimm als der Letzte allein; aber daraus folgt nicht, daß Einer von ihnen gerade so viel wiegt als der Andre. Megillus, so schlimm er ist, hat Verstand, sage ich; Lampus ist arm an Geist, aber er hat ein gutes Herz, sagt Kleon. Kleon ist für das Herz, ich für den Verstand; welcher von uns Beiden hat Recht? Was ist Ihre Meinung, Stilpon?

Stilpon. Die Frage ist ungefähr wie diese: Wir brauchen zu einer Reise nach Syrakus einen Steuermann; wer taugt besser dazu, ein Tauber oder ein Blinder? Ich gestehe Ihnen, meine Herren, ich habe einige Zweifel gegen das gute Herz Ihrer Dummköpfe und gegen den Verstand Ihrer Schurken. — Sie erlauben mir doch, den Dingen ihren rechten Namen zu geben? Es ist eine böse Gewohnheit, die mir noch von dem ehrlichen Diogenes anklebt, den ich, wie Sie wissen, so lang er lebte, als meinen Meister ehrte — Aber ich bin ein Mann, der sich berichten läßt. Lassen Sie hören!

Kleon. Wenn Sie mir zugeben, daß es am Ende doch immer das Herz ist, was den Menschen regiert, und daß ein Mensch, dessen Herz redlich und gut ist, so schwach er auch übrigens sein mag, doch immer wenigstens den Willen hat, gut zu handeln, so hoffe ich meine Sache noch wol gewinnen zu können. Ein Mann von Verstand, dessen Herz schlimm ist, wird desto mehr Böses thun, je mehr er Verstand hat. Den Willen dazu hat er ohnehin; aber der Verstand vermehrt seine Macht, giebt ihm mehr Mittel an die Hand, lehrt ihn seine Absichten geschickter verbergen, seine übelthätigen Leidenschaften besser bemänteln, setzt ihn in den Stand, sich der Schwachheiten andrer Leute zu bedienen und sogar redliche, wohlgesinnte Personen zu Werkzeugen seiner bösen Anschläge zu machen. Ein guter Mensch von sehr eingeschränkten Fähigkeiten wird aus Unvermögen weniger Gutes thun, als er zu thun wünscht; aber er wird doch gewiß alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit und Mittel zeigt. Da er selbst gut ist, so wird er

auch die Guten lieben; und wenn unter diesen Leute von Verstand sind, so wird es ihnen nicht schwer sein, ihn dahin zu bringen, daß er alles das Gute thue, was sie selbst an seinem Platze thun würden, zumal wenn sie (nach unsrer Voraussetzung) klug genug sind, ihn ihre Stärke und Ueberlegenheit so wenig als möglich fühlen zu lassen. Der gute schwache Mann wird also (im glücklichen Falle wenigstens) nicht nur selbst so viel Gutes thun, als er kann und weiß, er wird auch alles oder doch einen großen Theil des Guten thun, was verständige Personen von rechtschaffnen Grundsätzen ihm an die Hand geben, und wissentlich wird er gewiß nichts Böses befördern. Denn dies kann ihm nur alsdann begegnen, wenn er entweder von Uebelgesinnten falsch berichtet ist oder seinen eignen Vorurtheilen oder Leuten von unzuverlässigem Urtheil, die er vielleicht um angenehmer Eigenschaften willen liebt, zu viel Gehör giebt; ein Fall, der sich nur selten zutragen wird, wenn die Verständigen und Rechtschaffnen so wachsam und thätig sind, als man billig von ihnen erwarten sollte. Hingegen der böse Mann, der Verstand hat, wird nicht nur alles Böse thun, wozu ihn seine eigenen Leidenschaften und schlimmen Fertigkeiten treiben, und wozu ihm sein Kopf die Mittel zeigt, er wird auch alles Böse thun, was alle übrigen Bösewichter in seinem Wirkungskreise mit seinen eigenen Anschlägen und Absichten zu verbinden wissen, und er wird mit unermüdeter Stetigkeit alles Gute hindern, was die Wohlgesinnten in Vorschlag bringen oder selbst thun wollen. Dieses Letztere ist ein sehr wichtiger Umstand, der, wie mich däucht, der Frage den überwiegendsten Ausschlag giebt. Derjenige, der alles Gute, wozu man ihm Gelegenheit giebt, aus Neigung thut und nur das Böse, wozu er unwissenderweise betrogen wird — wird unendlichemal weniger Böses thun als ein Andrer, der aus eigner Bewegung alles Böse thut, was er und seine Helfer thunlich finden, und alles Gute hindert, was ehrliche und verständige Leute thun wollen. Die Sache ist, wie Sie sehen, einer Art von Berechnung fähig, und ich habe mich, bisher wenigstens, der Augenscheinlichkeit derselben nicht entziehen können. Ich glaube also nicht fehlen zu können, wenn ich mich für den ehrlichen Lampus erkläre, der zwar, wie wir Alle wissen, leider einen sehr schwachen und eng beschränkten Kopf, aber gewiß kein übelthätiges Herz hat und also höchst wahrscheinlicherweise der Republik in den vorliegenden Umständen das wenigste Böse zufügen wird.

Eukrates. Hören Sie nun —

Stilpon. Um Vergebung! — Wie, wenn wir uns vor allen Dingen etwas deutlicher erklärten, was wir unter einem Manne von gutem und bösem Herzen verstehen? — Sie wissen, daß nichts zweideutiger ist als ein gutes Herz, nach dem Gebrauche, den man im gemeinen Leben von dieser liebenswürdigen Benennung macht. Der Bettler hält den Ersten den Besten, der ihm ein paar Dreier giebt, für einen guten Mann; und die Nichtswürdigen, an die ein blöder Fürst seine Wohlthaten verschwendet, werden (wenigstens so lange sie Hoffnung haben, noch mehr zu bekommen) vom Lobe seiner Großmuth und Gutherzigkeit überfließen. Der Pöbel, der die Großen nur von ferne sieht, urtheilt von ihrem Inwendigen nach ihrer Miene; ein freundliches Aussehen, eine muntre Laune, eine gewisse Popularität ist oft hinlänglich, dem schändlichsten Tyrannen eine Zeit lang Liebe zu erwerben. Ueberhaupt wird Schwachheit der Seele und gutes Gemüth täglich von den Meisten verwechselt. Wie Vielen schreibt man blos darum ein gutes Herz zu, weil es ihnen an Muth fehlt, so viel Böses zu thun, als sie wünschten; oder weil sie aus Trägheit, aus Furcht vor einem unangenehmen Augenblicke sich lieber Alles gefallen lassen, lieber Alles übersehen, als sich die Mühe geben mögen, Untersuchungen anzustellen; oder weil sie zu schwach sind, auch zu den unverschämtesten Bitten oder Forderungen Nein zu sagen! — Wie manche Regenten haben den Ruf eines guten Herzens einzig und allein dem Umstande zu danken, daß man unter ihrer Regierung ungestraft ein so arger Bube sein darf, als man will! Und fehlt es etwa an Beispielen von Heuchlern, die jenen Ruf blos dadurch erschlichen haben, daß sie vorsichtig genug waren, alles Böse, was sie thun wollten, durch Andre zu thun? — Lassen Sie uns also, ehe wir weiter gehen, übereinkommen, was wir für einen Begriff mit den Worten gutes Herz verknüpfen wollen.

Kleon. Ich glaube mich hierüber bereits deutlich genug erklärt zu haben. Vorausgesetzt, daß ein Mensch, der gar keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht fühlt, ein höchst ungewöhnliches Ungeheuer sei, verdient (däucht mich) Derjenige den Namen eines guten Menschen, der alles Unrecht aufrichtig verabscheut und ebenso aufrichtig wünscht, immer recht zu handeln. Die Unzulänglichkeit seiner Einsichten, eine gewisse Schwäche der Seele, die ihn dem Betrug oder der Verwegenheit andrer

Menschen bloßstellt oder ihn vielleicht unfähig macht, seine eigenen Begierden und Leidenschaften gehörig zu regieren — kann nur zu oft die Ursache großer Uebereilungen und Fehltritte werden; aber alles Böse, wozu er solchergestalt verleitet werden mag, kann ihm doch den Namen eines guten Menschen nicht rauben. Er verdient ihn, weil er gut zu sein wünscht, und weil er es auch allezeit ist, so oft nicht äußere Einflüsse, die für ihn zu stark sind, ihn aus seiner gewöhnlichen Fassung setzen oder seinen Bewegungen eine falsche Richtung geben.

Stilpon. Was sagen Sie zu dieser Erklärung, Eukrates?

Eukrates. Ich denke, daß es unserm Freunde Kleon vielleicht große Mühe gemacht haben möchte, eine andre zu finden, wobei die blöden Seelen, die er nun einmal in seinen Schutz genommen hat, besser davongekommen wären. Aber, wie dem auch sein mag, da diese Erklärung zu dem Zwecke, wozu wir sie gebrauchen, so gut als eine andre ist, so bin ich bereit, es dabei bewenden zu lassen, und behaupte also ohne weitere Vorrede, daß ein schwacher Mensch mit dem besten Herzen von der Welt das unfähigste unter allen Wesen sei, sich selbst und Andre zu regieren. Und da mir Kleon einwenden wird, daß ein solcher schwacher Mensch, weil er doch, um zu regieren, regiert werden müsse, ebensowol durch verständige und gute Menschen als durch Narren und Bösewichter regiert werden könne und also (wenigstens im glücklichen Falle) unendlichemal weniger Böses thun werde als ein Mann von bösem Willen: so behaupte ich ferner, daß diese Art von Menschenkindern ihrer Natur nach unfähig sei, sich von verständigen und guten Menschen regieren zu lassen. Ich glaube mir den Beweis dieser Sätze und Ihnen die Mühe, solchen zu fassen, nicht besser erleichtern zu können, als wenn ich Ihnen nur mit flüchtiger Hand das Bild eines schwachen Menschen vorzeichne, so wahr und getreu nach dem Leben copirt, als ich nur immer copiren kann. Der Originale, die dazu gesessen haben könnten, gehen so viele in der Welt herum, daß nichts leichter sein wird, als sich zu überzeugen, daß ich kein Unding gemalt habe. Ein schwacher Mensch — lassen Sie seinen Willen so gut sein, als er kann — hat nicht Verstand genug, Wahres und Falsches von einander zu unterscheiden; und dies ist, wo nicht die einzige, doch gewiß die erste und fruchtbarste Ursache alles des Bösen, was ich von ihm zu sagen gezwungen sein werde. Seine Seele schwebt je und allezeit in einer be-

trüglichen Dämmerung, wo ihm beinahe alle Dinge anders vorkommen, als sie sind. Desto schlimmer für ihn, wenn er demungeachtet richtig zu sehen glaubt; denn desto unmöglicher wird es, ihm den Dunst von den Augen zu blasen. Vermöge des guten Willens, womit wir ihn begabt voraussetzen, wünscht er in jedem vorkommenden Falle recht zu handeln. Aber zum Unglück für den gutherzigen Schwachkopf ist es unmöglich, daß man in irgend einem Falle recht handle, wenn man nicht weiß, was sich gebührt, nicht unterscheiden kann, was im gegebnen Falle recht ist. Der schwache Mensch, der dies nicht kann, möchte gar zu gern Alles sein, was er sein sollte; aber die beschwerlichen Fragen: wer, was, wie, wo, wann, warum und womit? — Fragen, die, zum Unglück für den blöden Kopf, alle Augenblicke wiederkommen — verderben ihm immer das Spiel. Denn entweder beantwortet er sich diese Fragen falsch, oder — kürzer davon zu kommen — er fragt gar nicht. Daher kommt es denn leider, daß er standhaft ist, wo er nachgeben sollte, und nachgiebt, wo ein weiser Mann wie eine Mauer stände; daß er Herz hat, wo er zittern sollte, und zittert, wo nichts zu fürchten ist; daß er zurückhaltend ist, wo ihm nützlich wäre, offen zu sein, streng, wo er gelinde, verschwenderisch, wo er sparsam, und sparsam, wo er freigebig sein sollte. Daher, daß er nie weder die Menschen, mit denen er's zu thun hat, noch die Sachen, wovon die Rede ist, noch die Umstände, auf die immer Alles ankommt, zu unterscheiden weiß; daher so viele Fehler, die durch ihre Folgen oft so schädlich sind, daß er mit allem möglichen bösen Willen nichts Schlimmers hätte thun können. Daher, daß er, weil er gehört hat, daß einige Spitzbuben Verstand haben, alle Leute von Verstand für Spitzbuben hält; daß er Kleinigkeiten mit Ernst und als wichtige Dinge, die wirklich wichtigen Dinge hingegen obenhin behandelt; daß er sich einbildet, was einmal gelungen oder mißlungen ist, werde immer gelingen oder mißlingen, oder eine Wirkung, die aus ihrer natürlichen Ursache sehr natürlich erfolgte, werde auch ohne Ursache erfolgen. Daher endlich das geheime Mißtrauen, das er in sich selbst setzt, und welches (so widersinnig dies auch scheint) beinahe immer so groß ist, daß es das allgemeine Mißtrauen, das er in die übrigen Menschen setzt, überwiegt und daher die Ursache wird, warum er seinem eignen Urtheil nur selten und dann gerade am Wenigsten folgt, wenn sich's zuträgt, daß er richtig urtheilt. Gestehen wir, meine Freunde, daß der

beste Wille ohne Verstand und (worauf hier Alles ankommt) ohne den Verstand, den man gerade vonnöthen hat, seinem Besitzer in den meisten Fällen ungefähr so viel Dienste thut als ein Degen, der nicht aus der Scheide geht, einem Manne, der sich wehren soll. Ich sage, ohne den Verstand, den man dazu, was man vorstellen soll, vonnöthen hat. Denn was hilft dem ehrlichen Lampus, um Oberzunftmeister zu sein, daß er sich besser als irgend eine obrigkeitliche Person in Griechenland auf die Pastetenbäckerei versteht und in der Kunst, Wachteln abzurichten, Seinesgleichen sucht?

„Aber", wird mein Freund Kleon sagen, „können nicht andre ehrliche Leute für den schwachen Lampus Verstand haben?" — Ehrliche Leute? Die ehrlichen Leute, denen er sich anvertrauen sollte, müßten so schwach sein als er selbst, und wozu würden sie ihm alsdann helfen? Ein Blinder kann freilich eines andern Blinden Führer sein, insofern der Führer wieder seinen Führer hat; aber wenn nun auch des Führers Führer blind wäre, so würden alle Drei gelegentlich in die Grube fallen. Die Sache wird, wie Ihr seht, nicht besser, wenngleich dreihundert Blinde einander führen wollten. Und von Blinden, das ist von Ihresgleichen, müssen sich die guten Schwachköpfe nun einmal führen lassen. Sie müßten besonders glücklich sein, wenn sie von ungefähr auf einen Einäugigen oder Schieler stießen. Man hat Beispiele davon, aber sie sind selten; und man trifft zehn Fälle gegen einen, wo die armen Blinden an einer langen Reihe, immer einer den andern am Aermel haltend, von irgend einem schlauen Spitzbuben daher geführt werden, ohne zu wissen, wohin. Denn was die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, betrifft, so ist erstens ausgemacht, daß sie sich mit den ehrlichen Leuten, die keinen haben, von je her nicht wohl haben vertragen können; und dann, gesetzt auch, daß sie sich aus Liebe zum gemeinen Besten überwinden wollten, so könnte dies zu nichts helfen. Denn, wie gesagt, die ehrlichen Leute, welche Verstand haben, sind zum Unglück gerade die einzigen Menschen, denen der schwache Mann nicht traut, ja, vor denen er sich als vor seinen ärgsten Feinden hütet. Den Schelmen, die ihn umringen, ist Alles daran gelegen, einen Jeden von ihm entfernt zu halten, der ihre Schliche beobachten und dem Betrognen die Augen öffnen könnte. Sie haben also nichts Angelegeners, als jedem ehrlichen Manne, der eben darum nicht von ihrer Rotte ist, den Weg zu verrennen; und

sollte ein solcher zufälligerweise dennoch Mittel finden, das Ohr des schwachen Mannes zu erreichen, so werden sie ihr Haupt nicht eher sanft legen, bis sie ihm weisgemacht haben, daß der ehrliche Mann ein übelgesinnter, gefährlicher Mensch ist; ungefähr wie die Wölfe in der Fabel den Schafen durch Abgeordnete vorstellen ließen, daß sie eher auf keine glückliche Stunde rechnen dürften, bis sie ihnen die geschwornen Feinde ihrer beiderseitigen Ruhe und Freundschaft, den Hirten und seinen Hund, ausgeliefert haben würden.

Aber gesetzt auch, der schwache Mann bliebe lediglich sich selbst überlassen, so kann man doch versichert sein, daß ordentlicherweise Diejenigen, die es am Besten mit ihm meinen, immer die sind, die er am Wenigsten leiden kann. Ein Mann von Verstand kann ihm vielleicht eine Weile zum Zeitvertreibe dienen; aber sobald er sich einfallen lassen wollte, einen ernsthaftern Gebrauch von seinem Verstande zu machen — ein Gedanke, der einem Manne von Verstand sehr leicht kommen kann — sobald er bei Gelegenheit dem schwachen Manne zu verstehen geben wollte, daß er in dieser oder jener Sache Unrecht habe, sich irre, sich betrügen lasse, seine Neigungen oder sein Vertrauen übel anlege und dergleichen, so würde er das Geheimniß gefunden haben, zu mißfallen, gähnen zu machen und endlich unerträglich zu werden. Schwache Leute hassen nichts so sehr als Vorstellungen, die einem versteckten Tadel oder einer indirecten Beschuldigung von Schwachheit ähnlich sehen. Der Mann von Verstand, der ihnen aus guter Meinung die Wahrheit sagt, wird ihnen überlästig; sie entledigen sich seiner je eher je lieber und kehren zu ihren Schmeichlern zurück, bei denen sie wieder frei athmen und der beschwerlichen Zurückhaltung nicht bedürfen, durch welche sie sich dem beobachtenden Blick und dem gefürchteten Tadel des verständigen und ehrlichen Mannes zu entziehen suchen. Kurz, der schwache Mann müßte noch mehr als schwach, er müßte ein völliger Dummkopf sein, wenn er Leute von Verdiensten zu seinen Freunden erwählen sollte. Dem Dummkopfe könnte so etwas begegnen, weil er bei Allem, was er thut, blos in einen Glückstopf greift; aber ein Lampus hat gerade noch so viel Verstand oder Instinct (wenn Sie es lieber so nennen wollen), daß er sich zu Seinesgleichen hält; und wenn er jemals, aus Uebereilung oder Verführung, den Fehler begangen hätte, seine Neigung auf einen verdienstvollen Mann zu werfen, so kann man darauf zählen, daß er bald genug von

seinem Irrthum zurückkommen und ohne Mühe über eine so unnatürliche Neigung triumphiren würde.

Es sind also nicht die Verständigen und Rechtschaffnen, nicht Männer von Genie, Tugend und Ehre, die dem schwachen Manne, den wir an die Spitze unsrer Republik setzen wollen, zu Hilfe kommen werden. Alles, was diese für ihn thun könnten, geht in Verlust; es ist unmöglich, daß er sie für seine Freunde ansehe, daß er sich ihnen anvertraue. Sie werden ihm als Grillenfänger, seichte Köpfe und Schwärmer oder als eigensinnige, aufgeblasene, unruhige, auch wol als übelgesinnte und gefährliche Leute abgemalt. Anstatt sich ihres Rathes zu bedienen, entfernt er sie so weit von sich, als er immer kann. Sie selbst, überzeugt, daß sie unter einer solchen Staatsverwaltung unnütz sind, ziehen sich zurück; und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn es noch dabei bleibt, wenn das Mißtrauen, der Kaltsinn, die Abneigung, womit man ihnen begegnet, nicht zuletzt in Haß und Verfolgung ausschlägt und jede Bemühung, für die gute Sache wirksam zu sein, jeder Widerstand, den der blöde Mann und seine Genossen in ihrer Vernunft und Redlichkeit finden, ihnen als ein Verbrechen angeschrieben wird, wofür sie mit dem Verlust ihrer Ruhe und vielleicht (eine Zeit lang wenigstens) selbst mit dem Verlust der öffentlichen Hochachtung bestraft werden. Denn sehr oft ist diese ein bloßer Widerhall. Der Mächtige, auch dann, wenn seine schlechte Art zu denken und zu verfahren eine kundbare Sache ist, hat immer den großen Haufen auf seiner Seite; und je mehr Vorzüge der Verfolgte hat, desto geneigter ist man, zu glauben, daß er Unrecht habe.

„Der schwache Mann von gutem Willen wird alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit giebt, und nur das Böse, wozu er betrogen wird," — spricht Kleon. Um Vergebung, guter Kleon! dies ist Alles, was sich von dem weisesten und besten Manne sagen läßt. Denn auch dieser bleibt doch ein Mensch, Bedürfnissen, Leidenschaften und Einflüssen äußerer Ursachen ausgesetzt, bleibt fehlbar und kann hintergangen oder überlistet werden. Aber der schwache Mann wird immer betrogen — von Andern oder von sich selbst — und stiftet um so viel mehr Unheil an, weil er sogar alsdann Böses thut, wenn er es seiner Meinung nach recht gut machen will. Und da es ihm gewöhnlich ebenso sehr an guten Rathgebern als an Einsicht und Ueberlegung mangelt, so ist es ein bloßer und in

der That seltener Zufall, wenn es ihm etwa einmal begegnet, etwas Kluges zu thun und es mit einer guten Art zu thun.

Um uns aufs Stärkste davon zu überzeugen, werfen wir nur einen Blick auf die Staaten, die von einzelnen Beherrschern regiert werden. Wenn man dem Augenschein glauben darf, so werden die meisten dieser Staaten öfter übel regiert als gut; und forschen wir der Ursache nach, so finden wir sie meistens in der Schwäche ihrer Regenten. Vielleicht machen unter einem solchen blöden Fürsten die Rechtschaffnen anfangs einen Versuch, sich seiner anzunehmen. Aber zum Unglück fürchten sich blöde Fürsten vor nichts so sehr als vor dem Gedanken, von Andern regiert zu werden; und da sie sich die Ueberlegenheit eines Mannes von Verstand nicht verbergen können, so ist natürlich, daß sie ihn als eine Art von Hofmeister ansehen, dessen Obermacht ihnen desto unerträglicher wird, weil sie sich auf das Ansehen der Vernunft gründet, gegen welches sich, zu großem Verdruß der blöden Herren, nichts Erhebliches einwenden läßt. Sie möchten immer in allen Dingen blos nach ihrem Belieben handeln, und der rechtschaffene Mann beweist ihnen immer, daß sie nach Grundsätzen, nach Beschaffenheit der Sache, nach einem Gesetz, das über den Fürsten ist, handeln müssen. Dieser Zwang der Vernunft, der die Freiheit des Weisen ausmacht, wird ihnen endlich unerträglich; und wer kann es ihnen verdenken? Alle Augenblicke sollen sie eine Neigung, einen Wunsch, eine Leidenschaft — der Gerechtigkeit, der Klugheit, ihrem Ruhme, dem gemeinen Besten aufopfern; wider die Gründe, die man ihnen vorlegt, ist nichts zu sagen; sie fühlen es und geben nach; aber sie fühlen auch, daß nichts unlustiger ist, als immer einen andern Weg gehen müssen, als den man gehen möchte. Verlassen wir uns also darauf, daß sie sich der beschwerlichen Leute, die immer Recht haben, so bald als möglich entledigen werden. Sie werden sich gefälligere Freunde wählen; die Weisen und Redlichen werden entfernt oder so lange geplagt, bis sie selbst davongehen, und bald werden wir Vertrauen, Gunst und Gewalt in den unwürdigsten Händen sehen. Eine Zeit lang glaubt der schwache Fürst sich wohl dabei zu befinden; es ist so angenehm, immer getreue, ergebene Leute um sich zu sehen, die Alles schön und gut finden, was uns gefällt, Alles möglich, was wir wünschen, Alles preiswürdig, was wir thun! Aber gemeiniglich währt der süße Wahn nicht länger, als bis diese Nichtswürdigen sich tief genug ein-

gegraben, sich so oft und fest um ihren Raub herumgeschlungen haben, daß er sich nicht wieder von ihnen loswinden kann. Alsdann geht es ihm gemeiniglich wie den Männern, die sich aus thörichter Furcht vor den vermeinten Fesseln des Ehestandes von einer wetterlaunischen und unersättlichen Buhlerin tyrannisiren lassen. Sie seufzen unter einer unendlichemal beschwerlichern Abhängigkeit, und in Augenblicken der Nüchternheit fühlen sie sich desto unglücklicher, weil sie in der Nothwendigkeit sind, ihre Plage wie einen unheilbaren Schaden mit sich herumzutragen und zu nähren. Eine unvermeidliche Folge dieses Zustandes ist das allgemeine Mißtrauen, welches sich endlich solcher Großen bemächtiget und ihr Elend vollkommen macht. Denn wem sollen sie sich vertrauen? Bei wem sollen sie Rath und Hilfe suchen? — Bei den Männern von Verstand und Rechtschaffenheit? Unmöglich! Es ist nicht in der menschlichen Natur, zu Jemand Vertrauen zu fassen, den man nicht lieben kann, Jemand zu lieben, vor dem man sich scheuet, und Den nicht zu scheuen, von dem man Vorwürfe verdient zu haben sich bewußt ist. Und wenn auch dies nicht wäre, so bleibt ihnen doch jeder Mann von überlegnen Fähigkeiten aus eben dem Grunde verdächtig, warum ein eifersüchtiger Thersites seine Frau nicht gern von einem Adonis oder Hercules besucht sieht. Sie können sich nicht entbrechen, ihn als einen Menschen zu fürchten, der auf die eine oder andere Art ihre Schwäche an den Tag bringen wird, und der Gedanke, ihm die Entdeckung davon selbst zu machen, beleidigt ihre Eigenliebe zu sehr, als daß sie sich jemals dazu entschließen könnten.

Doch ich bin vielleicht noch viel zu freigebig, wenn ich bei einem schwachen Regenten die Fähigkeit voraussetze, Männer von Genie und Verdiensten unterscheiden zu können. Die Wenigsten, die zu jener Classe gehören, haben so viel Einsicht. Ihre Urtheile von dem Werthe der Menschen bestimmen sich gemeiniglich nach den zweideutigsten Gründen, und der schlechteste Erdensohn kann in ihren Augen ein großer Mann sein. Das findet vornehmlich bei Denjenigen statt, deren Charakter aus einer Vermischung von Gutherzigkeit und Indolenz besteht, die Alles gern von der gefälligsten Seite ansehen und aus herzlichem Widerwillen gegen alle Bemühung des Geistes lieber Jedermann für das, wofür er sich selbst giebt, gelten lassen, als sich die Mühe geben, zu untersuchen, ob der vermeinte ehrliche Mann nicht vielleicht ein Schurke sei. Daher sehen wir

unter guten Fürsten von diesem Schlage die besten und die schlechtesten Leute ungefähr auf einerlei Fuße. Man kann ein verdienstloser Mensch, man kann sogar ein Bösewicht sein, ohne zu fürchten, daß man darum weniger bei ihnen gelten werde.*) Sie beobachten eine genaue Neutralität zwischen den Männern von Verdienst und ihren Gegenfüßlern, lächeln die Einen so freundlich an als die Andern, begegnen ihnen mit gleich viel oder gleich wenig Achtung und können es unmöglich über ihr Herz bringen, einen schlechten Menschen so zu betrüben, um ihn merken zu lassen, daß er weniger werth ist als ein braver Mann. Nun ist es den Meisten, wenn sonst Alles gleich ist, viel bequemer, schlecht zu sein, als sich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienste zu bewerben, für die man ihnen keinen Dank weiß, und die bei Beförderungen oder andern Belohnungen gar nicht mit in Anschlag kommen. Die natürlichen Folgen hiervon sind, daß Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit, mit einem Worte, Tugend unter solchen Regierungen ein leerer Name ist; daß Ruhmbegierde und Nacheiferung erschlaffen und endlich gar nicht mehr stattfinden; daß Leute ohne Werth sich in Stellen einschmeicheln oder einbetteln oder einheucheln oder eindrängen, wo sie entweder durch Untüchtigkeit oder bösen Willen oder Beides zugleich den größten Schaden thun; daß diese Leute sich's

*) Einen ungemein gut hierher passenden Zug find' ich so eben in einem der Briefe des Plinius. Er betrifft den Kaiser Nerva, der noch bis auf den heutigen Tag im Besitze des Ruhms ist, einer der besten Cäsarn gewesen zu sein. Dieser gute Kaiser speiste einst mit einer kleinen Anzahl von Personen, mit denen er vorzüglich als mit seinen Freunden umging, zu Nacht. Ein gewisser Hofschranze, Namens Vejento — (ein so schlechter Mensch, daß Plinius, um dem Freunde, dem er diese Erzählung macht, in zwei Worten den vollständigsten Begriff von seiner Verächtlichkeit zu geben, die Wendung gebraucht: „Ich habe Alles gesagt, da ich Dir den Burschen genannt habe") — dieser Vejento lag zunächst an dem Kaiser, und sogar an seiner Brust (etiam in sinu recumbebat). Von ungefähr war die Rede von einem gewissen Catullus Messalinus, einem der größten Bösewichter aus Domitian's heillosen Zeiten, einem Menschen, der (wie Plinius sagt) nicht wußte, was Furcht, Scham und Mitleiden war, und den der Tyrann wie ein tödtliches Geschoß gegen jeden Rechtschaffnen, den er aus seinem Wege haben wollte, gleichsam abzuschießen pflegte. Man sprach, so lange die Tafel dauerte, von diesem Messalinus, und jeder von den Anwesenden hatte irgend eine Anekdote, die seine ruchlose und blutdürstige Gemüthsart schilderte, beizutragen. Endlich sagte der Kaiser: „Was meinen wir, wie es diesem Menschen ergangen wäre, wenn er noch lebte?" „Er würde mit uns zu Nacht essen," antwortete einer von den Anwesenden. — Dieses einzige „nobiscum coenaret" ist, wenn ich nicht irre, das vollständigste Porträt des Kaisers Nerva werth. Wie schwach mußte der Fürst sein, dem man so etwas sagen konnte! und wie gut mußt' er sein, daß man's ihm sagen durfte! S. Plin. Epist., L. IV. 22.

recht zur Pflicht machen, jedes hervorglänzende Verdienst zu verdunkeln, jedes aufkeimende Talent zu ersticken, jede gemeinnützige Unternehmung abzuschrecken; — daß, wo die Tugend keine Ehre giebt, das Laster endlich aufhört, sich zu schämen, und ausschweifende oder niederträchtige Menschen Alles wagen, weil sie merken, daß sie nichts dabei wagen; kurz, daß unter einer solchen nervenlosen Regierung just darum, weil Jeder thut, was ihm beliebt, entweder gar nichts (welches oft besser ist als Etwas) oder so viel Unverständiges, Widersinniges und Verderbliches geschieht, daß oft Menschenalter erfordert werden, die Sachen wieder in einen leidlichen Gang zu setzen.

Kleon. Ich weiß nicht, ob sich unser Freund Eukrates von seinem angebornen Haß gegen die armen Seelen, die er Schwachköpfe nennt, nicht verleiten ließ, uns ein Fratzenbild hinzumalen, wozu es ihm vielleicht schwer werden sollte, ein Original zu finden.

Eukrates. Nicht schwerer, lieber Kleon, als die Augen aufzuthun und —

Kleon. Allenfalls will ich zugeben, daß in Staaten, wo Alles von Einem abhängt, die Schwachheit dieses Einzigen einen großen Theil der schlimmen Folgen, die Du uns vorgezählt, nach sich ziehen könnte. Aber in Republiken sehe ich nicht, wie ein schwacher Mann so großen Schaden sollte thun können.

Eukrates. Wir müssen nicht vergessen, daß die Rede von einem schwachen Manne ist, den man an die Spitze der Republik gestellt hat.

Kleon. Sehr wohl! Aber kommt denn Alles auf ihn allein an? Ist seine Macht nicht eingeschränkt? Werden die Verständigen und Wohlgesinnten unthätig bleiben? oder ist es in seiner Gewalt, sie unthätig zu machen?

Stilpon. Ich besorge, guter Kleon, in einer Republik, wo man einen Mann, wie Euer Lampus ist, eben dadurch, daß man ihn an die Spitze setzt, öffentlich für den Besten erklärt, möchten die Verständigen und Wohlgesinnten schwerlich stark genug sein, die Thoren und Uebelgesinnten, die ihm den Staat verwirren helfen werden, an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Eine solche Wahl setzt schon einen Grad von Verderbniß in der Republik voraus, der wenig Hoffnung zur Genesung übrig läßt.

Eukrates. Sehr richtig! Eine solche Wahl kann nur in einer Republik zu Stande kommen, die schon lange aufgehört

hat zu empfinden, was Tugend ist. In dieser machen die Schlimmen gewiß die ungleich größere Zahl aus; und würden diese einen Mann wie Lampus (wenn man anders so ein Geschöpf einen Mann nennen kann) erwählen helfen, wenn sie nicht unter ihm Alles zu vermögen hofften? Was werden die wenigen Biedermänner, von denen wir Drei vielleicht schon einen großen Theil ausmachen, gegen ein Bündniß zwischen Dummheit und Bosheit ausrichten? Das Ansehen, wodurch wir ihren Unternehmungen Schranken setzen könnten, müßten uns die Gesetze geben; und sind nicht diese immer auf der überlegenen Seite? Wahrlich, die Form des Staats macht hierin keinen wesentlichen Unterschied. Lampus am ersten Platze der Republik schadet schon genug, wenn er ihr nichts nützt, wenn er den Verstand nicht hat, weder das Böse zu verhindern, das die Uebelgesinnten thun werden, noch die Partei der Wohldenkenden zu unterstützen und ihrer Wirksamkeit die beste Richtung zu geben. Ich gestehe gern, daß er an einem der untersten Plätze im gemeinen Wesen unschädlich sein würde. Auch hab' ich, wie Ihr wißt, nichts gegen den Mann an sich selbst. Nur will ich nicht, daß Ihr den guten Menschen wider seinen Willen zum Werkzeug unsers Unglücks und vermuthlich auch seines eigenen machen sollt, indem Ihr ihn an einen Platz stellt, wo er durch seine Unfähigkeit nothwendig schädlich werden muß.

„Aber," sagt Kleon, „wie können wir uns entschließen, eben diesen Platz einem Manne anzuvertrauen, von dem wir Alle wissen, daß er ein Bösewicht ist?" — Freilich ist es eine traurige Nothwendigkeit, die uns dazu bringt. Aber gesetzt, wir hätten einen Steuermann vonnöthen, der uns über das ägäische Meer nach Kreta führen sollte, und wir könnten in der Eile keinen andern geschickten Steuermann kriegen als einen, der sonst in jedem andern Verhältniß ein böser Bube wäre: würden wir uns und unser Schiff lieber einem guten, frommen Menschen anvertrauen, der von der Schifffahrt gar nichts verstände? Ich denke, nein. „Unser sind Viele," würden wir denken. „Wir wollen des bösen Menschen wol Meister werden, wenn er es uns zu grob machen wollte. So ein arger Bube er sonst sein mag, so ist er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerlei Schicksal zu gewarten hätte, wenn wir zu Grunde gingen, so können wir uns darauf verlassen, daß er sein Möglichstes thun wird, uns zu erhalten." Dies, däucht mich, ist nun gerade unser gegenwärtiger Fall. Megillus hat Verstand und

Thätigkeit. Wahr ist's, sein Herz taugt nichts; das Glück oder Unglück andrer Menschen ist ihm fremd; er ist stolz, herrschsüchtig, geizig, hart und grausam; niemals hat er sich über die Sittlichkeit der Mittel zu seinen Absichten ein Bedenken gemacht; ein nützliches Bubenstück hat nichts Abschreckendes für ihn, sobald er es ungestraft thun kann. Sein eigner Privatvortheil wird immer der letzte Zweck aller seiner Handlungen sein. Er wird, wenn es ihm zugelassen würde, die Republik als sein Eigenthum behandeln und die Gesetze nicht als Fesseln, die er tragen, sondern als Schlingen, denen er ausweichen muß, ansehen. Er wird Alles anwenden, sich einen Anhang zu machen, durch den er Alles vermöge, und ein jeder Freund seines Vaterlandes, der ihm entgegenarbeitet, wird einen unversöhnlichen Feind in ihm finden. Dies ist Alles wahr! Aber Megillus hat Verstand, und dieser ist uns Bürge dafür, daß er mit Bedacht und Vorsicht handeln und nie mehr, als zu seinem Zweck schlechterdings nöthig ist, Böses thun wird. Er wird sogar, theils um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben, theils um sein Spiel desto besser zu verbergen, zu allem Guten mitwirken oder wenigstens durch die Finger sehen, was er ohne Nachtheil seiner besondern Absichten thun oder zulassen kann. Sein Ehrgeiz ist die schwache Seite, auf welcher ihn die Redlichgesinnten nicht selten mit gutem Erfolge werden angreifen können. Ein Mann, der Verstand hat, mag ein so schlimmes Herz haben, als er will, so sieht er doch immer ein, wie nothwendig es ist, daß er ein Mann von Ehre, ein Beförderer der öffentlichen Wohlfahrt, ein Freund der Männer von Talenten und Verdiensten zu sein scheine; und dies macht, daß er oft gerade so handeln muß, als ob er's wäre. Außerdem haben wir bei einem Manne von diesem Schlage noch den Vortheil, daß wir, weil er mit Ueberlegung und Klugheit zu Werke geht, beinahe in jedem vorkommenden Falle ziemlich zuverlässig wissen können, was er thun wird; ein Vortheil, auf den wir bei einem Lampus, der es selbst niemals weiß, wenig Rechnung machen können. Mit einem Worte, in einem Staate, wo ein Mann von Verstand und Thätigkeit an der Spitze steht, werden andre Männer, die diese Eigenschaften auch besitzen, so sehr sie in Grundsätzen und Absichten seine Gegenfüßler sein mögen, nie ohne Einfluß sein und Jenem ziemlich das Gleichgewicht halten. Die Gewißheit, daß er bei jedem Schritt aufs Schärfste beobachtet wird, macht ihn behutsam; das Ansehen, worin die Patrioten ihres

Charakters oder Platzes wegen stehen, nöthigt ihn, sie zu schonen und, da er doch zuweilen ihres Beistandes vonnöthen hat, sie dadurch zu gewinnen, daß auch er zuweilen etwas Gutes, das sie unternehmen, befördern hilft. Ich gebe zu, daß er, auch wenn er etwas Gutes thut, aus unlautern Beweggründen handelt; aber was bekümmert uns dies? Genug für uns, die wir es mit dem gemeinen Wesen wohl meinen, daß ihn sein Eigennutz selbst oft auf unsre Seite ziehen und sein Verstand ihn nöthigen wird, manches Böse, wozu er Lust hätte, zu unterlassen, weil es ihm selbst schädlich wäre oder werden könnte, und manches Gute wider seine Neigung zu befördern, nicht weil es gut, sondern weil es ihm selbst nützlich ist.

So reich der Gegenstand, wovon wir reden, ist, so unnöthig ist es, Alles zu sagen, was sich von einer Sache sagen läßt, sobald man mit Verständigen spricht. Kleon meinte, die Frage, über die wir verschieden dachten, wäre einer Art von Berechnung fähig. Ich glaub' es selbst und überlass' es nun unserm Freunde Stilpon, den Ausspruch zu thun, auf welcher Seite am Wenigsten zu verlieren ist.

Stilpon. Soll ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen? Jeder, däucht mich, hat das Beste für die seinige gesagt, was sich sagen ließ, und sofern es hier auf eine ungefähre Berechnung der Wahrscheinlichkeiten ankäme, hat Eukrates unstreitig den Vortheil; wiewol nicht zu leugnen ist, daß es in solchen Fällen immer die zufälligen Umstände sind, die am Ende den Ausschlag geben, und diese können ebensowol für die eine als für die andre Meinung fallen. Aber legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns: Was müssen die Megarer sein, und was verdienen sie zu leiden, wenn sie ohne Noth (denn noch ist es so weit mit uns nicht gekommen, daß wir keinen andern Ausweg hätten) die Wohlfahrt ihres gemeinen Wesens auf eine so gefährliche Spitze setzen? Welch ein Einfall, nur einen Augenblick in ernstliche Ueberlegung zu nehmen, ob es besser sei, die Republik einem guten Manne ohne Kopf oder einem Schlaukopf ohne Herz preiszugeben! Unglücks genug für die Staaten, die ihre Regenten aus der Hand des Glücks empfangen, wenn der Zufall sie mit einem Unwürdigen betrügt. Sie haben keine Wahl! — Aber ein Volk, das offne Augen und freie Stimmen hat, dem sogar Gesetze und Eid die Ausübung seines kostbarsten Rechtes zur Pflicht machen, ein solches Volk muß den Menschenverstand verloren haben, wenn es sich jemals

einen Andern als seinen weisesten und besten Mann zum Regenten giebt. Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit —

Eukrates. Hier ist nichts zu verzeihen, guter Stilpon! Sie haben Recht. Aber wenn nun der größere Theil sich, wie es oft zu gehen pflegt, in seinem Urtheile betrügt und gerade den Unwürdigsten für den Besten ansieht? Wie dann?

Stilpon. Wie dann? Für diesen Fall haben die Gesetze von Megara gesorgt, dächte ich. Eben darum, weil das Volk so leicht einen Mißgriff thun könnte, haben sie das Wahlrecht in die Hände des Senats gestellt; und von den Vormündern des Staats darf und soll man doch voraussetzen können, daß sie Verstand genug haben, in jedem gegebenen Falle — Weiß von Schwarz zu unterscheiden.

Eukrates und Kleon bedankten sich lächelnd für das Compliment, das der Philosoph ihrem ehrwürdigen Orden zu machen beliebt hatte, und gingen ihres Weges. Zwei oder drei Tage darauf war der Wahltag. Die Rathsherren von Megara sahen so gut als irgend ein Philosoph in der Welt, daß es sich nicht schicke, der Republik einen so blöden Mann wie Lampus oder einen so schlimmen Mann wie Megillus zum Vorsteher zu geben. Sie verglichen sich also und erwählten einmüthig — den Gorgias, den einzigen Mann in Megara, von dem man gestehen mußte, daß er zugleich so unverständig und so bösartig sei, als ein und ebenderselbe Mensch Beides zugleich sein kann.

Der Mann rechtfertigte ihre Wahl auf die außerordentlichste Weise; denn er gab gleich in den ersten vier Wochen seiner Staatsverwaltung so viel tolles und heilloses Zeug an, als zwanzig weise Männer in ebenso viel Olympiaden nicht wieder hätten gut machen können.

„Bravo!“ rief der Philosoph Stilpon, wenn er wieder von einem neuen Bubenstück oder albernen Streiche hörte, womit der Oberzunftmeister Gorgias seine Regierung verherrlichte.

Nichts war unschuldiger, als Bravo zu rufen. Gleichwol fanden sich Leute, die in dem Tone, womit er es aussprach, etwas sehr Strafbares bemerkt haben wollten und dem Oberzunftmeister einen Bericht davon erstatteten, der nicht zum Vortheil des Philosophen war.

„Wer ist dieser Stilpon?“ fragte Gorgias. — „Ein Philosoph.“ — „Ich habe die Philosophen nie leiden können, und ich denke, wir haben sogar ein Gesetz wider sie,“ versetzte Gorgias. Wirklich war ein altes Gesetz

gegen Müssiggänger, Sternguder, Marktschreier und Leute, die mit Murmelthieren im Lande herumzogen, vorhanden. „Fort mit allem diesem Geschmeiße!" sagte Gorgias.

Der Philosoph Stilpon erhielt Befehl, binnen Tag und Nacht Megara zu räumen.

„Bravissimo!" rief der Philosoph Stilpon und zog nach Athen, wo die Philosophen (ausgenommen, daß man ihnen zuweilen für ihr Geld einen Becher voll Schierlingssaft zu trinken gab) überhaupt so wohl gelitten waren als an irgend einem Ort in der Welt.

Kurze Darstellung

der

innerlichen Verfassung und äußerlichen Lage

von Athen

in dem Zeitraum, worin Aristophanes seine noch vorhandenen Komödien auf die Schaubühne brachte.

Zuerst gedruckt im Neuen Teutschen Merkur, 1794. I. Bd. S. 19—49. Wieland nahm den Aufsatz nicht in seine Sämmtlichen Werke auf.

Um den Aristophanes völlig zu verstehen und das Vergnügen, das der größte Theil seiner Mitbürger und Zeitgenossen an seinen Stücken fanden, mit ihnen zu theilen, müßten wir mehr als zweitausend Jahre, die uns von ihm trennen, überspringen, uns gänzlich in ihre Lage, Verfassung, Polizei, Sitten und Lebensweise, in ihren Charakter, in das, was sie am Meisten interessirte, in ihre Wünsche und Entwürfe, Besorgnisse und Hoffnungen, kurz, in ihre ganze Art zu sein so lebhaft hineindenken können, als sie selbst sich unmittelbar in Allem diesem fühlten; wir müßten, so zu sagen, mit ihren Augen sehen, mit ihren Ohren hören und überdies von allen in diese Stücke verflochtnen oder darin erwähnten Personen und Sachen, bis auf die kleinsten Geschichtchen des Tages, so genau unterrichtet sein wie sie.

Da dies dem Buchstaben nach nicht möglich ist und in solchen Fällen nur ein gewisser Grad von Annäherung mehr oder weniger stattfindet, so dürfte es, ehe ich es wagen kann, meinen vor Kurzem angekündigten Versuch einer Uebersetzung der Acharner (welche auch der Privatfriedensschluß, oder der Friede des Dikäopolis betitelt werden könnten) und der Ritter oder Demagogen[1]) zur öffentlichen Beschauung aufzustellen, vonnöthen sein, eine in die möglichste Kürze zusammengezogene Darstellung der Verfassung und Lage der Republik Athen vorauszuschicken, um meinen Zweck, eine, so viel mir möglich war, getreue Uebersetzung dieser Stücke des berühmtesten Dichters der alten Komödie unsern der griechischen Sprache unkundigen Lesern verständlicher und brauchbarer zu machen, wenigstens in einigem Grade zu erreichen.

---

[1]) Wieland's Uebersetzung der Acharner ward wenige Monate später im Neuen Teutschen Merkur (1794. August, September, October) veröffentlicht; die der Ritter folgte 1797 im Attischen Museum (II. Bds. 1. Heft) und die der Wolken ebendaselbst 1798 (im 2. und 3. Heft des II. Bds.). — A. d. H.

1.

Innerliche Verfassung der Stadt Athen vor Solon.

Die Geschichte von Athen verliert sich wie jede andere, wenn sie zu weit in den Nebel der Vorwelt zurückdringen will, in den Mythen ihrer Götter- und Heroenzeit. Attika zählte von Cekrops, den die Tradition zum ersten Stifter des nachmaligen Athen's macht, bis zu Theseus, ihrem zweiten und eigentlichen Stifter, neun und von Diesem bis zu Kodros (der sich freiwillig aufopferte, um seinen Mitbürgern in ihrem ersten Kriege mit den dorischen Lacedämoniern den Sieg zu verschaffen) sieben Könige oder erbliche Staatsvorsteher, in deren Person die oberpriesterliche Würde mit dem oberrichterlichen Amt und der Gewalt des obersten Feldherrn vereiniget war.

Die damalige Verfassung Athen's sowie aller andern gleichzeitigen griechischen Völkerschaften war aus der monarchischen, aristokratischen und demokratischen zusammengesetzt oder vielmehr durch einen aller ursprünglichen politischen Gesellschaft natürlichen Bildungstrieb auf diese Weise organisirt. Da in diesen Zeiten noch an keine geschriebene Gesetze zu denken war, auf welche die Einrichtung der bürgerlichen Ordnung gegründet gewesen wäre, so mußte in dieser gemischten Verfassung das Uebergewicht jedesmal auf der Seite der Monarchie sein, so oft (was damals noch ziemlich häufig begegnete) Tapferkeit, Klugheit, Beredsamkeit und Popularität sich in der Person des Königs vereinigten und ihm also natürlicherweise das Vertrauen und die Liebe des Volks erwarben, welches sich immer gern führen läßt, so lang es gut geführt wird. In dieser Verfassung vermochte zwar der König nichts ohne den guten Willen des Volks; hatte er diesen aber einmal durch seine persönlichen Eigenschaften gewonnen, so regierte er gewissermaßen unumschränkt.

Die Würde der Könige war erblich, aber die persönlichen

Vorzüge waren es nicht. Kein Wunder also, daß Völker, die ihrer Freiheit und ihrem Antheil an der gesetzgebenden Gewalt nie entsagt hatten, sich von der Herrschaft des dunkeln Gefühls, wodurch sie an der Familie ihrer Regenten hingen, ziemlich leicht losrissen, sobald diese letztern nicht auch an persönlichen Vorzügen und Tugenden die Ersten unter ihrem Volke waren. Vermuthlich waren die Athener der königlichen Regierung schon lange überdrüssig, als sie nach dem Tode des Kodros die heroische Tugend dieses edelmüthigen Fürsten zum Vorwand nahmen, den Beschluß zu fassen: daß kein Sterblicher verdienen könne, der Nachfolger eines solchen Königs zu sein, und daß künftig kein Andrer als Zeus König von Attika sein sollte.

Indessen erfolgte — — zur Ehre des gesunden Verstandes der Athener — der Uebergang von ihrer ursprünglichen Verfassung zur Demokratie nicht anders als durch mehrere Stufen, und so, daß die mit jeder Staatsveränderung gewöhnlich verbundenen Erschütterungen, wo nicht gänzlich vermieden wurden, wenigstens nicht so zerstörend waren, als ein plötzlicher Uebergang von einem Aeußersten zum andern vermöge der Natur der Dinge und der Menschen sein muß. Athen wurde nach Abschaffung der königlichen Würde durch Archonten regiert, deren Amt während einem langen sehr dunkeln Zeitraum lebenslänglich und erblich war, aber um die Zeit der siebenten Olympiade auf zehn Jahre eingeschränkt wurde. Doch auch bei dieser Einrichtung blieb es nicht viel über 70 Jahre; denn im dritten Jahre der 24. Olympiade wurde das zehnjährige Archontat abgeschafft und das Ansehen und die Gewalt desselben unter neun Archonten vertheilt, welche alle Jahre wieder ebenso viel andern Platz machen mußten. Aber diese Archonten wurden ausschließlich aus dem Adel erwählt, d. i. aus der ansehnlichen Zahl mächtiger aristokratischen Familien, die zum Theil ihre Stammbäume bis zu den Königen der Heldenzeit hinaufführten und nach und nach Mittel gefunden hatten, den schönsten und ergiebigsten Theil von Attika zu ihrem Erbeigenthum zu machen. Der größere Theil des Volks wurde bei allen diesen Staatsveränderungen für nichts gerechnet und gewann auch nichts dabei. Alle politische, militärische und religiöse Autorität war nach dem Zeugniß des Aristoteles in den Händen dieser edeln Ritter, denen ihre Gewohnheit (nach Art des alten thessalischen Adels), nur zu Pferde zu streiten, eine immer siegreiche Obermacht über das schlecht bewaffnete

und noch schlechter angeführte Volk gab.*) Die Regierung zu Athen war also in diesen Zeiten eine wahre Aristokratie, und der Adel bediente sich der doppelten Gewalt, die ihm seine Reichthümer und die obrigkeitlichen Würden, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, gaben, mit so wenig Mäßigung, daß das Volk nach und nach in einen noch tiefern Grad von Armuth, Sclaverei und Elend herabgedrückt wurde, als selbst derjenige war, der in unsern Tagen in Frankreich die schrecklichste aller Revolutionen hervorgebracht hat.

In einem solchen Zustande konnte es wol nicht anders sein, als daß sie sich den Zustand ihrer Vorfahren unter den alten Königen in Vergleichung mit dem ihrigen als glücklich und beneidenswerth vorstellen mußten.

In dem Maße, wie ihr Haß gegen die unterdrückende Regierung einer übermüthigen, sich Alles erlaubenden Aristokratie zunahm, wurde das Verlangen, die alte Demokratie, von welcher die Tradition den Theseus selbst zum Stifter machte, wiederhergestellt zu sehen, um so lebhafter und ungeduldiger, da die mit Blut geschriebenen Gesetze des Drakon und die Oligarchie, durch welche er die aristokratische Verfassung zugleich befestigen und in Schranken halten wollte, das allgemeine Mißvergnügen und die Mißhelligkeit zwischen dem Adel und dem Volke mehr vergrößert als gedämpft hatten. Indessen würde es doch dem letztern beinahe unmöglich gewesen sein, seine Fesseln abzuschütteln, wenn die unter den Aristokraten selbst immer zunehmende Uneinigkeit und die gewaltsamen Ausbrüche, zu welchen es endlich zwischen den Parteien des Kylon und des Megakles gekommen war, dem sehr lebhaft daran Theil nehmenden Volke nicht Gelegenheit verschafft hätten, aus seiner langen Unthätigkeit zu erwachen und durch die Bemühungen der Parteiführer, es auf ihre Seite zu ziehen, seine eigene Stärke fühlen zu lernen.

2.

Die Demokratie Solon's.

Um diese Zeit lebte zu Athen ein Mann, der sich durch seine Weisheit, Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit bei allen Parteien in großes Ansehen gesetzt und, wiewol er als

*) Gillies, History of Greece, Vol. I.

Abkömmling aus einem ehemals königlichen Hause von aristokratischer Geburt war, das Zutrauen des Volks in einem so hohen Grade erworben hatte, daß bei jeder wichtigen Ereigniß, wo die Wohlfahrt des gemeinen Wesens auf dem Spiele lag, alle Augen auf ihn gerichtet waren. Dieser Mann, der durch Weisheit und Tugend (zwei Eigenschaften, deren Werth gewöhnlich nur anerkannt wird, wenn sie das letzte Mittel sind, das einen zu Grunde gehenden Staat retten kann) dazu bestimmt schien, eine große und heilsame Revolution in Athen zu bewirken — war Solon. Er hatte sich bereits dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er die Händel zwischen den Kyloniern*) und Megakleiern, welche der ganzen Stadt verderblich werden konnten, durch sein Ansehen auf einige Zeit wenigstens beigelegt und den Megakles nebst allen Andern, die an der Ermordung der Kylonier unmittelbaren Antheil gegenommen, dahin gebracht hatte, sich dem Urtheilsspruch eines Gerichts von dreihundert Männern aus den Vornehmsten in Athen zu unterwerfen und demselben zufolge sich aus Attika verbannen zu lassen. Da aber die hierdurch bewirkte Ruhe von keiner Dauer war und die immer zunehmenden Beschwerden des von den reichen und Alles vermögenden Aristokraten unterdrückten Volkes bald darauf einen neuen Aufstand im ganzen Attika verursacht hatten, wurde Solon im dritten Jahre der 46. Olympiade**) zum Archon und zugleich, mit Einstimmung aller Parteien, zum Gesetzgeber erwählt und bevollmächtiget, die Republik nach seinem Gutbefinden einzurichten.

Die Geschichte hat vielleicht kein anderes Beispiel eines solchen Vertrauens eines ganzen Volks in die Weisheit und Rechtschaffenheit eines einzelnen Privatmanns aufzuweisen. Solon zeigte sich desselben durch eine Gesetzgebung würdig, die von je her ein Gegenstand der Bewunderung aller Verständigen

*) Kylon, einer der mächtigsten Edlen von Athen, hatte sich mit Hilfe einer starken Partei der Alleinherrschaft (wie er beschuldigt wurde) oder vielleicht auch nur des Uebergewichts über die Partei des Megakles bemächtigen wollen und war nebst vielen seiner Verwandten und Anhängern an den Altären, zu welchen sie ihre Zuflucht genommen hatten, von den Megakleiern ermordet worden. Diese Frevelthat, welche, so lange sie unbestraft blieb, nach dem Glauben der Athener unaufhaltbares Verderben über sie Alle bringen mußte, hatte die Stadt in große Unruhe versetzt und endlich den Aufruhr veranlaßt, von welchem hier die Rede ist.

**) Ungefähr 150 Jahre vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges.

gewesen und bis auf diesen Tag die Grundlage der bürgerlichen Gesetze des ganzen Europa geblieben ist.*)

Ein großer Theil der Gesetze Solon's dauerte so lange als die Republik, welche von dieser Zeit an sich nur alsdann, wenn sie in ihrer vollen Kraft wirkten, und nur insofern, als ihnen Folge geleistet wurde, wohl befand. Aber von der Staatsverfassung, die er den Athenern gab, kann man mit gutem Grunde sagen, daß sie nie zu wirklicher Consistenz gekommen, sondern durch entgegenwirkende Ursachen, die er weder voraussah, noch, wofern er sie vorausgesehen, zu verhindern im Stande war, in ihren wesentlichsten Theilen dergestalt verändert worden, daß das, was man von seinen Gesetzen beibehielt, den großen Zweck, auf welchen das Ganze angelegt war, unmöglich bewirken konnte.

Solon kannte die Athener und gab ihnen also gerade diejenige Verfassung, die, ohne an sich selbst die beste aller möglichen zu sein, gerade diejenige war, welche sich am Besten für ihren Charakter, ihre Lage, ihre Bedürfnisse und ihren ganzen damaligen Zustand schickte. Er wollte sich in der neuen Ordnung der Dinge so wenig als möglich von den Grundmaximen der Gerechtigkeit entfernen und dachte also nicht daran, das Volk zur Rache gegen seine bisherigen Unterdrücker zu reizen und die Aristokraten gänzlich zu berauben und zu vernichten. Er sah sehr gut, daß es auf der einen Seite weder billig noch möglich sei, dem Volke seine unleugbaren Rechte länger vorenthalten zu wollen; daß es aber auf der andern thöricht und gefährlich sein würde, die Regierung einer Republik, deren Wohlstand so sehr von Klugheit und Mäßigung abhing, einem rohen und dabei so leichtsinnigen, raschen und wankelmüthigen Volke, wie die Athener waren, auf Gerathewohl zu überlassen. Alle diese Betrachtungen und Rücksichten also bewogen ihn, seinen Mitbürgern diese gemischte Verfassung zu geben, die bei dem Isokrates und Andern etwas uneigentlich die Demokratie des Solon heißt; eine Verfassung, worin der Antheil, den das Volk an der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt verlangte und zu verlangen berechtigt war, durch das Ansehen und den Einfluß eines Senats und eines obersten Gerichtshofes, von welchen alle Plebejer ausgeschlossen waren, eingeschränkt wurde. Er

*) Die neue, aber noch zu keinem Dauer versprechenden politischen Körper organisirte französische Demokratie ausgenommen.

glaubte für das Volk genug gethan zu haben, indem er dasselbe von dem Joche einer tyrannischen Aristokratie befreite und es gegen alle ungebührlichen Bedrückungen durch die höchste Gewalt, die er den allgemeinen Volksversammlungen wieder zueignete, sicher stellte; aber er glaubte nicht weniger, daß eine bessere Erziehung und die stärkere persönliche Theilnehmung an der Erhaltung und dem Wohlstande des Staats, die mit dem Besitz eines beträchtlichen Landeigenthums nothwendig verbunden ist, dem Adel mehr Tauglichkeit zu den wichtigern Staatsbedienungen gebe, als man bei den rohen Ziegenhirten von Diakrien oder bei dem Handwerksmann zu Athen und bei den Schiffszimmerleuten, Schmieden, Matrosen und Fischern im Piräos und an der Seeküste von Attika voraussetzen könne. Dieses Postulat leidet freilich seine Ausnahmen; und es scheint hart, daß ein Mann, der dem Vaterlande durch Rechtschaffenheit und vorzügliche Naturgaben gute Dienste zu leisten fähig wäre, blos deswegen von den wichtigern Staatsbedienungen ausgeschlossen sein soll, weil ihm sein Vater weniger als zweihundert attische Medimnen jährliches Einkommen hinterlassen hat. Indessen lehrte die Erfahrung, daß Solon die Sache richtig gefaßt und wohl daran gethan hatte, um dieser anscheinenden Unbilligkeit willen eine politische Maxime nicht aufzugeben, die sich auf den gewöhnlichen Lauf der Dinge und auf eine Art von Ungleichheit gründet, die von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft unzertrennlich ist.

In Solon's Demokratie sollte die höchste Gewalt des gesetzmäßig versammelten Volks (der Ekklesia) durch zwei mächtige Gegengewichte, den Senat der Vierhundert (Bule) und den Areopagos, auf eine Art im Zaume gehalten werden, welche, wofern es bei seiner Einrichtung geblieben wäre, wahrscheinlich die Republik Jahrhunderte lang im nöthigen Gleichgewicht erhalten und vor allen Uebeln der Demagogie, Anarchie und Tyrannie bewahrt haben würde. Denn der Senat hatte (außer andern ansehnlichen Vorzügen) allein das Recht, die große Volksgemeine zusammenzuberufen; ihm kam es zu, die Materien, die vor selbige gebracht werden sollten, vorher zu untersuchen und vorzubereiten; er hatte es in seiner Gewalt, dem Gang der Geschäfte, je nachdem er es nöthig oder zuträglich fand, eine langsamere oder schnellere Bewegung zu geben; er konnte Manches verhindern und, was er nicht gänzlich verhindern konnte, wenigstens aufhalten; überdies

hatte er noch das wichtige Vorrecht, Verordnungen machen zu dürfen, welche, ohne die Sanction des Volkes als höchsten Gesetzgebers erhalten zu haben, ein ganzes Jahr lang die völlige Kraft eines Gesetzes hatten. Der Areopagos, in welchem nur die alle Jahre wieder abgehenden Archonten Sitz und Stimme hatten,*) war nicht nur das oberste Criminalgericht, sondern ihm war auch die Oberaufsicht über Gesetze, Religion und Sitten, ja, in Fällen, wo das Heil des Staats Gefahr lief, sogar eine Art von dictatorischer Gewalt anvertraut. Ueberdies verbreitete noch der gemeine Volksglaube, „es hätten in uralten Zeiten Götter selbst (Poseidon und Ares) sich dem Rechtsspruch dieses ehrwürdigen Gerichtshofes unterworfen," eine gewisse Heiligkeit über denselben, deren Erhaltung in einem populären Staat nichts weniger als gleichgiltig war.

Diese beiden höchsten Collegien konnten, wie gesagt, nach Solon's Anordnung nur mit Personen aus den drei ersten Classen besetzt werden und machten in dieser Rücksicht den aristokratischen Theil seiner Constitution aus. Die vierte Classe, die (im Durchschnitt genommen) aus Menschen ohne Erziehung und Vermögen bestand, war überhaupt von allen obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen und hatte sich dies auch anfangs ganz gerne gefallen lassen. Sie sahen wohl ein, daß sie dadurch nur einer Last, der sie nicht gewachsen waren, überhoben wurden, und daß Staatsbedienungen, die nicht nur mit keiner Besoldung, sondern zum Theil noch mit beträchtlichen Ausgaben verbunden waren, sich auf keine Weise für Handwerksleute und Taglöhner schickten, die alle ihre Zeit und Kräfte auf Erwerbung des Nothdürftigen für sich und die Ihrigen zu verwenden hatten. Begüterte Bürger rechneten sich's zur Pflicht, ihre Muße dem Vaterlande zu widmen und Aemter auf sich zu nehmen, die im eigentlichsten Verstande bloße Ehrenstellen waren; dem gemeinen Mann hingegen, der für die Besuchung der sogenannten Ekklesia damals noch nicht bezahlt wurde, war es nützlich, nur bei wichtigern Gelegenheiten von seinen eigenen Geschäften abgerufen zu werden. Er konnte die Vollziehung der Gesetze, die Polizei, die Verwaltung der Einkünfte und Ausgaben des Staats und alles Andre, was der öffentliche Dienst erforderte, um so ruhiger in den Händen

*) Insofern sie nämlich nach abgelegter Rechenschaft von ihrer Amtsverwaltung dieser Ehre nicht vom Volk unwürdig erklärt wurden.

seiner reichern Mitbürger lassen, da diese ihm alle Jahre Rechenschaft von ihrem Haushalten ablegen mußten und überhaupt die ganze Solonische Demokratie so organisirt war, daß das Volk, sofern und so lang es seine Rechte nicht selbst aufgab, von dem Ehrgeiz seiner Edeln wenig zu besorgen hatte.*)

Solon scheint bei seiner ganzen Einrichtung auf die Fortdauer der Umstände, worin die Republik sich damals befand, und überhaupt mehr auf das gerechnet zu haben, wozu sie durch die physische Beschaffenheit ihres Bodens, ihre Lage am Meer und ihre natürlichen Verhältnisse gegen die übrigen griechischen Freistaaten bestimmt zu sein schien, als auf das, was sie unter Voraussetzungen und Bedingungen, wovon er sich wenig träumen ließ, zufälligerweise in der Folge werden könnte. Seine Absicht ging darauf, Athen in eine Verfassung zu setzen, worin es vielmehr sich selbst in einem glücklichen Mittelstand zu erhalten im Stande wäre, als nach Eroberungen und hohen Dingen zu trachten versucht würde; mehr darauf, daß es seine Unabhängigkeit und den ansehnlichen Rang, den es immer unter den griechischen Städten eingenommen hatte, behaupten könnte, als daß es sich des Primats und einer Hegemonie gelüsten lasse, die im Grunde nur ein milder Name für eine verhaßte Oberherrschaft war, zu welcher kein einzelner Staat in Hellas berechtigt sein konnte, und welche in der Folge, als Sparta, Athen und Thebä sich wechselsweise derselben anmaßten, jedem einzelnen und endlich allen verderblich wurde.

Da der Boden von Attika größtentheils wenig fruchtbar war und selbst bei der höchsten Cultur nicht hinreichte, ein zahlreiches Volk zu nähren, so richtete Solon sein hauptsächlichstes Augenmerk darauf, daß er seine Mitbürger dahin zu bringen suchte, sich nicht blos auf die Benutzung ihres Landeigenthums einzuschränken, sondern auch von ihrer so bequemen Lage zum Seehandel und von ihren vorzüglichen Fähigkeiten zu allen Arten von Künsten und Handarbeiten die möglichsten Vortheile zu ziehen. Athen, durch den kleinen Umfang seines Gebiets und seinen dürren, steinichten und salzigen Boden zu ewiger Armuth verdammt, konnte nur durch Betriebsamkeit und Kunst-

*) Da ich in meinem Urtheil über die Solonische Republik mich in einigem Widerspruch mit dem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser der „Recherches Philosophiques sur les Grecs" befinde, so behalte ich mir eine ausführlichere Darstellung meiner Gründe auf eine andere Zeit vor.

fleiß, durch Manufacturen, Schifffahrt und ausgebreiteten Handel reich, blühend und mächtig werden. Aber eben dies, was er sich als eine der wohlthätigsten Früchte seiner Gesetzgebung versprach, würde unfehlbar das Volk in dem Maße, wie es auf diesem Wege mit Ueberfluß, Reichthum und Luxus bekannt worden wäre, angereizt haben, die Schranken, die er ihm gesetzt hatte, zu überspringen und, mit bürgerlicher Gleichheit nicht zufrieden, auch diese politische Gleichheit aller Volksclassen zu fordern, welche er der Republik aus guten Gründen nicht für zuträglich hielt. In dieser Rücksicht kann man also sagen, daß der glückliche Ausgang des berühmten medischen (oder persischen) Krieges die auf ihn erfolgten großen Veränderungen in der innern Verfassung von Athen nur beschleunigt habe, weil sie höchst wahrscheinlich auch unter dem Einfluß eines ununterbrochnen Friedens zwar langsamer, aber ebenso gewiß erfolgt sein würden. Eine ewig unwandelbare Staatsverfassung ist ein Hirngespenst. Solon that ohne Zweifel das Beste, was er unter den gegebenen Bedingungen konnte; aber es war nicht schwer, vorauszusehen, daß eine Demokratie, worin der Adel so viel Uebergewicht hatte, sich bald genug entweder in Alleinherrschaft eines Einzigen oder in eine völlig populare Regierung oder Laokratie umwandeln würde. Das Erste erfolgte noch bei Solon's Lebzeiten, indem Pisistratos, eines von den Häuptern der drei Factionen, welche die Republik noch immer im Schwanken erhielten, der in seiner Person alle Eigenschaften und Talente, wodurch man das Vertrauen des Volks gewinnen und sich zum Meister der Herzen machen kann, vereinigte, in dieser Popularität Mittel gefunden hatte, sich der Akropolis von Athen und mit ihr der eigenmächtigen Alleinherrschaft (Tyrannie) zu bemächtigen, die er nach einer nicht ununterbrochnen, aber überhaupt sehr klugen, gemäßigten und glücklichen Regierung von 32 Jahren seinen Söhnen Hipparchos und Hippias so ruhig als ein väterliches Erbgut hinterließ. Jeder rechtmäßige Fürst, der so regierte wie Pisistratos und Hipparchos, würde von seinem Volk angebetet werden; aber die Athener — wiewol sie sich von dieser Zeit an fast immer von irgend einem einzelnen Demagogen bald längere bald kürzere Zeit regieren ließen, wollten von Niemand eigenmächtig und wider ihren Willen regiert sein. Die sogenannte Tyrannie der Pisistratiden, die dem Adel noch verhaßter war als dem gemeinen Volke, endigte sich also damit, daß Hipparchos von Har-

modios und Aristogeiton ermordet und Hippias einige Jahre darauf von Klisthenes, dem Sohn Alkmäon's, aus einem der mächtigsten unter den edeln Geschlechtern, mit Hilfe der Spartaner aus Attika vertrieben, die Tyrannie abgeschafft und die vorige Demokratie wiederhergestellt wurde.

Bei dieser abermaligen Revolution blieb zwar das Wesentlichste der Solonischen Demokratie noch unberührt; jedoch erlitt sie unter der Staatsverwaltung des Demagogen Klisthenes einige Abänderungen, deren natürliche Folgen die Grundfeste derselben untergruben und in Verbindung mit andern zufälligen Ursachen nach und nach eine neue Ordnung der Dinge herbeiführten. Die tyrannische Regierung des durch die Ermordung seines Bruders erbitterten Hippias und die Unruhen, die auf die Verjagung des Tyrannen und seiner Anhänger folgten, und vornehmlich (wie es scheint) die Absicht des Klisthenes, sich gegen seinen Antagonisten Isagoras und die mißvergnügten Aristokraten eine mächtige Partei zu machen, hatte ihn bewogen, eine sehr ungleichartige Menge von Fremden und andern, des Athenischen Bürgerrechts nach Solon's Gesetzen unfähigen Menschen zu demselben zuzulassen. Die Bevölkerung von Athen nahm dadurch in Kurzem so sehr zu, daß die vier Zünfte, in welche Solon die Bürger eingetheilt hatte, mit sechs neuen vermehrt werden mußten, und aus ebenderselben Ursache wurde auch der Senat von vierhundert Männern auf fünfhundert gesetzt, indem jede der zehn Zünfte das Recht erhielt, jährlich 50 Bürger aus ihrem Mittel durchs Loos in den Senat zu erwählen und der Reihe nach vermittelst dieser ihrer Repräsentanten 35 Tage lang das Präsidium in demselben zu führen. Auch der Ostrakismos, der dem versammelten Volke das Recht gab, jeden Bürger, wie groß auch sein Ansehen und seine Verdienste sein möchten, ohne Angabe oder Erweis eines Verbrechens auf zehen Jahre aus Attika zu verweisen, war eine Erfindung dieses Demagogen, der, um das Volk mit seinem guten Willen zu beherrschen, kein Bedenken trug, das Interesse der aristokratischen Classe, in welcher er geboren war, und das Beste der Republik selbst aufzuopfern und einem Pöbel das Uebergewicht im Staate zu verschaffen, der zwar vielleicht an Genialität, Witz, Lebhaftigkeit des Geistes und selbst an feinem Gefühl, Mäßigung und Edelmüthigkeit nie seinesgleichen hatte, aber doch in Allem, was das Wesen des Pöbels ausmacht, so gut Pöbel war als jeder andere.

Nachdem das gemeine Volk zu Athen, welches um diese Zeit vielleicht zur Hälfte aus ehemaligen Ausländern, Bastarden von fremden Müttern und freigelassnen Sclaven bestand, einmal so viel erhalten hatte, so war nichts natürlicher, als daß es seine Wünsche und Forderungen immer weiter ausdehnte und auch die noch immer bestehende Solonische Classification und das Gesetz, welches die Theten, d. i. die Bürger von der untersten Classe, von den höhern Magistraturen ausschloß, immer ungeduldiger ertrug. Indessen blieb es demungeachtet noch über dreißig Jahre bei der bisherigen Observanz. Als aber die Gefahren des medischen Krieges, der die Republik an den Rand des Untergangs gebracht hatte, glücklich überstanden waren und die Siege bei Marathon, Artemisium, Salamis, Platäa und Mykale den Muth und Stolz der untersten, aber zahlreichsten Bürgerclasse, durch deren Tapferkeit sie gewonnen worden waren, noch mehr erhöht hatten,*) so war es nicht länger möglich, die immer lauter werdenden Forderungen des Volks anders als durch Nachgiebigkeit zum Schweigen zu bringen. Der Adel lief bei einer längern Widersetzlichkeit Gefahr, gänzlich unterdrückt zu werden; und Aristides selbst, dessen Anhänglichkeit an die Solonische Verfassung der Republik bekannt war, veranlaßte das neue Gesetz, wodurch auf immer festgesetzt wurde, daß keine Classe von Bürgern von der Staatsverwaltung ausgeschlossen sein und die Archonten aus allen Athenern erwählt werden sollten.

Von dem Tage, da die Athener dieses Gesetz zur Grundlage ihrer Constitution machten, datirt nun diese gänzliche unbeschränkte Volksregierung, welche Herodot (der sie entstehen sah) und einige Neuere mit ihm als die Quelle aller der glänzenden Vorzüge, wodurch sich Athen über alle Städte der ältern und neuern Welt erhoben hat, betrachten; diese Demokratie, welche allerdings in ihren ersten Jahren durch den Drang der Zeitumstände und den Wetteifer eines Themistokles, Aristides, Cimon und Perikles eine ungewöhnliche Energie äußerte und durch den glücklichen Zufall, daß sich um eben diese Zeit so viele Männer von Genie, Talenten und Verdiensten aller Art in Athen beisammen fanden, die schönste Epoche der Musenkünste, der bildenden Kunst, der Beredsamkeit und der Philosophie in dem engen Zirkel ihrer eigentlichen Dauer einschloß,

*) Gillies, History of Greece, Vol. II. pag. 153 der Basler Ausgabe.

aber, wofern man ihr auch zum Verdienst anrechnen wollte, diese goldne Zeit der Humanisirung, Aufklärung und Verschönerung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens begünstiget zu haben, dennoch unstreitig, indem sie die von Solon mit großer architektonischer Kunst aufgeführte Staatsverfassung aus ihren Angeln hub, den Verlust der Freiheit und den tiefen Fall der Republik von einer momentanen Höhe, worauf sie sich nicht erhalten konnte, beschleunigte.

Wiewol man mit Grunde sagen kann, daß die Macht und der Wohlstand oder die Schwäche und der Verfall der Staaten nicht sowol von der Form ihrer Regierung als von der Beschaffenheit der Menschen, welche regieren, und Derer, welche regiert werden, abhange, so ist doch die Demokratie eben darum die schlechteste aller Regierungsarten, weil sie, um zweckmäßig bestehen zu können, sowol bei Denen, welche regieren, als welche regiert werden sollen, einen so hohen Grad von Gerechtigkeit, Mäßigung, Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe und immerwährender Selbstverleugnung, kurz, von Weisheit und Tugend voraussetzt, als man (Augenblicke von Enthusiasmus in außerordentlichen Fällen abgerechnet) von den Menschen, wie sie sind und wahrscheinlich immer sein werden, nicht erwarten kann. Nicht nur der höchste Grad von politischer, sondern selbst von moralischer Tugend müßte das belebende Princip einer Demokratie sein, wenn sie, ich will nicht sagen in Gestalt eines blühenden und mächtigen Staats, sondern nur in einem Zustande von Unabhängigkeit und Lebensgenuß sich lange sollte erhalten können. Eine Staatsverfassung, deren Dauer von einer moralisch unmöglichen Voraussetzung abhängt, ist ganz gewiß die schlechteste unter allen; und wenn J. J. Rousseau jemals eine Wahrheit gesagt hat, so war es, da er behauptete, „daß eine Demokratie lauter Götter zu Bürgern haben müßte.“

Die Demokratie wie jeder andere Staat besteht aus Menschen, welche regieren, und welche regiert werden sollen; aber das Eigene in ihr ist, daß die Regierenden zugleich die Regierten, die Regierten hingegen der Souverän selbst sind. Der Regent eines vielköpfigen, übelgezogenen, leichtsinnigen, raschen, seinen Launen, Einfällen und Leidenschaften mit Hitze sich überlassenden Souveräns wird unfehlbar nur sehr kurze Zeit oder sehr schlecht regieren; und ein Souverän, der seinen Regenten alle Augenblicke ostrakisiren oder zum Schierlingsbecher verurtheilen kann, wird gewiß ein schlechter Unterthan sein. Natürlicherweise ver-

führt, betrügt, besticht und verderbt also in einem solchen Staate der Regierer immer den Regierten und der Regierte den Regierer wechselsweise. Das Volk, das sich seiner Souveränität bewußt ist, will immer geschmeichelt und gehätschelt*) sein; wer ihm am Besten nach dem Munde zu reden weiß, ihm immer was Angenehmes vorlügt, sich zum gefälligsten und brauchbarsten Werkzeug seiner Leidenschaften macht, den unbeschränktesten Eifer für sein Bestes heuchelt, seine Phantasie am Lebhaftesten zu unterhalten, seine Lieblingsneigungen am Geschicktesten zu erregen, zu lenken und, wo nicht wirklich zu befriedigen, wenigstens mit süßen Hoffnungen zu berauschen weiß: der ist sein Mann, sein Günstling, sein Abgott, dem schenkt es sein ganzes Vertrauen, von dem läßt es sich Alles gefallen, der kann ihm Alles weismachen und es an der Nase führen, wohin er will; kurz, der ist (so lang es dauert) sein wahrer Herr und Meister und regiert, wenn er das Genie und die Talente eines Perikles hat, unumschränkter und ruhiger von der Redekanzel herab als irgend ein morgenländischer Despot auf dem Throne seiner Väter. Wie könnte man nun erwarten, daß in einer Demokratie, wo das Volk als der höchste Gewalthaber so beschaffen ist, die rechtschaffensten und edelgesinntesten Bürger — d. i. Männer, die zwischen dem, was dem Volke wahrhaft nützlich ist, und dem, was seinen Neigungen schmeichelt, einen großen Unterschied machen und das gemeine Beste ihrem Privatvortheil vorziehen, sich lange in der Gunst dieses Volks sollten erhalten können? Wie sollte es zugehen, daß ein Aristides nicht früher oder später einem Themistokles, ein Cimon einem Perikles, ein Nicias einem Alcibiades Platz machen müßte? Was ist begreiflicher, als daß ein Mann wie Sokrates, wiewol unleugbar der Weiseste und Tugendhafteste seiner Zeit und also gerade der Mann, der am Besten zum Vorsteher einer von ihrem Princip wirklich beseelten Demokratie taugt, gar nicht in derselben aufkommen kann? Und was kann man hingegen gewisser erwarten, als daß endlich — zumal wenn das Volk noch immer eine Art von Erbadel in seiner Mitte hat, dem es keine große Anmuthung zur popularen Regierung

*) Herr Adelung sagt: dieses Wort, welches liebkosend streicheln bedeute, sei nur im Oberdeutschen üblich. Wir wollen es also, wenn es der Majorität beliebt, auch im Hochdeutschen üblich machen; denn warum sollen wir unsre reiche Sprache muthwilligerweise arm machen und mit zwei Worten sagen, was wir mit einem besser sagen können?

zutrauen kann — die Staatsverwaltung und die wichtigsten Magistraturen mit Vorbeigehung der Würdigsten in die Hände schlechter Menschen ohne Erziehung, ohne Kopf, ohne Kenntnisse und ohne Moralität gerathen müssen, die ihre Gunst bei dem Volk blos jenen zweideutigen Talenten und niedrigen Kunstgriffen zu danken haben, wodurch es oft den verächtlichsten Wichten gelingt, sich bei einem vielköpfigen Souverän so gut als bei denen, die nur einen (und oft ziemlich leeren) Kopf haben, wichtig zu machen?

Dies war es denn auch, was in der neuen Demokratie zu Athen erfolgte, nachdem der medische Krieg auf eine für die Griechen überhaupt und für Athen insbesondere so glorreiche Art geendigt und die noch immer ansehnliche und überwiegende aristokratische Partei theils durch die Verbannung des Themistokles und die Ostrakisirung Cimon's, theils durch die glänzenden Vorzüge und Talente des berühmten Demagogen Perikles vollends in die Luft gesprengt worden war.

Dieser Letztere, wiewol seiner Geburt und Erziehung sowol als seines Reichthums wegen unter den Edeln Athen's der Ersten einer, hatte gar bald eingesehen, daß er sich, um Alles in der Republik zu vermögen, an die Spitze der demokratischen Partei stellen und die höchste Gewalt des Volks um so eifriger geltend machen müsse, da er sicher war, daß er sie dadurch in seine eigene Hände spielte. Denn die Republik, welche vor Kurzem durch die Klugheit und das einnehmende Betragen ihrer Generale Aristides und Cimon die Spartaner von der Hegemonie*) der verbündeten griechischen Republiken auf dem festen Lande und den Inseln verdrängt hatte und überdies durch ihre große Seemacht, ihren blühenden Handel und täglich wachsenden Reichthum sich zu gleicher Zeit zu den größten Hoffnungen berechtigt und der ungeduldigsten Eifersucht der Peloponnesier und Böotier ausgesetzt sah — die Republik, sage ich, bedurfte unter diesen Umständen eines Mannes von großem Geist, der mit einem festen Charakter alle Geschicklichkeit, Kenntnisse und Klugheit eines vollkommnen Staatsmannes in sich vereinigte; und wo hätte das Athenische Volk, das dieses Bedürfniß fühlte, nachdem es sich von Perikles zu Verbannung des so sehr um den

*) So nannten die Griechen den Primat unter den griechischen Freistaaten, der ungefähr mit eben derselben Autorität über sie verbunden war, welche Agamemnon in der Ilias über die mit ihm vereinigten Fürsten oder Heerführer der freien griechischen Völkerschaften ausübt.

Staat verdienten Cimon hatte verleiten lassen, einen Andern gefunden, der diesem neuen Pisistratos den Vorzug in allen diesen Eigenschaften hätte streitig machen können? Aber um sich in dem Posten eines Alles vermögenden obersten Ministers und Feldherrn der Republik lebenslänglich zu erhalten, war es noch nicht genug, sich dem Volke nothwendig gemacht zu haben, er mußte sich demselben auch angenehm machen und sich um seine Mitbürger eine Art von Verdiensten erwerben, deren Nutzen, so viel möglich, jeder Einzelne unmittelbar fühlte und genösse. Daher alle die neuen Einrichtungen zu Gunsten des gemeinen Mannes, wodurch Athen von dem, was ehmals Sitte und Herkommens war, sich immer weiter entfernte. Das alte ächt republikanische Gesetz, vermöge dessen jeder Bürger dem Vaterlande in Krieg und Frieden unentgeltlich diente, wurde durch ein neues abgeschafft, das den veränderten Zeiten angemessner schien. Nicht nur die in die Dienste der Republik genommenen fremden Truppen, sondern auch die Bürger von Athen erhielten einen ordentlichen Sold, es wäre denn, daß sie demselben freiwillig entsagten; daher die Ritter in dem Aristophanischen Stücke dieses Namens sich's zum Verdienst anrechnen, daß sie ohne Sold gegen die Peloponnesier gedient hätten, und dafür, halb im Scherz und halb im Ernst, keine andere Belohnung verlangen, als daß man es ihnen nicht gleich für einen Mangel an Popularität ausdeuten möchte, wenn sie nach wiederhergestelltem Frieden immer ordentlich gewaschen und gekämmt im Publico erscheinen würden. Perikles ging noch weiter. Er verschaffte auch den Richtern in den verschiedenen größern und kleinern Tribunalien eine Art von Tagelohn, der anfangs nur in einem Obolos für jedes Urtheil bestand, hernach auf zwei und endlich von dem Demagogen Kleon auf drei Obolen erhöht wurde; eine Einrichtung, welche natürlicherweise den doppelten Nachtheil zur Folge hatte, daß das Richteramt nach und nach sein Ansehen verlor, und daß die Athener von einem Dämon der Proceßsucht und Chicane besessen wurden, der das häusliche Glück der Familien störte und nicht wenig beitrug, den ehmals so edeln und liebenswürdigen Charakter dieses Volks zu verderben. Nachdem einmal den Richtern, deren Anzahl seit Einführung der neuen Demokratie sich bis auf 6000 vermehrt hatte, eine Entschädigung für ihren Zeitverlust zuerkannt worden war, fand man billig, diese Entschädigung auch auf die großen Volksversammlungen auszudehnen, welchen

aus verschiedenen Ursachen außer den Magistratspersonen und Volksrednern oft nur das gemeinste Volk, um einen Obolos zu gewinnen, beiwohnte; denn für die Bürger, die ihre Zeit nützlicher oder angenehmer anwenden konnten, war der Obolos, der nach unserm Gelde etwa 10 Pfennige betragen mochte,*) keine mächtige Lockspeise einer oft sehr tumultuarischen Versammlung, in welcher der eigentliche Pöbel als die große Majorität doch immer den Ausschlag gab oder vielmehr nach dem Sinne des Demagogen votirte, der am Meisten bei ihm galt oder am Lautesten und Unverschämtesten schrie oder auf etwas antrug, das den Launen und Lieblingsträumen des Volks am Meisten schmeichelte.

Der Senat, das eine der beiden Bollwerke, welche Solon aufgeführt hatte, um die Demokratie gehörig einzuschränken, war dadurch, daß nunmehr jeder Bürger, wie wenig er auch durch Erziehung, Einsichten und Verdienste dazu qualificirt sein mochte, in denselben erwählt werden konnte, seines ehemaligen Ansehens beraubt und so weit unter das, was er sein sollte, gesunken, daß es kein Wunder ist, wenn er sein ehemaliges Ansehen nach und nach verlor und sich endlich zu einem bloßen Werkzeuge der Demagogen, von welchen das Volk sich regieren ließ, herabgewürdigt fand. Perikles, der außer dem souveränen Volk, dessen Gewalt die seinige war, von Niemand controlirt sein wollte, hatte also nur noch die Autorität des Areopagos zu fürchten; und auch diese wußte er durch die Bemühungen des Volksredners Ephialtes (der ihm gänzlich ergeben war, und dessen er sich zu allen, dem Adel und den Reichen verhaßten Maßnehmungen mit gutem Erfolg zu bedienen pflegte) dergestalt zu entkräften, daß dieses ehemals so ehrwürdige Tribunal mit allen den übrigen nicht nur in die gleiche Linie gestellt, sondern auch der ihm zukommenden Oberaufsicht über die Religion und die Gesetze und die obrigkeitlichen Personen beraubt wurde; als welche er dem popularen Gerichtshofe Heliäa und dem Collegio der Nomophylaxe (νομοφύλακες, Gesetzwächter) übertragen ließ, die vom Volk aus seinem Mittel erwählt wurden und nach Willkür wieder entlassen werden konnten.

Von dieser Zeit an, da unter der Staatsverwaltung des Perikles alle Ueberbleibsel der Aristokratie vernichtet und alle Gewalten des Staats dem Volk gänzlich überlassen waren, ließen sich die Athener bis zu dem unglücklichen Ausgang ihrer

*) Gleichwol war ein Obolos gerade so viel, als ein frugaler Mann damals zu seiner Subsistenz täglich brauchte.

sicilischen Expedition (in der 92. Olympiade) von verschiedenen Demagogen regieren, welche, da sie weder die Talente, noch die Mäßigung, noch das Glück des Perikles hatten, binnen den fünfundzwanzig Jahren, die vom Tode des Letztern bis zum Ende des peloponnesischen Krieges verflossen, Mittel und Wege fanden, die Republik von dem Gipfel der Macht und des Glücks, auf welchen dieser große Mann sie erhoben hatte, so tief herunterzustürzen, daß sie sich nie wieder völlig erholen konnte und endlich nach einer Menge abwechselnder Katastrophen ihre Unabhänglichkeit gänzlich verlor und eine Macht unter den andern Mächten zu sein aufhörte.

Unter diesen Demagogen spielte Keiner eine größere Rolle als Kleon, ein Mann von geringer Herkunft, aber von der Natur mit den Gaben, womit man in einem popularen Staat bedeutend werden kann, reichlich ausgerüstet, der durch den Lederhandel einiges Vermögen erworben und um die Zeit, da der Krieg mit den Peloponnesern ausbrach, sich des Vortheils, den ihm die Umstände, die Unzufriedenheit des Volks und das gesunkne Ansehen des Perikles über den Letztern gab, mit so viel Schlauheit und Geschwindigkeit zu bedienen wußte, daß er in kurzer Zeit ein wichtiger Mann in der Republik wurde und, indem er sowol durch die gewöhnlichen demagogischen Künste als durch den Eifer, womit er sich für das gemeine Wesen zu verwenden schien, die Gunst des Volks eroberte, diese zum Mittel zu machen wußte, seine herrschenden Leidenschaften, Ehrsucht und Geiz, einige Jahre lang auf Kosten seiner Mitbürger zu befriedigen.

Dieser Kleon ist unter Allen, auf welche Aristophanes seine Pfeile verschießt, Derjenige, den er am Hartnäckigsten verfolgt, und dessen er selbst in dem Zeitpunkt, da dieser Demagog sich allen seinen Mitbürgern furchtbar gemacht hatte, so wenig schonte, daß er ihn unmittelbar nach einer glücklich ausgeführten Expedition zum Gegenstand eines eigenen gegen ihn geschriebenen Stückes machte, worin die Satire über das Volk selbst und über seinen Günstling auf einen Grad der Freiheit und Bitterkeit getrieben ist, der allen Glauben übersteigt und uns einen sonderbaren Begriff von dem Charakter eines souveränen Volkes giebt, welches leichtsinnig genug war, öffentlich über sich selbst zu lachen, und großherzig genug, daß ein so zügelloses politisches Possenspiel weder dem Dichter noch dem mißhandelten Demagogen Nachtheil brachte.

Athenion,

genannt Aristion,

oder:

Das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philosophen.

Zuerst gedruckt im Teutschen Merkur, 1781. III. Bd. S. 3—22 u. 140—170, unter dem Titel: Athenion, genannt Aristion, oder das Glück der Athenienser unter der Regierung eines Philosophen. Von der Aufnahme in seine Sämmtlichen Werke hatte Wieland den Aufsatz ursprünglich ausgeschlossen und brachte ihn erst später in den Supplementen (Bd. VI).

1.

Unter die gelehrten Weidsprüche, die auf das Wort irgend eines großen Mannes, der sie zuerst gesagt hat, und um des blendenden Scheins willen, den sie beim ersten Anblick von sich werfen, ohne weitere Untersuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: „Felix respublica ubi aut philosophi imperant aut imperantes philosophantur“, das ist: „Glücklich sind die Staaten, wo entweder die Philosophen regieren oder die Regenten philosophiren.“

Friede sei mit der Asche des Weisen, aus dessen Munde oder Feder dieser Spruch zum Ersten hervorgegangen! Ich bin gewiß, er hätte mit gutem Gewissen schwören können, daß er eine große Wahrheit zu sagen glaubte; und ich selbst wollte darauf schwören, daß er ein Philosoph war, und daß sein gnädiger Herr oder seine gnädigen Herren — nicht philosophirten.

Ich denke nicht, daß hier erst zu fragen sei, was er unter einem Philosophen verstanden habe. Hätte er nichts weiter mit seinem Spruche sagen wollen, als: ein Volk sei glücklich, das von einem weisen Manne weislich regiert werde, so hätte er ebenso wohl gethan, nichts zu sagen. Denn wer wird mit einer Miene, als ob er eine gar wichtige neue Wahrheit zu Tage gefördert habe, sagen: Weisheit ist besser als Unweisheit. Aber ganz gewiß war das auch seine Meinung nicht. Er verstand unter einem Philosophen keinen Weisen, sondern was man von je her unter einem Philosophen verstanden hat, einen Mann, der sich auf Philosophie gelegt hat und Philosophie treibt; so wie man unter einem Arzt nicht einen Mann meint, der selbst gesund ist und alle Kranken gesund macht, sondern Einen, der die Arzneikunst gelernt hat und treibt, so gut er kann und weiß; oder wie man nicht Denjenigen einen Schiffer

nennt, der sein Schiff glücklich und wohlbehalten an Ort und Stelle führt, sondern Den, der die Kunst versteht, ein Schiff zu führen. Vorausgesetzt also, daß in vorbesagtem Weidspruch das Wort Philosoph weder mehr noch weniger bezeichnet als einen Mann, der, nach Cicero's Erklärung, die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder nach Wolffens, die Wissenschaft aller möglichen Dinge, insofern sie möglich sind, zu seiner Profession gemacht hat: so sehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Scepter eines Philosophen glücklicher sein sollte als unter irgend einem andern Ehrenmanne, der so viel Verstand hat, seine rechte Hand von seiner linken zu unterscheiden. Daß die Philosophen andrer Meinung sind, und daß es ihnen, weil sie andrer Meinung sind, an Gründen, ihre Meinung aufzustutzen, nicht fehlen könne, lass' ich gerne gelten. Aristoxenus, der Tonkünstler, behauptete: die Seele sei ein Accord und das Universum eine große Harfe, auf der die Natur Solo spiele! Einem Manne, der so parteiisch für seine Kunst dachte, war es gewiß nicht zu viel, auch zu behaupten oder doch wenigstens zu glauben, die Staaten würden am Glücklichsten sein, wenn sie von lauter Tonkünstlern regiert würden. Und der französische Tanzmeister, der unmöglich begreifen konnte, was die Königin Anna an Herrn Robert Harley gesehen haben könnte, daß sie ihn zu ihrem ersten Minister gemacht, da er doch der größte Schöps auf seinem Tanzboden gewesen — ich bin versichert, daß in den Augen dieses ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeister geschickter war, die Welt im Gange zu erhalten, als die sämmtlichen Mitglieder aller Akademien der Wissenschaften in Europa. Es ist nun einmal nicht anders: Jedermann ist öffentlich oder heimlich für die Profession, die er treibt, und für die Classe, zu welcher er gezählt wird, eingenommen; warum sollten's die Philosophen, die doch unstreitig so viel vor uns Andern voraus haben, weniger sein?

Der kürzeste und sicherste Weg, über diesen Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, ist wol dieser, daß man sich umsehe, wie glücklich die Staaten gewesen sind, denen es so gut worden ist, von Philosophen regiert zu werden. So viel ich weiß, ist der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber desto auffallender und vorstechender wird ohne Zweifel auch das Glück solcher Staaten gewesen sein. Mir ist davon ein Beispiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das merkwürdigste in seiner

Art ist, das die Geschichte aufzuweisen hat. Da zu vermuthen ist, daß der Philosoph, den ich meine, wenigstens neunundneunzig von hundert meiner Leser gänzlich unbekannt sei, so will ich Ihnen seine Geschichte umständlich genug erzählen, um Sie ebenso bekannt mit ihm zu machen, als ob Sie das Glück gehabt hätten, selbst unter seiner Regierung zu leben, mit der vorläufigen Versicherung, daß Sie Sich auf die historische Wahrheit aller Umstände, so außerordentlich und märchenhaft sie auch zum Theil klingen mögen, so gut als bei irgend einem andern Stück alter Geschichte verlassen können.

2.

Ungefähr hundertunddreißig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewisser Athenion, Bürger und Philosoph daselbst; denn er gehörte zu der Schule des Peripatetikers Erymneus, von dessen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen ist, als „daß er ungefähr um diese Zeit der Schule des Aristoteles oder dem sogenannten Lyceum vorgestanden haben soll.“ Dieser Athenion schaffte sich in seinen alten Tagen eine ägyptische Sclavin an. Diese Sclavin gebar nach einiger Zeit einen Sohn, und dieser Sohn, der nach dem Namen seines Patrons Athenion genennt wurde, ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Wer auch der Vater sein mochte, vermuthen läßt sich wenigstens, daß es der Philosoph Athenion so gut sein konnte als ein Anderer; und daß er es vielleicht selbst glaube, schlossen Viele daraus, weil er auf den jungen Menschen, nachdem er herangewachsen war, eine besondere Neigung warf und ihn sogar zum Erben einsetzte.

Indessen wollen wir Denen, welche vielleicht, um der Ehre der peripatetischen Philosophie willen, lieber sehen möchten, daß der alte Athenion schußfest gegen die Reize der ägyptischen Magd geblieben wäre, unverhalten lassen, daß seine Freigebigkeit gegen den Sohn seiner Sclavin ebensowol die bloße Erkenntlichkeit für die besondere Treue, womit ihm der junge Mensch zugethan war, als ein stärkeres natürliches Gefühl zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geschichte sagt: als der Philosoph endlich vor hohem Alter schwach und unvermögend ge-

worden, habe Athenion ihn überall, wo er gegangen und gestanden, an der Hand geführt, und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die Treue und Hilfleistung bewiesen, die er nur immer von der zärtlichsten Gattin und dem dankbarsten Sohne hätte erwarten können.

Diese besondere Treue und Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menschen die bloße reine Wirkung seiner Dankbarkeit gegen seinen alten Wohlthäter sein; sie konnte aber ebensowol die bloße reine Wirkung seiner Neigung zur Verlassenschaft desselben sein. Wir erinnern dieses beiläufig Denen zu Liebe, welche (mit weniger Menschenkenntniß als Gutherzigkeit) immer geneigt sind, von jedem Scheine der Tugend das Beste zu denken, und sich dadurch der Unlust aussetzen, unter zehn Fällen gewöhnlich sieben oder achtmal richtig betrogen zu werden. Wahr ist's, daß sie dafür auch von jedem Schein des Bösen das Aergste zu denken pflegen und nicht wenig betroffen sind, wenn sich (wie öfters) am Ende zeigt, daß unter Zweien Der, den sie für den bösen Menschen ansahen, der Gute, und Der, für dessen Rechtschaffenheit sie sich verbürgt hätten, der Bösewicht ist.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle sein mochte, genug, der Sohn der Aegypterin fand nach dem Tode des Alten, dessen präsumirter Sohn und Erb' er war, Mittel, sich das Atheniſche Bürgerrecht zu verschaffen, welches in diesen Zeiten nicht mehr so wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demosthenes und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu solchem Ende in eine von den Athenischen Zünften eingeschrieben werden mußte, so vertauschte er bei dieser Gelegenheit seinen bisherigen Namen Athenion mit Aristion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bei den Alten, welche von ihm sprechen, vorkommt.

3.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben geboren, womit die Natur, nach der Meinung des Philosophen Vanini, Seinesgleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Cultur dieser Gaben und der

kluge Gebrauch, den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die philosophischen Wissenschaften mehr aus Liebhaberei als um Gewinns willen trieb,*) und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zubrachte — hatte er vermuthlich von dem, was damals zur Encyklopädie der peripatetischen Schule gehörte, schon so viel begriffen, daß er nach dem Tode seines Vaters Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröffnen und, nach unsrer Art zu reden, den Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften**) zu machen. Er widmete sich also dieser Lebensart mit ebenso viel Eifer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Larissa und verdiente viel Geld. Mit diesem Gelde und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Namen kehrte er nach Verfluß einiger Jahre in die Minervenstadt zurück, wo er sich durch seinen lebhaften, geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bei einem Volke in Ansehen zu setzen wußte, über welches Witz und Beredsamkeit von je her Alles vermochten.

Ich hätte beinahe einen kleinen Umstand vergessen, den ich gleichwol nicht übergehen darf, da ein Philosoph wie Posidonius in seiner Erzählung der Lebensumstände des Aristion, wovon uns Athenäus den Auszug liefert, dessen nicht ohne Absicht, wie es scheint, Erwähnung that. Aristion fing nämlich seine neue Lebensart damit an, daß er ein schönes junges Mädchen (*παιδισκάριον εὔμορφον*) heirathete — eine Handlung, die ihm, insofern als er das Mädchen heirathete, noch sogar zum Verdienst angerechnet werden könnte; denn das war mehr, als sein eigener Vater gethan hatte; — wenigstens war es einem Philosophen aus der peripatetischen Schule, welche bei Berechnung dessen, was das summum bonum eines weisen Mannes ausmache, den bonis corporis ihr volles Drittel einräumte, so wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne übel auszulegen. Aber unsern Aristion werden wir bald auf einem solchen Fuß kennen lernen, daß wir ihm mit vieler

*) Uns dünkt wenigstens, es lasse sich dies aus der Art, wie sich Athenäus darüber ausdrückt, schließen.

**) Denn dies ist, was man zu des Athenäus Zeiten durch das Wort *σοφιστεύειν* verstanden zu haben scheint.

Wahrscheinlichkeit zutrauen können, er habe bei der Heirath der schönen jungen Dirne noch eine kleine Nebenabsicht gehabt, die seiner Klugheit mehr Ehre macht als seinen Sitten — nämlich (um es nur heraus zu sagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich Jagd machen wollte, desto leichter ins Garn zu locken. Wenigstens scheint es, Posidonius hätte sich, wenn er eine so unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verstehen geben wollte, kaum verständlicher ausdrücken können.*) Auch der Umstand, daß er Athen verließ und seine sophistische Bude in entlegenen Orten aufschlug, bestärkt diesen Verdacht. Die Athener sollten keine Augenzeugen davon sein, wie er das Vermögen erworben, womit er zu ihnen zurückkehrte. Ein Mensch bleibt immer verächtlich, dem man in der Operation, sich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichsam Schritt vor Schritt zugesehen hat. Erscheint er aber nach einer langen Abwesenheit auf einmal wieder als Einer, der sein Glück gemacht hat, so läßt sich die Menge immer vom Glanze des Goldes blenden und fragt wenig darnach, wie es erworben worden.

4.

Als Aristion nach Athen zurückkam, befand sich Griechenland am Ausbruch einer Krisis, welche der Gestalt seiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfassung von Europa und Asia eine wichtige Veränderung anzukündigen schien.

Seitdem Rom's große und unversöhnliche Mitwerberin um die Oberherrschaft, Karthago, gefallen und Antiochus der Große gedemüthiget und jenseits des Gebirges Taurus eingeschlossen worden war, schien nun Alles dem glücklichen Genius dieses wundervollen Freistaats weichen zu müssen.

*) *Γήμας δὲ παιδισκάριον εὔμορφον, μετὰ τούτου πρὸς τὸ σοφιστεύειν ὥρμησε, μειράκια σχολαστικὰ θηρεύων.* (Nachdem er ein schönes junges Mädchen geheirathet, eröffnete er sogleich mit ihr eine Schule auf Burschen — so, denke ich, kann man jetzt *μειράκια σχολαστικὰ* übersetzen — Jagd machend.) Mich däucht, dies sagt deutlich genug, daß sie an der sophistischen Jagd ihres Mannes auf junge Leute Antheil gehabt. — Das Wie ergiebt sich aus der Natur der Sache.

Aber das Schicksal oder (richtiger zu reden) die Herrschsucht der Römer (die keine andern Grenzen des römischen Reiches anerkannte, als wo die Natur aufhörte, Menschen hervorzubringen) erweckte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarsten, der sich ihnen jemals entgegengestellet hatte, in der Person des Königs von Pontus, Mithridates, dem seine außerordentlichen Eigenschaften den Beinamen des Großen erwarben; eine zweideutige Ehre, die fast immer zu sehr auf Kosten des menschlichen Geschlechts erworben worden ist, um von einem guten Menschen gesucht oder beneidet zu werden. Der große Alexander selbst hatte nichts vor ihm voraus als sein Glück, und auch in diesem schien ihm Mithridates eine Zeit lang gleich zu sein.

Die Römer konnten den Ehrgeiz dieses Fürsten — der weder mit dem höflichen Vasallennamen eines Freundes und Bundesgenossen des römischen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die sein Vater von demselben empfangen hatte, zufrieden war — ebenso wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz dieser Bürger einer italienischen Stadt, die von den Ufern des Tiber's sich zu Richtern über die entferntesten Könige aufwarfen und entschlossen schienen, nicht eher zu ruhen, bis sie es dahin gebracht hätten, von den Trümmern der größten Thronen herab der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben.*) Bei solchen gegenseitigen Gesinnungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadocien, woraus der König von Pontus den von Rom beschützten Ariobarzanes vertrieben hatte, gab den ersten Vorwand; im Grunde aber war es (wie Marius dem Könige auf gut Römisch unter die Augen gesagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhängigkeit zu entsagen. Der ehrsüchtige Fürst, durch seine Verbindung mit dem Könige von Armenien und durch den freiwilligen oder erzwungenen Beistand vieler andern asiatischen Völker verstärkt, zog gegen die Römer

*) „Entweder, o König, versuche, größer zu werden als die Römer, oder befolge stillschweigend, was sie Dir befehlen," sagte Marius zum König Mithridates. Der König stand wie vom Donner gerührt, setzt Plutarch (der dies erzählt) hinzu; denn er hatte zwar schon Vieles von den Thaten der Römer gehört, aber dies war das erste Mal, daß er mit eigenen Ohren hörte, aus welchem Ton sie mit Seinesgleichen zu sprechen pflegten.

mit einem Heer zu Felde, in welchem man bis auf zweiundzwanzig Nationen von verschiedenen Sprachen*) zählte.

Der Moment, in welchem er diese gebornen Feinde des königlichen Namens, welche außer der Majestät des römischen Volkes keine Majestät erkennen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für sein Vorhaben nicht günstiger sein. Die Römer waren seit ungefähr zwanzig Jahren erst durch den Krieg mit dem numidischen Fürsten Jugurtha, dann durch die Nothwendigkeit, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidigen, welche fluthenweise aus Germanien in Gallien eingedrungen waren und Italien zu überschwemmen drohten, endlich durch den blutigen marsischen Krieg (mit ihren mißvergnügten und empörten italienischen Bundesgenossen), worin Italien in wenig Jahren über dreimal hunderttausend streitbarer Männer und Jünglinge verloren hatte — die Römer, sage ich, waren durch dies Alles außerordentlich erschöpft worden, und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eignen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des Kleinen Asiens gegen den römischen Namen erfüllt waren, ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreier sich aufwerfenden Erobrer die Thore aller Städte dieser reichen und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öffnen versprach.

Mithridates zögerte nicht, sich diesen Zusammenfluß günstiger Umstände zu Nutze zu machen, und glücklicherweise für ihn waren die ersten römischen Feldherren, die sich ihm entgegenstellten, keine Sylla noch Luculle. Er schlug sie zu verschiedenen Malen, vernichtete ihre Armeen und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam, so sehr wider Alles, was unter Menschen und Völkern Sitte ist, daß man schon daraus genugsam abnehmen konnte, daß seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Rom's Untergang zum Ziele hatten und sich mit diesem — oder seinem eignen enden würden.

*) Die Mundarten waren ohne Zweifel mitgerechnet, zumal wenn wahr sein soll, was Justinus sagt, daß Mithridates alle diese Sprachen geredet habe.

5.

Wir haben die Athener und den Philosophen Aristion einen Augenblick aus dem Gesichte lassen müssen, weil es, da doch der Angelegenheiten des Mithridates Erwähnung geschehen mußte, anständiger war, dem Leser die Erinnerung an die Geschichte dieses berühmten Römerfeindes durch etliche Federstriche zu erleichtern, als ihn an Bücher zu verweisen, die er jetzt vielleicht weder Lust noch Gelegenheit hat, nachzuschlagen. Wir kehren nach diesem kleinen Absprung erst zu den Athenern, dann zu unserm Sophisten zurück.

Es war ungefähr zweihundertundvierzig Jahre, seit die Griechen durch die berühmte Schlacht bei Chäronea ihre Freiheit verloren — und über hundert, seit sie etwas der Freiheit Aehnliches durch den römischen Consul Flaminius wiedererhalten hatten. Athen hatte während aller dieser Zeit mancherlei abwechselnde, zum Theil sehr widrige Schicksale erfahren. Sie war noch immer eine der größten, volkreichsten und herrlichsten Städte in der Welt; noch immer, wenigstens dem Namen und Andenken nach, die Stadt der Minerva, die Mutter und Pflegerin der Künste und der Wissenschaften; aber der Geist, den ihr etliche Jahrhunderte zuvor einige große Männer eingehaucht hatten, war schon lange verflogen, und Athen hatte aufgehört, große Männer hervorzubringen. Der edle schöne Charakter, welchen Perikles und Isokrates dem Athenischen Volke beilegen, war zuerst durch die Demokratie, hernach unter der Oberherrschaft der macedonischen Fürsten stufenweise so ausgeartet, daß jene alten Athener, die mit Themistokles, Aristides und Cimon den größten König von Asien gedemüthigt hatten — die Athener, die dem Antigonus und Demetrius bei lebendigem Leibe eigene Priester bestellten und sie, als Schutzgötter ihrer Stadt, der Minerva und den Eleusinischen Göttinnen an die Seite setzten, gewiß nicht für ihre Nachkommen erkannt haben würden. Das Herz empört sich, wenn man beim Plutarch bald die übermüthigen Bübereien, bald die knechtischen Niederträchtigkeiten liest, welche sie sich nicht schämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorketes heute die unbesonnenste Verachtung, morgen die ausschweifendste Verehrung und Unterwürfigkeit zu bezeugen. Indessen blieb doch die Idee der Freiheit immer die Dulcinea dieses leichtsin-

nigen Volkes, ungeachtet sie mit Händen greifen konnten, daß die Zeit, schimmernde Entwürfe zu machen, für sie vorüber sei.

So schwärmerisch ihre erste Dankbarkeit gewesen war, als Flaminius sie von dem Joche des Königs Philippus befreite, so konnten sie sich doch bei kälterm Blute des Gefühls nicht erwehren, daß die Freiheit, die man ihnen geschenkt hatte,*) nicht viel besser als eine Kinderpuppe sei; und alle hellenisirende Politesse, königliche Freigebigkeit und herablassende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perseus, Paulus Aemilius, die römische Majestät zu mildern und ihr das Verhaßte zu benehmen suchte, alle Wohlthaten, welche sie vor andern griechischen Städten von ihm empfangen hatten, erzeugten eben darum, weil es Wohlthaten waren, bei einem so flüchtigen, veränderlichen und auf seine ehemalige Größe so eitelstolzen Volke nur eine vorüberrauschende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblicke, bei dem geringsten Anschein, sich wieder unabhängig machen zu können, in Haß und Empörung umschlug. Das Widersinnigste bei diesem Allen war, daß sie durch so viele Erfahrungen, wie sie sich bei jedem ihrer vielen Befreier so wenig besser als vorher befunden und im Grunde nur einen neuen Beherrscher um den alten eingetauscht, nicht klüger geworden, sondern immer bereit waren, auf eigene Kosten einen neuen ebenso vergeblichen Versuch zu machen; wiewol es nur von ihnen abhing, zu sehen, daß in ihren Umständen und bei der damaligen Lage der Sachen gar nichts mehr zu versuchen war.

6.

So waren die Athener, und so waren die meisten griechischen Städte in Asien und in der eigentlichen Hellas beschaffen und gestimmt, als Mithridates sich ihnen, gleichsam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreier von der Oberherrschaft eben dieser Römer zeigte, denen sie kurz zuvor so er-

*) Die griechischen Republiken wurden von den Nachfolgern Alexander's von Zeit zu Zeit so beschenkt. Aber meistens hatte man ihnen vorher Alles genommen, was dem Geschenk einen Werth hätte geben können. „Stilpon," sagte Demetrius zu dem bekannten Philosophen dieses Namens in Megara, „ich lasse Euch Eure Stadt frei." „Das ist wahr," versetzte Stilpon; „denn Du hast uns nicht einen einzigen Knecht übrig gelassen."

geben gewesen waren. Ein glattzüngiger Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieses Fürsten das Zauberbild der Unabhängigkeit mit hellen, fröhlichen Farben vorzumalen, um sie in der Trunkenheit der ausschweifendsten Hoffnungen zu Maßnehmungen zu treiben, welche gerade das Gegentheil ihrer Wünsche hervorbringen mußten, und es war nichts, was sie in einem solchen Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Dies war immer ihr Fehler und ihr Unglück gewesen. Schon Solon hatte ihnen, als sie sich vom Pisistratus bethören ließen, in einer von seinen gesetzgeberlichen Satiren den Vorwurf gemacht:

Immer schaut Ihr dem Mann nur auf die schmeichelnde Zunge,
Immer auf das, was er spricht, nimmer auf das, was er thut.
Schlau wie der Fuchs ist Jeder für sich; doch Alle zusammen
Fahrt Ihr, wie Blasen voll Luft, leicht am Verstande daher.

Die Verse sind auch im Original eben nicht die schönsten; aber sie sagten den Athenern eine Wahrheit, die durch ihre ganze Geschichte bestätigt wird. Der Erste also, der ihnen den Eroberer Mithridates — nach ihren eigenen Begriffen einen Barbaren, der nur über Knechte zu herrschen gelernt hatte — in dem Lichte eines Befreiers und Schutzgottes zeigte, machte sie im nämlichen Augenblicke aller Verbindlichkeiten, so sie den Römern hatten, vergessen. Eben diese Freundschaft mit Rom, auf welche sie kaum noch stolz gewesen waren, schien ihnen jetzt die schimpflichste Knechtschaft. Mithridates ward nun der Abgott, an den die Reihe kam. Für ihn, für seine Waffen und Entwürfe beeiferten sie sich nun aufs Lebhafteste; und so wie sie ehemals aus lauter Dankbarkeit für ihre wiedergeschenkte Demokratie die Ersten waren, die den Antigonus und Demetrius zu Königen ausriefen, so lag es auch jetzt gewiß nicht an ihnen, daß Mithridates, von welchem sie das nämliche Geschenk zu erhalten hofften, nicht auf der Stelle überall zum allgemeinen Herrn der Welt ausgerufen wurde.

7.

Der Mann, der sie in diesen neuen Anfall von Schwärmerei setzte, war der Philosoph Aristion, der (wie gesagt) seit seiner Zurückkunft durch seine Beredsamkeit und durch die Figur, die er mit seinem auswärts erworbenen Gelde machte, sich bei dem Athenischen Volke in Ansehn zu setzen gewußt hatte. Man sieht aus der Art seines ganzen Verfahrens, daß er nach einem Plane handelte, von dessen Entwickelung die leichtsinnigen Vögel des Aristophanes sich wenig träumen ließen, wiewol der Knoten mit allem Fleiße so geschlungen war, daß er sich just auf diese Art entwickeln mußte.

Er fing damit an, daß er die Athener die Nothwendigkeit fühlen machte, sich in Zeiten um die Freundschaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in Kurzem das Schicksal von Griechenland, ja von ganz Europa in seiner Hand haben würde. Dieser Punkt war, so wie die Sachen damals standen, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer hatten nie mißlicher ausgesehen. Mithridates ging wie eine neue Sonne über dem politischen Horizont auf. Alle griechische Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die schlauen Athener wollten lieber unter den Ersten als unter den Letzten sein, die sich bei ihm wichtig zu machen und in Gunsten zu setzen suchten. Die Frage war also, wen man an den König Mithridates abschicken sollte. Natürlicherweise den beredtesten Mann in Athen, folglich den Aristion. Dies zu erhalten, war der große Punkt gewesen, und der Philosoph erhielt ihn. Es war zwar nur der erste Schritt nach seinem Ziele, aber die übrigen machten sich dann von selbst.

Aristion reisete also an Mithridates' Hoflager ab und wurde sehr wohl empfangen. Denn dem ebenso staatsklugen als tapfern und entschlossnen Fürsten, der die Tücken des Glücks kannte, und dessen Macht im Grunde doch immer von sehr zufälligen Combinationen abhing, kam es auf Gefälligkeit und Liebkosungen nicht an, wo es darum zu thun war, die Partei seiner Feinde zu schwächen und die seinige zu verstärken. Der König und der Philosoph wurden (wie man sich's leicht vorstellen kann) bald einig; das ist, der König versprach, was der Philosoph wollte, weil er wußte, daß er immer Herr bleiben würde, gerade so viel zu halten, als ihm belieben würde; und

der Philosoph, der die gute Disposition und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuschrieb, die sein Verstand und seine Wohlredenheit über denselben ausübe, wünschte sich selbst zu seiner Geschicklichkeit Glück, den König unvermerkt (wie er sich schmeichelte) zum Werkzeug seiner eignen Absichten gemacht zu haben. Die Geschichte sagt zwar nichts ausdrücklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Philosoph mit einander abredeten, aber es erhellet aus dem ganzen Zusammenhange der Sachen, daß ein solcher Geheimartikel existirte, und daß er darin bestand: Aristion sollte mit Genehmigung und Beistand des Mithridates sich der höchsten Gewalt in Athen bemächtigen und dafür Seiner Majestät in allen billigen und — unbilligen Dingen gehorsam und gewärtig sein.

Mithridates war ein zu großer Fürst, um sich viel darum zu bekümmern, wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrschte, und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen; aber es war jetzt blos darum zu thun, die Athener mit der Lockspeise der Freiheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeständigkeit dieser selbst in ihrem Verfall noch immer ansehnlichen Republik war bekannt. So lange sie Republik blieb, war nicht acht Tage auf sie zu rechnen. Sie mußte also, nach damaliger Art zu reden, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann mußte ein Mann sein, der ohnehin schon viel beim Volke vermochte. Niemand schickte sich dazu besser als Aristion. Sein eigenes Interesse nöthigte ihn, dem Könige vor der Hand getreu zu sein; und wie es auch in der Folge ausfallen möchte, genug, daß Mithridates durch diesen Mann erreichte, was jetzt für den Moment seine Absicht war. Ging sein Hauptplan glücklich durch, so blieb den Griechen ohnehin nichts anders übrig, als sich an den Sieger anzuschmiegen; fiel es aber widrig aus, so halfen die Athener wenigstens, die Römer aufzuhalten, und er gewann indessen Zeit, sich in Asien desto besser in Verfassung zu setzen. Der König war also bei diesem Geheimartikel immer der gewinnende Theil und überließ es übrigens dem Athenischen Sophisten, wie gut oder schlecht er bei dem ganzen Handel fahren würde.

Aristion mußte bei dem Allen sein Spiel sehr behutsam spielen, um seine wahre Absicht nicht vor der Zeit durchscheinen zu lassen und ein Volk dadurch scheu zu machen, das ebenso eifersüchtig über seine Rechte als unbesonnen in seinen An-

schlägen und schwärmerisch in seinen Leidenschaften war. Die Römer hatten noch immer eine Partei in dieser großen Stadt, zwar die geringste an der Zahl, aber an Ansehen und Einfluß beträchtlich genug, weil sie aus den Edelsten und Reichsten bestand, denen mit gefährlichen Veränderungen selten gedient ist. Das Volk fing zwar wieder an, den Meister zu spielen, und das, was ihm den Aristion ganz außerordentlich werth machte, war, daß er ihm in seinen vom Hofe aus geschriebenen Briefen immer die stärkste Hoffnung gab, die Demokratie — den ewigen Gegenstand ihrer Wünsche und Träume — durch Mithridates' Unterstützung wiederhergestellt zu sehen; aber eben darum würde der kleinste Vorlaut von seinen geheimen Absichten Alles verderbt haben.

8.

Aristion war ein zu feiner Politiker, um die Maske des Patriotism eher abzulegen, bis sie ihm ihre völlige Dienste gethan und ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo sie ihm zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenern in seinen gesandtschaftlichen Berichten den großen König immer nur in dem Lichte eines großmüthigen Befreiers von dem römischen Joche gezeigt, und so, wie sie jetzt größtentheils gesinnt waren, konnte sie nichts mehr zurückhalten, sich diesem in die Arme zu werfen, als etwa die Ungewißheit, ob er auch mächtig genug sei, sie bei der Unabhängigkeit, welche sie von seiner Freundschaft erwarteten, gegen ihre ehemaligen Freunde, die Römer, zu schützen. Allein dies konnte nun, da Mithridates Meister von ganz Kleinasien war, da er Alles, was römisch hieß, an einem Tage aus dem ganzen Umfange dieser weitläufigen Provinzen vertilgt hatte*) und schon im Begriff stand,

*) Dieser Tag war einer der unglücklichsten, die den Römern seit Erbauung ihrer Stadt aufgegangen waren. Die Provinzen des Kleinen Asiens wimmelten von Römern und Italienern, welche theils die Staatseinkünfte gepachtet, theils sonst alle Arten von lucrativen Geschäften in diesen reichen Ländern an sich gezogen hatten. Mithridates glaubte sich seiner neuen Eroberungen nicht eher versichert zu haben, bis er Alles, was römisch hieß, darin vertilgt hätte. Er schickte also von Ephesus aus geheime Befehle an alle Statthalter und Unterobrigkeiten der Provinzen und Städte in ganz Kleinasien, vermöge deren auf einen bestimmten Tag alle Römer, selbst die Weiber, Kinder und Sclaven nicht aus-

mit einem siegreichen Heer und mit den glänzendsten Hoffnungen in Europa überzugehen, bei einem so lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athener keine Frage mehr sein. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Aristion ergreifen mußte, um sich zu gleicher Zeit seiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und seinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte also in Person als der Herold einer fröhlichen Botschaft nach Athen zurück; und da er die Erwartungen seiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug gespannt hatte, um gewiß zu sein, daß sie ihn mit schwärmerischem Entzücken empfangen würden, so ließ er es auch auf seiner Seite an nichts ermangeln, was diese seinen Absichten so günstige Disposition des Volkes unterhalten konnte. Er wußte, wie viel man über die Menschen gewinnt, wenn man sie zu rechter Zeit als Kinder behandelt, ihre Sinne durch ungewöhnliche Eindrücke überrascht und ihnen nicht Zeit läßt, sich selbst wegen der Bewegungen, wovon sie hingerissen werden, zur Rechenschaft zu ziehen. Der Sohn der ägyptischen Magd, vor Kurzem noch ein bloßer Winkelschulmeister und einer der unbedeutendsten Menschen von der Welt, zog unter einem unglaublichen Zusammenflusse von Zuschauern, die von allen Enden zu dieser prächtigen Farce herbeiströmten, in einem schimmernden Purpurkleide, auf einem Throne mit silbernen Füßen getragen, unter dem lautesten Freudengeschrei des Volkes wie im Triumphe zu Athen ein; und glücklich, wer sich am Nächsten zu ihm hinandrängen und den Saum seines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundschaft des großen Königs verschafft hatte, der Mann, der sie von den Schatzungen der Römer zu befreien, ihre liebe Demokratie wiederherzustellen und das schöne Athen zu seiner alten Macht und Herrlichkeit

genommen, aller Orten ermordet werden sollten. Einen erschlagnen Römer zu begraben oder einen lebenden zu verbergen, war bei hoher Strafe verboten. Ihr sämmtliches Vermögen wurde zum Vortheil des Königs und der Mörder eingezogen. Wer einen versteckten Römer entdeckte, erhielt eine Belohnung. Die Sclaven, welche ihre römischen Herren, und die Schuldner, welche ihre Gläubiger ermordeten, erhielten — Jene die Freiheit, Diese den Nachlaß der Hälfte ihrer Schuld u. s. w. Der Haß der Asiaten gegen ihre römischen Unterdrücker und Aussauger war ungefähr der — Liebe der Indianer in Bengalen zu ihren Freunden, den Engländern, gleich und bedurfte aller dieser Aufmunterungen nicht. Achtzigtausend römische Bürger wurden an diesem schrecklichen Tage umgebracht — und diese Zahl ist noch die geringste, die von den alten Geschichtschreibern angegeben wird.

wieder zu erheben — versprochen hatte! War dies nicht genug, die unmäßigste Freude zu erregen und die ausschweifendsten Ehrenbezeugungen zu rechtfertigen, die einem solchen Manne erwiesen wurden?

Kaum daß man ihm Zeit gelassen hatte, in seinem alten Quartiere abzusteigen, so wurde er mit großem Gepränge in ein öffentliches Haus abgeholt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Malereien, Bildhauerwerken und silbernen Gefäßen aufs Prächtigste versehen war. Bald darauf erschien Aristion wieder in einem reichem Staatskleide, mit einem Ringe am Finger, in dessen Stein der Kopf des Mithridates geschnitten war, mit einem großen Gefolge vor und hinter ihm her und begleitet von einer Menge Volkes, die vor dem Hause auf ihn gewartet hatte. Mit diesem Pompe erhob er sich in den Tempel des Bacchus, wo die Gewerkschaft dieses Gottes*) dem Könige Mithridates, als dem neuen Bacchus,**) und seinem Günstlinge Aristion zu Ehren ein großes Fest angestellt hatte und Beiden öffentlich Libationen gebracht wurden. Ganz Athen schien sich in einem seltsamen Taumel von Freude und Erwartung herumzudrehen. Der Keramikus wimmelte von Einheimischen und Fremden. Man sprach von nichts als vom Aristion und Mithridates und von den großen Dingen, die zum Heil Griechenlandes geschehen würden.

Kluge Leute sahen ohne Zweifel alle diese Ausschweifungen mit ebenso nüchternen Augen an wie wir; aber sie mußten am Ende thun wie die Andern. Denn das Volk war in keinem Zustande, worin es rathsam gewesen wäre, ihm widersprechen oder Mäßigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten sie, dem Günstlinge des neuen Weltbezwingers Bacchus-

*) *Οἱ περὶ Διόνυσον τεχνῖται*, die Künstler des Bacchus, sagt Athenäus. Unter dieser allgemeinen Benennung wurden zu Athen Komödianten, Mimen, Musikanten, kurz, die ganze Bande joyeuse begriffen, welche unter dem besondern Schutze dieses Gottes standen und als seine Angehörigen betrachtet wurden. So sagt Plutarch vom Sylla, da er zu Athen mit einem Anstoß von Gicht befallen worden und deswegen die warmen Bäder zu Adipsos besucht, habe er sich den ganzen Tag über mit den Künstlern des Bacchus die Zeit vertrieben (*συνδιημερεύων τοῖς περὶ τὸν Διόνυσον τεχνίταις*), die er ohne Zweifel von Athen mitgenommen. Vermuthlich machten sie eine eigene Brüderschaft aus, die zum Bacchus, als ihrem Schutzpatron, eine besondere Andacht hatten, wie etwa die Schuster in Frankreich zum heil. Crispinus u. s. w.

**) Denn so wurde jetzt Mithridates in Kleinasien überall genannt und verehrt, wie dies Cicero selbst bekräftigt. Orat. pro Flacco, c. 25.

Mithridates nicht zu viel Ehre erweisen, sich nicht zu viel um die Gunst des Mannes bewerben, durch dessen Hand Jeder, was er wünschte, von dem großen Geber alles Guten zu erhalten hoffte. Aristion's Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Ging er aus, so hatte er immer einen Hof von Clienten um sich her; kam er zurück, so war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gasse zu Gasse immer zahlreicher wurde.

9.

Unser Philosoph war der Mann nicht, der eine so erwünschte Hitze ungebraucht hätte erkalten lassen sollen. Vermuthlich geschah es auf seine Veranstaltung (wiewol Athenäus dies nicht ausdrücklich sagt), daß bald nach seiner Ankunft das ganze Volk, ohne von den obrigkeitlichen Personen, denen solches allein zukam, zusammenberufen zu sein, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathschlagungen sich versammelte, um zu hören, was ihnen der wundervolle Aristion zu sagen hätte.

Aristion erschien, bestieg die Rednerbühne, von welcher er das ganze Volk übersehen konnte, und fing seine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen von der äußersten Wichtigkeit vorzutragen; aber eben dies und die Betrachtung der großen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläuften daraus entstehen könnten, wenn er ihnen Alles sagte, was ihn seine Liebe zur Republik zu sagen dringe, mache ihn schüchtern und binde seine Zunge.

Das Volk, dessen Erwartung durch einen solchen Eingang aufs Aeußerste gespannt war, rief ihm zu, daß er ungescheut reden könne; und Aristion, der sie völlig in der Stimmung sah, worin er sie haben wollte, stellte ihnen nun mit einer hinreißenden Beredsamkeit vor, daß die Begebenheiten dieser Tage so groß und außerordentlich seien, daß sie Alles überträfen, was der ausschweifendste Traum einem Menschen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates," sagte er, „ist in diesem Augenblicke Meister von Bithynien, woraus er den Freund der Römer, Nikomedes, vertrieben hat, von Kappadocien und

dem ganzen festen Lande von Phrygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am europäischen Meere bis zu den mäotischen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Persien stehen zu seinem Befehle; die Römer selbst, deren Obermacht vor Kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der seinigen weichen müssen. Ihre Kriegsheere sind aufgerieben, ihre Feldherren Oppius und Aquilius sind seine Gefangnen, und dieser Aquilius, ein Mann, der die höchsten Würden in Rom bekleidet und über Sicilien triumphirt hatte, muß sich gefallen lassen, einem fünf Ellen langen pontischen Reiter Namens Bastarnes an einer langen Kette, womit er ihm an den Leib geschlossen ist, zu Fuße nachzutraben. Alle Römer, von welchen Asien voll war, sind an einem Tage bis am Fuße der Altäre, wo sie vergebens Zuflucht suchten, erschlagen worden. Die Griechen selbst — so wüthend ist in Asien der Haß gegen Alles, was einem Römer gleich sieht — sogar die Griechen, die das römische Bürgerrecht haben, konnten sich nicht anders retten, als indem sie eilends die verhaßte Toga von sich warfen und die Kleidung ihres Vaterlandes wieder anzogen, welches Mithridates ehrt und in seinen ehemaligen Glanz wieder herzustellen beschlossen hat. Durchdrungen von diesen Gesinnungen, empfangen ihn alle Städte Asiens mit offnen Armen, empfangen ihn nicht wie den größten der Könige, sondern wie einen Gott. Alle Orakel kündigen ihm die Herrschaft über den ganzen Erdkreis an. Schon erfüllen seine Heere Thracien und Macedonien. Die Provinzen Europa's eilen in die Wette, sich auf seine Seite zu schlagen, und nicht nur von den Völkern Italiens, sondern sogar von den Karthagern sind Gesandte bei ihm angelangt und bezeugen ihm ihre Bereitwilligkeit, zur Zerstörung Rom's ihre Waffen mit den seinigen zu vereinigen."

Hier hielt der redselige Sophist ein, weil er dem erstaunten Volke etliche Augenblicke Zeit lassen wollte, den Gemüthsbewegungen, worein sie das Anhören dieser Wunderdinge gesetzt, etwas Luft zu machen. — Nach einer kleinen Pause schritt er zur Nutzanwendung des bisher Gesagten. — „Was soll ich Euch nun sagen," rief er, wo die Sache selbst so laut spricht? Oder, Ihr Männerr, von Athen, sollt' ich Euch noch erst ermahnen müssen, nicht länger diese Anarchie zu dulden, in welcher Euch die Römer zu halten entschlossen sind, bis sie vielleicht einst für gut befinden, Euch eine neue, ihren Absichten

anpassende Verfassung zu geben? nicht länger zu dulden, daß Eure Tempel zugeschlossen bleiben und Eure Gymnasien, Schauplätze und Gerichtshöfe öde und verlassen stehen? In solchen Umständen wäre es rühmlich, auch bei einem bloßen Schimmer von Hoffnung Alles zu wagen; aber es wäre Schande, unthätig zu bleiben, wo der Beistand eines allvermögenden Freundes Euch des glücklichsten Erfolges gewiß macht."

Die Vögel des Aristophanes merkten die Schlinge nicht, sie sahen nur die Lockspeise und fielen gierig und sorglos zu. Sie hatten sich durch ihre tumultuarische Versammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Besitz der Demokratie gesetzt; aber was konnte ihnen die höchste Gewalt helfen, wenn sie den ausübenden Theil derselben nicht einem Manne auftrugen, der mit ihnen eines Sinnes war, und zu dessen Wohlmeinung sie sich ebenso vieles Guten versahen als zu seinem Ansehen bei dem großen Könige, ihrem neuen Freunde, Beschützer und Abgott? Aristion wurde also einhellig zum Oberbefehlshaber über die Athenische Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben, was der verschmitzte Jünger des Aristoteles mit allen seinen bisherigen patriotischen Bemühungen abgezweckt hatte.

10.

Es war nicht das erste Mal, daß die Athener in einer Anwandlung von unbesonnener Fröhlichkeit, die den Abderiten selbst Ehre gemacht hätte, einen Menschen zum Oberfeldherrn schufen, der vom Kriegswesen gerade so viel verstand als — ein Magister, der über den Polybius liest. Schulmeister, Gerber, Hufschmied, Alles galt ihnen gleich! Der Mann, den sie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte Alles. Aber — glücklich ist die Republik, die von Philosophen beherrscht wird! War es nicht Plato, der das sagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen, wo die Philosophen herrschen, die Weiber gemein sind und Alles gut geht? Der Weise, sagen die Stoiker, ist schön, edel, reich, durchlauchtig, großmächtig und unüberwindlich, König der Könige und Herr über Alles, weil er Herr über sich selbst ist. Und doch glaube ich nicht, daß sie gesagt haben, er sei ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die

Athener, man muß es gestehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Philosoph Aristion, den sie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verstand? Das, was sie eigentlich wünschten, war ja Friede und Ueberfluß und Schauspiele und Lustbarkeiten und ewiger Müssiggang und Unabhängigkeit, und Alles thun zu können, was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Aristion nur die Kunst verstand, ihnen dies Alles zu verschaffen, was bekümmerten sie sich darum, wie er's anfing, um ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit sie sich um die Mittel nicht weiter bekümmern müßten, hatten sie einem so weisen, so wohlmeinenden Manne die oberste Gewalt übertragen.

Wir wollen sehen, wie Aristion die gute Meinung rechtfertigte, die er den Athenern von seiner Weisheit und Tugend eingeflößt hatte, und was er that, um sie — wenigstens so glücklich zu machen, als er konnte. So wenig Gutes wir uns vielleicht zu ihm versehen mögen, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er in seiner Art mehr leistete, als wir ihm zugetraut hatten.

11.

Ehe wir aber fortfahren, wird es rathsam sein, eine Vorsicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt, als sie es zu Anfang dieser Geschichte war, um unsre Leser wegen der historischen Glaubwürdigkeit derselben sicher zu stellen. In der That wäre die Geschichte des Philosophen Aristion das platteste Stück Arbeit, das man sich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines politisch-satirisches Romänchen wäre, welches wir in der wohlgemeinten Absicht, den Lesern ein paar gute Sittenlehren dadurch beizubringen, aus dem Füllhorne unserer eignen Erfindungskraft ausgeschüttet hätten. Allein die Geschichte des Aristion ist nichts weniger als Roman, sondern in ganzem Ernste mit allen Umständen, die man bereits gelesen hat und noch lesen wird, eine wahre Geschichte, deren Glaubwürdigkeit auf dem Ansehen zweier Zeugen beruht, gegen welche keine Einwendung stattfindet — wie man uns gern eingestehen wird, wenn wir

sagen, daß der eine kein Geringerer als der berühmte Posidonius und der andere der weise und biederherzige Plutarchus selbst ist. Posidonius von Apamea in Syrien, auf welchen sich Athenäus ausdrücklich als auf den Gewährsmann Alles dessen beruft, was er im fünften Buche seines Gelehrten-Gastmahls von unserm Aristion erzählt, war ein Zeitgenosse des Letztern und stand (wie man aus verschiedenen Stellen des Cicero sehen kann) in dem Rufe eines der gelehrtesten, beredtesten und weisesten Männer seiner Zeit und seiner Secte, welche die stoische war. Gesetzt aber auch, der Posidonius, aus welchem Athenäus seine Nachrichten vom Aristion gezogen, wäre nicht der stoische Philosoph dieses Namens, sondern ein andrer Posidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher Athenischer Geschichten oder Denkwürdigkeiten zuschreibt, so wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit desselben zu bezweifeln. Doch dies im Vorbeigehen, da es allenfalls an dem bloßen Zeugnisse des Athenäus, wenn er auch seinen Gewährsmann nicht genannt hätte, und an dem, was Plutarch im Leben des Sylla vom Aristion meldet, schon genug sein könnte.

12.

In dem Augenblicke, da Aristion von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher seine wahre und letzte Absicht versteckt hatte. Er nahm auf einmal das Ansehen, die Miene und den Ton eines Perikles an und sagte ihnen, nachdem er sich für das Zutrauen, wovon sie ihm eine so wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da Ihr also wieder Eure eigenen Herren seid, so werde ich nun, wenn Ihr getreulich zu mir haltet, so viel vermögen als Ihr Alle zusammengenommen.“ Die albernen Leute glaubten, daß er ihnen ein großes Compliment gemacht habe, und merkten nicht, daß er sie mit einer zweideutigen Spitzfindigkeit zum Besten hatte. In einer Republik ist der Mann, der allein so viel vermag als die Andern alle zusammen, ein Despot, und die Athenische Demokratie hatte mit der ersten Souveränitätshandlung, die sie dadurch ausübte, daß sie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art, wie sich der Philosoph Aristion der unumschränkten Macht bediente, die ihm von einem unbesonnenen Pöbel in einem unglücklichen Anstoß von schwärmerischem Wahnwitz anvertraut worden war, ist unsers Wissens ohne Beispiel in der Geschichte. Einfacheres kann man sich nichts denken als den Plan seiner Staatsverwaltung. Seine einzige Absicht scheint gewesen zu sein, sich so bald als nur möglich in den alleinigen Besitz des Ganzen zu setzen, indem er alle Athener, die nicht schon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu verlieren, dachte der Philosoph; wer nichts zu verlieren hat, hat für nichts zu sorgen, und wer ohne Sorgen blos von einem Tage zum andern lebt, ist, sobald er dieser Art von Glückseligkeit ein Wenig gewohnt ist, der glücklichste Mensch von der Welt. Der erste und der wichtigste Punkt seiner neuen Regierung war also — die Athener von allen Hindernissen eines so glücklichen Zustandes zu erleichtern. Das Mittel, wodurch er diese große Staatsoperation bewirkte, war das zweckmäßigste von der Welt. Er brauchte nur den Reichen Alles zu nehmen, so blieb auch den Uebrigen nichts mehr, die sich bisher durch ihre Industrie von den Reichen genährt hatten. Glücklicherweise war in der damaligen Lage der Sachen nichts leichter als dies, wiewol unter andern Umständen nichts Schwereres gewesen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte und bei Weitem den zahlreichsten Theil ausmachte, war Mithridatisch gesinnt — Alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Aristion standen für einen Mann; alle Römischgesinnten wurden also für Verräther und Feinde des Vaterlands erklärt und als solche entweder ohne weitern Proceß todtgeschlagen oder, wenn es Männer waren, mit denen man so kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeschickt. In beiden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staate, d. i. dem Regenten Aristion anheim, der vermöge seiner mit dem Volke getroffenen stillschweigenden Convention den ganzen Staat in seiner Person vorstellte. Wer nur die mindeste Miene machte, daß er mit dem gegenwärtigen Zustande des Vaterlandes nicht zufrieden und also (nach der gemeinen Definition) kein guter Bürger sei, wurde, wenn es sich nur einigermaßen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verständnisses mit den Römern oder doch wenigstens eines Vorsatzes, sich in dergleichen einzulassen, angeklagt und, wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit

Daumenschrauben und Folterseilen gefragt, bis er sich schuldig gab. Aristion betrieb dieses Geschäft mit solchem Ernst, daß Viele, an welche (weil man doch nicht Alles auf einmal thun kann) die Reihe noch nicht gekommen war, sich für glücklich genug gehalten hätten, wenn sie nur ihre Person in Sicherheit hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Aristion besetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne seine Erlaubniß hinauslassen durften; und da sich Einige bei Nacht über die Stadtmauern an Stricken heruntergelassen hatten, schickte er ihnen auf allen Straßen Reiter nach, welche sie theils wieder zurückbrachten, theils niedermetzelten, wenn sie sich nicht gleich ergeben wollten. Auf diese Weise brachte er in kurzer Zeit einen unermeßlichen Schatz an baarem Gelde und Geldeswerth zusammen; denn vermöge seines angenommenen staatswirthschaftlichen Grundsatzes wollte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, sondern auch so viel möglich aller Lebensmittel sein, und seine Kornböden wurden also mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der confiscirten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieser Administration war, daß in kurzer Zeit auch die Mithridatisch gesinnten Athener nichts mehr zu essen hatten. Aber der weise Aristion hatte dies vorhergesehen und sich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in Händen hatte, das Schlimmste, was daraus hätte erfolgen können, ein allgemeines Hungersterben, zu verhüten. Er ließ nämlich alle Tage beinahe ein Pfund Gerste (einen Chönix, d. i. ein Maß von sechzig Unzen, auf vier Tage) auf den Mann unter die ganze Bürgerschaft austheilen — eine Portion, welche Hühnern oder Gänsen angemessner gewesen wäre als Menschen. Aber Aristion, dem nichts so sehr am Herzen lag als die Sicherheit seiner Regierung, hatte wohl erwogen, daß man nicht leben soll, um zu essen; daß es also genug ist, so viel zu essen, als man braucht, um nicht zu sterben, und daß das sicherste Mittel, die animam concupiscibilem und irascibilem, den thierischen Theil der Menschen, welcher der Sitz aller bösen und gefährlichen Leidenschaften, Begierlichkeit, Unzufriedenheit, Widerspenstigkeit und Meuterei ist, im Zaum zu halten, unstreitig dieses ist, wenn man ihm den Brodkorb so hoch als möglich hängt und ihm dadurch die Kräfte entzieht, sich gegen die Vernunft, seinen Regenten und Oberherren aufzulehnen.

Der Athenische Pöbel war ein so leichtsinniges und jovia-

lisches Völkchen, daß er sich bei Müssiggang und funfzehn Unzen Gerste des Tages eine Zeit lang noch ziemlich glücklich finden konnte. Allein Aristion hatte doch nicht Alles, was besser als Pöbel war, ausrotten können, und es war zu besorgen, daß noch immer Manche hier nnd da verborgen stecken könnten, denen das Glück seiner Regierung nicht so völlig einleuchten möchte, daß sie nicht fähig sein könnten, die Köpfe zusammenzustecken und Entwürfe zu machen, wobei sein Interesse schwerlich zu Rathe gezogen würde. Bei Tage konnte er deshalben ruhig sein; denn da wurde die kleinere Anzahl von der größern genugsam beobachtet; aber heimliche Zusammenkünfte bei Nacht zu verhindern, gab es nur ein Mittel, das seine vorsichtige Furchtsamkeit beruhigen konnte. Dieses war eine Polizeiverordnung, vermöge welcher bei hoher Strafe verboten war, daß sich Niemand, weß Standes, Alters und Geschlechts er auch sein möchte, nach Sonnenuntergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken lassen. Diese Verordnung hatte etwas, das man nicht bei allen Polizeiverordnungen findet: sie erreichte ihren Zweck; aber das undankbare und unbeständige Volk fing jetzt an, gewahr zu werden, daß es, um sich besser zu befinden, eine Arznei genommen hatte, die um ein großes Theil schlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unserm regierenden Philosophen sehr übel genommen, daß er, nicht zufrieden, das Vermögen so vieler Privatpersonen an sich gezogen zu haben, seine gottesräuberischen Hände auch sogar nach dem reichen Schatze, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgestreckt und denselben mit Hilfe von zweitausend Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates, unterstützte, weggenommen und nach Athen bringen lassen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur seinem Charakter und dem großen Grundsatze seiner Staatsökonomie, zu nehmen, was er erreichen konnte, sondern selbst der gemeinen Politik gemäß gehandelt. Denn indem er sich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts, als daß er dem römischen Feldherrn Sylla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delphi, Olympia und Epidauros ebenso machte. Wem die Rechte der Menschheit nicht heilig sind, von dem ist nicht zu erwarten, daß er die Schätze der Götter respectiren werde.

13.

Wir haben oben zu bemerken vergessen, daß Aristion, sobald er sich an der Spitze der Republik sah, statt der Archonten, welche damals waren und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen ließ, und wie leicht zu erachten, Leute, die gänzlich von ihm abhingen und Alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geschichte nennt uns von seinen Freunden und Werkzeugen nur einen Einzigen, welcher auch wie er die Prätension hatte, ein peripatetischer Philosoph zu sein, und, ohne Zweifel durch Aehnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte Gefälligkeit gegen den Tyrannen und dadurch, daß er sich willig begnügte, nur eine Nebenrolle unter ihm zu spielen, sich bei ihm in Gunst zu setzen gewußt hatte. Dieser Mensch nannte sich Apellikon, und wir erwähnen seiner hier, da es die Gelegenheit mit sich bringt, um so eher, weil sein Name zufälligerweise einige Celebrität in der Gelehrtengeschichte erhalten hat.

Apellikon, der so glücklich gewesen war, viel zu erben, hatte sich aus Liebhaberei oder Prätension in den Kopf gesetzt, eine kostbare Bibliothek zu besitzen, und kaufte alle Bücher zusammen, die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefähr wurde ihm die Originalhandschrift der sämmtlichen Werke des Aristoteles zum Kauf angeboten, welche dieser Fürst der Philosophen in seinem letzten Willen seinem Freunde Theophrast, Theophrast auf gleiche Weise seinem Freunde Neleus von Skepsis und Dieser seinen eignen ungelehrten Erben hinterlassen hatte, von welchen sie über hundertunddreißig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäusen preisgegeben wurden. Das Haus, worin dieser unerkannte Schatz begraben lag, kam endlich an einen Besitzer, der, da er zufälligerweise hörte, daß Apellikon viel Geld um alte und rare Handschriften gebe, sich erinnerte, daß er dergleichen Waare in einem Winkel seines Kellers liegen habe, und, es sei nun, daß er durch die Tradition oder auf andre Weise erfahren, was es war, diese Handschriften, wiewol sehr übel zugerichtet, hervorzog und als die Originalhandschrift der Werke des großen Aristoteles an besagten Apellikon verkaufte, der über diesen, wiewol ihm wenig brauchbaren Schatz eine desto größere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach außer der

alten Bibliothek zu Alexandria*) (wo entweder das wahre Autographon dieser Werke oder wenigstens eine davon genommene Abschrift befindlich war**)) kein anderes Exemplar davon in der Welt existirte. Er blieb im Besitz desselben, bis Sylla nach Eroberung von Athen unter Anderm, was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen ließ. In der Folge erhielt ein gewisser Grammatiker Namens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amisos mit nach Rom gebracht, und dessen Cicero an verschiedenen Orten seiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sylla die Erlaubniß, diese Handschrift der Werke des Aristoteles zu copiren, und nachdem er sich unendliche Mühe gegeben, den Text wieder herzustellen oder wenigstens an den verderbtesten Stellen, so gut ihm möglich war, verständlich zu machen, stellte er eine neue Ausgabe derselben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abschriften ins Publicum kamen. Wenn man es also gleich (wie Einige allzu gütig sich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, daß wir noch auf diesen Tag im Besitz der meisten Aristotelischen Schriften sind, so ist doch gewiß, daß er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schicksale derselben verflochten zu sein.

Apellikon, um seine Büchersammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente sich eines zwar sehr wohlfeilen, aber etwas gefährlichen Kunstgriffes, dessen auch einige berühmte Neuere beschuldigt worden sind. Er machte sich kein Bedenken, alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zusammenzustehlen, würde aber, als er über einer solchen Plünderung des Tempels der Göttermutter***) auf frischer That ergriffen worden, diesen Frevel theuer haben bezahlen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, sich mit der Flucht zu retten. Indessen wirkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger Zeit die Erlaubniß aus, zurückzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigsten Beförderern des Aristion's war, mit welchem ihn die gemeinschaftliche Profession der peripatetischen Philosophie in genauere

---

*) Derjenigen, welche der König Ptolemäus Philadelphus zu sammeln anfing, und die bei Eroberung und Verwüstung dieser Stadt durch Julius Cäsar unglücklicherweise ein Raub der Flammen wurde.

**) Athenäus, L. I. p. 3. B.

***) Es wurde gewöhnlich das Metroon genannt und war das Archiv, wo die Athenischen Gesetze, Decrete und andere wichtige Urkunden aufbewahret wurden.

Verbindung gebracht hatte, so war er auch Einer von Denen, die von der Erhöhung desselben den meisten Vortheil zogen. Aristion hatte eine so gute Meinung von seinen militärischen Fähigkeiten oder war vielmehr so arm an geschicktern Männern, auf die er sich hätte verlassen können, daß er ihm die Behauptung der Insel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wußte so wenig, was bei einem solchen Geschäfte zu thun war, daß er die wichtigsten Posten unbesetzt und sich selbst mit den tausend Mann, die er bei sich hatte, somno vinoque sepultus von dem römischen General Orbius überrumpeln ließ, noch wohl zufrieden, mit Verlust seiner ganzen Mannschaft wenigstens seine eigne Person durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

14.

Mithridates hatte inzwischen durch seinen Feldherrn Archelaus so große Fortschritte in den zunächst an Asien grenzenden europäischen Provinzen, welche die Oberherrschaft der Römer erkannten, gemacht, daß diese ungeachtet des gefährlichen Zustandes, worin sich die Republik durch den Zusammenstoß der Parteien des Marius und Sylla in ihrem Innersten gesetzt befand, es nicht länger anstehen lassen konnten, dem Fortgang eines so furchtbaren Feindes Grenzen zu setzen. Sylla, welcher kürzlich die Oberhand über die Partei seines Gegners erhalten hatte und sich die Ehre, den Uebermuth des Mithridates zu dämpfen, von keinem Andern nehmen lassen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öffneten. Aristion und Archelaus, von welchen Jener die Stadt und Dieser den Piräus*) besetzt hielt, waren ebenso entschlossen, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen, als Sylla es war, sich, was es auch kosten möchte, von Athen Meister zu machen. Der Detail dieser Belagerung, die dem römischen Feldherrn sehr theuer zu stehen kam, gehört nicht zu unserm jetzigen Zweck; wir berühren also nur diejenigen Umstände, welche den Charakter des Aristion und die Art, wie er die Athener glücklich machte, besonders auszeichnen.

*) Der Hafen von Athen, welcher selbst eine große Stadt und mit einer sechzig Fuß hohen Mauer von Quadersteinen beschützt war.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch diesen einzigen Menschen über die größte und schönste Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglück der Zeiten schieben. So ein thörichtes Volk die Athener zuweilen waren, so hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Partei des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn sie von Aristion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden sie unsinnig genug gewesen sein, eine Belagerung von einem römischen Feldherrn wie Sylla aushalten zu wollen. Denn sie hatten wenig oder nichts zu verlieren, wenn sie ihm ihre Thore gutwillig öffneten, und Alles, wenn sie es aufs Aeußerste ankommen ließen. Aber Aristion hatte sie bethört, da sie noch frei genug waren, einen eignen Willen zu haben; und jetzt, da er seinen Zweck erreicht und sich zum Herrn über sie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr, was die Athener wollten oder wünschten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglücklichen Einwohner erforderte, sondern was der Tyrann Aristion wollte, welcher wohl wußte, daß er, sobald Athen in der Römer Hände zurückfiel, wieder nichts war, und also Alles, was er für den Mithridates that, für sich selbst that. Es ist zu glauben, daß er auf die anscheinende Uebermacht des Letztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entsatz gerechnet habe. — Und doch, wenn man sein Betragen während der Belagerung ansieht, kann man kaum anders von ihm denken, als daß er nach dem großen Grundsatz aller Diebe und Räuber, denen mitten in den zügellosesten Befriedigungen ihrer Lüste immer vom Galgen träumt, sich wenigstens, wie Curtius, eh er sich in den Pfuhl stürzte, die kurze Zeit, wo ihm noch Alles erlaubt war, recht überschwänglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von sinnlosem Uebermuth und kaltblütiger Grausamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich sein, wenn sie nicht den gutherzigsten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch selbst, zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menschen, so schlimm er auch sein mochte, mehr Böses nachzusagen, als er sich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Aristion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weise dafür gesorgt, daß die Athener seiner Gnade leben mußten, und es lag nur an ihnen, sich bei ihren vielen Schauspielen und einem Pfund Gerste des Tages (welches doch immer mehr

war, als worauf ein Diogenes sicher rechnen konnte) glücklich zu halten. Aber diese Municicenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sylla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten hatte. Aristion mußte nun dafür sorgen, daß es ihm und seinen Gesellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für sich selbst sorgen, wie sie konnte. Das Elend der unglücklichen Leute wurde unbeschreiblich groß. Ein Medimnus Korn (ungefähr hundert Pfund am Gewichte) wurde bis um tausend Drachmen (über hundertsechsundsechzig Rthlr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras und, als es auch daran gebrach, gesottenes Leder von ihren Schuhen und Oelflaschen zu essen. Viele trieb die Wuth des Hungers, sich sogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter diesem allgemeinen Jammer überließ sich Aristion mit seinen Freunden allen möglichen Ausschweifungen, brachte Tag und Nacht mit Tanzen, Schwelgen und Trinken zu, und über der Tafel erschöpften die feinen Herren ihren Witz, Spöttereien und Zoten zu erfinden, um sie dem Sylla von den Mauern herab zu rufen und ihm dadurch zu zeigen, wie wenig man sich aus ihm mache. Zu der sorglosesten Gleichgiltigkeit gegen das Elend seiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grausamste Verhöhnung. Als ihn die Oberpriesterin der Minerva in der äußersten Noth nur um ein halbes Nößel Weizen bitten ließ, schickte er ihr ein halbes Nößel Pfeffer; und die Rathsherren und Priester, die ihn fußfällig baten, Mitleiden mit der Stadt zu haben, ließ er mit Pfeilenschüssen zurücktreiben, ohne sie nur anhören zu wollen.

Indessen wurde die Noth zuletzt so groß, daß sich der unsinnige Mensch endlich entschloß, ein paar von seinen Zechbrüdern an den römischen Feldherrn abzuschicken, die mit ihm von Friedemachen sprechen sollten. Die Deputirten waren, wie es scheint, Dessen, der sie abgeschickt hatte, vollkommen würdig. Denn anstatt irgend einen vernünftigen Vorschlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, schwatzten sie dem Sylla ein Langes und Breites von den Verdiensten des Theseus und Eumolpus und von den großen Thaten ihrer Vorfahren im medischen Kriege vor, so daß ihm endlich die Geduld ausging und er sie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine schöne Herren, steckt Eure Rede wieder in Euren Schulsack und geht, wo Ihr hergekommen seid! Die Römer haben mich nicht zu Euch geschickt, um in die Schule zu gehen, sondern um Aufrührer zu züchtigen.“

6*

Während dieser Audienz war dem Sylla eine gewisse Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo sie wegen einer daran stoßenden Anhöhe am Leichtesten zu ersteigen war, und gerade diese Stelle hatte Aristion, um sich in Allem immer gleich zu bleiben, unbeschützt gelassen. Sylla machte sich diese Entdeckung in der nächsten Nacht zu Nutze, erstieg die Mauer, ließ sogleich so viel, als nöthig war, niederreißen und zog mitten in der Nacht unter einem entsetzlichen Lärmen von Trompeten und Hörnern und bei dem noch schrecklichern Geschrei seines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaubniß zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglückliche Stadt ein. Die Soldaten stürzten sich mit bloßen Schwertern durch alle Gassen und ermordeten in der ersten Wuth ohne Verschonen Alles, was ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder. Die armen Leute waren vom Hunger so entkräftet, daß sie nicht einmal fliehen konnten. Sie blieben stehen und ließen sich geduldig niedermetzeln; Viele, welche diese gräuliche Verwüstung ihrer Stadt, dieses schönen Athen's, worauf sie einst so stolz gewesen waren, nicht überleben wollten, gaben sich den Tod selbst. Jedermann erwartete von dem bekannten Charakter des römischen Feldherrn, daß nichts als die gänzliche Zerstörung einer Stadt, deren Eroberung ihm so viel gekostet hatte, seine Rache würde sättigen können; aber Meidias und Kalliphon, zwei von dem Tyrannen Aristion verbannte vornehme Athener, die sich ihm zu Füßen warfen, von den Vorbitten aller anwesenden römischen Senatoren unterstützt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, daß er der Stadt zu verschonen versprach. „Ich vergebe," sagte er, „den Vielen um der Wenigen und den Lebenden um der Todten willen."

Aristion hatte sich indessen in die Burg zurückgezogen und ergab sich nicht eher, bis er aus gänzlichem Mangel an Wasser dazu gezwungen war. Er wußte, was er von den Römern zu erwarten hatte, aber er hatte keinen Muth, sein Leben wenigstens mit einer edlen That zu enden.

15.

Bald darauf machte sich Sylla auch vom Piräeus Meister, dessen Befestigungen er nebst dem Arsenal, einem der herrlichsten Gebäude im ganzen Griechenlande, gänzlich zerstörte.

Dieser Tag war, so zu sagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die sich noch immer für ansehnlich genug gehalten hatte, bei Gelegenheit ihre Rolle mitzuspielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf und erhielt unter den Cäsarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, sondern wurde sogar vom Hadrian, der sie vorzüglich liebte, ansehnlich verschönert; aber sie begnügte sich zu ihrem Glücke an der Ehre, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, des Geschmacks und der feinern Sitten zu sein, und entsagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, sich in die Händel der Weltbeherrscher zu mengen.

Aristion, der das, was er an den armen Athenern verschuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüßt hätte, wurde, nach Plutarch und Strabo, nebst einigen seiner schlimmsten Mitschuldigen sogleich, nachdem er sich auf Gnade und Ungnade hatte ergeben müssen, auf Befehl des Sylla umgebracht, nach dem Berichte des Appianus hingegen eine Zeit lang gefangen gehalten und erst nach dem zwischen dem römischen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus geschlossnen Vergleiche dem Letztern zu Gefallen heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieser Elende, der ohne Zweifel den Namen eines Philosophen nicht besser verdiente als den Namen eines Regenten, wiewol er die Eitelkeit gehabt hatte, in verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens Beides sein zu wollen, giebt eines von den stärksten Beispielen ab, wie viel die Entwicklung dessen, was in einem Menschen liegt, von den Umständen abhängt. Wäre er sein Leben lang Schulmeister oder peripatetischer Philosoph (wie er sich nennen ließ) geblieben, so wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, daß seine Seele, nach Plutarch's Ausdruck, eine Composition von Schwelgerei und Grausamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Mensch gewesen sein und bei Gelegenheit eine Schuld abgeschworen, ein falsches Testament untergeschoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wol, wenn etwas dabei zu gewinnen gewesen wäre, einem ehrlichen Manne Gift gegeben oder im Dunkeln und hinterrücks ein Messer in den Leib gestoßen haben, aber um sich in seiner wahren nackten Gestalt zu zeigen, mußte er in eine Lage kommen, wo er Alles sein durfte, was er sein wollte.

Indessen war eine Zeit, wo ihm die Athener von allen den schändlichen Eigenschaften, wovon sie endlich das Opfer

wurden, nichts zutrauten; eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und staatsklugen Mann und für einen ihrer Besten galt, welches er doch, so schlecht auch die Andern sein mochten, sicherlich nicht gewesen ist. Wir gestehen jedoch, daß es ihre eigene Schuld war, wenn sie so übel von ihm betrogen wurden. Daß der vorgebliche Philosoph Einer von Denen sei, welchen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht so lange gleichviel gilt, bis ihnen dieses oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenschaften beförderlicher ist, dies hätten sie früher merken können, und von dem Menschen, der unter dem Namen eines Professors der Philosophie in Compagnie mit einem hübschen Mädchen auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Aergste zu erwarten, sobald man ihn in den Stand setzte, seine kleinen Bübereien im Großen zu treiben. Auf einer andern Seite lassen sich Umstände denken, unter deren Einfluß eben dieser Athenion, genannt Aristion, ohne sich jemals etwas von Tyrannei träumen zu lassen, ein ganz feiner Professor zu Athen oder Alexandria gewesen wäre, ein neues System gemacht, eine Secte gestiftet und, anstatt einer häßlichen Rolle in der politischen Welt, eine sehr glänzende in der philosophischen Geschichte gespielt hätte — und das Alles, ohne im innern Grunde seines Wesens um ein Haar ein bessrer Mann gewesen zu sein, als er auf dem Wege war, worauf ihn sein Schicksal führte.

Die Umstände machen also, bald daß ein Mensch *scheint*, was er *nicht* ist — bald daß das wirklich sichtbar und fühlbar wird, *was* er ist; aber der edle und gute Mensch ist und bleibt unter allen Umständen edel und gut. *Abdalonymus* war ein rechtschaffner Mann, da er von dem Ertrage eines kleinen Gartens lebte, den er mit eignen Händen baute, und blieb, was er war, nachdem ihn Alexander zum Könige von Tyrus gemacht hatte. *Aristion* war ein maskirter Bösewicht, da er noch der Philosoph Aristion hieß, und wurde als ein Bösewicht erfunden, sobald ihn das Glück auf die Capelle setzte.

Die Kaiser *Marcus Aurelius* und *Julianus* machten der Philosophie ganz andere Ehre als Aristion, und doch ist vielleicht noch eine Frage, ob Beide ohne die Prätension an den Philosophenmantel nicht *noch bessere* Regenten gewesen wären; aber dies ist gewiß, wenn sie es waren, so kam es nicht daher, weil sie Philosophen, sondern weil sie *tugendhafte Menschen* waren.

Die Regierungskunst,

oder

Unterricht eines alten persischen Monarchen an seinen Sohn.

Nach dem Englischen.

Erschien im Teutschen Merkur, 1773. III. S. 167—183. Die bisherigen Ausgaben der Werke Wieland's haben den Aufsatz nicht.

Höre meinen Rath, geliebter Sohn, und lerne, daß **Tugend** wahre Weisheit ist. Fürchte nichts so sehr als Deine eigne Gewalt. Macht ist nur dann ein Glück, wenn Weisheit sie leitet. Laß bei Deiner Regierung die Gesetze und die eingeführte Staatsverfassung niemals aus den Augen. Fasse keinen Entschluß, am Allerwenigsten in Sachen, wobei Deine Lieblingsneigung betroffen ist, ehe Du ihn aufs Sorgfältigste geprüfet hast, und verwirf ihn sogleich, wenn Du erröthen müßtest, ihn öffentlich Deinem Volke zu bekennen. In diesem Falle ist er Dein Feind.

Wisse, daß wir nichts lieben können, als was unsrer Glückseligkeit beförderlich ist. Lebt das Volk unter Deiner Regierung in Friede und Freiheit; schadet ihm kein äußerer Feind; sind ihm die Früchte seiner Arbeit gesichert; findet es Gerechtigkeit bei den Richtern; leidet Keiner, außer um Verbrechen, die das Gesetz verdammt: so werden Deine Unterthanen auch gewiß den Regenten lieben, der ihnen so viele Glückseligkeiten schafft.

Vernachlässige keine einzige der Stunden, die Du dem Staate schuldig bist! Gewöhnst Du Dich, Deine Pflicht zu erfüllen, so wird Dir Deine Pflicht leicht und angenehm werden. Versäumst Du sie öfters, so wirst Du sie bald immer vernachlässigen. Aus Unordnung entsteht Unordentlichkeit.

Bist Du der Tugend getreu, so hast Du ein Recht, mit Dir selbst zufrieden zu sein, und alsdann wird das Gefühl Deines eignen inneren Werthes jede lasterhafte oder ausschweifende Begierde verstummen machen. Das Laster wird Deinem Herzen nicht nahe kommen dürfen, da es mit keiner Neigung desselben in geheimem Verständniß steht. Hat Dich die Sinnlichkeit einmal überwunden, dann kannst Du Dich selbst nicht mehr hochschätzen; und wie sollten Andere Den hochachten können, der sich selbst verachten muß?

Trägheit ist der größte Fehler eines Fürsten. Ein träger

Regent verräth, verkauft sein Volk; denn er überläßt es seinen Dienern um der schlechten Ursache willen, seiner Gemächlichkeit pflegen zu können. Er entsagt niederträchtigerweise dem Ruhme, die Quelle der gemeinen Wohlfahrt zu sein, und vernichtiget gleichsam sich selbst zu einem Schatten, der zwar einen Menschen vorstellt, aber blos durch fremde Kräfte in eine anscheinende Bewegung gesetzt wird. Der Unterthan ist unter einem trägen Fürsten weit unglücklicher als unter einem bösen. Die Unterdrückung so vieler Unterregenten, deren Erpressungen autorisirt sind, erstreckt sich bis auf die Hütte des armen Tagelöhners, da hingegen die Wuth eines Tyrannen blos seinen Hofleuten gefährlich ist.*)

Laß das Glück Deines Volkes Deinen liebsten Wunsch, Dein größtes Vergnügen sein. Freue Dich, wenn Du Deine Unterthanen fröhlich siehest. Halt es für einen Zuwachs Deines Schatzes, wenn sich ihre Zahl vermehrt, und setze Deinen höchsten Ruhm darin, wenn Keiner von ihnen Ursache findet, mißvergnügt zu sein oder zu klagen.

Gewöhne Dich, früh aufzustehen! Der Tag ist verloren, der spät anfängt. Verwehre Deinen Unterthanen den Zutritt nie; sie werden schon halb zufrieden von Dir weggehen, wenn Du ihr Anbringen nur angehört hast. Ueberwinde Deine Verdrossenheit, wenn Du Dich zu den Geschäften nicht aufgelegt findest. Nie lese man in Deinem Gesichte, daß die Beschwerlichkeiten Deines Amts Dich unmuthig machen! Muntre Dich durch den Gedanken auf, daß jeder wohl gebrauchte Tag zehn andre glücklich macht und durch jede vernachlässigte Stunde zehn andre elend werden!

Berathe Dich täglich mit den Häuptern Deiner Collegien. Mit jedem vernachlässigten Departement sinkt ein Pfeiler des Staats.

Gieb keinem Deiner Diener Gelegenheit, zu hoffen, er werde Dich hintergehen oder ein ungerechtes Verfahren durchsetzen können, ohne entdeckt zu werden. Wache über ihnen; überrasche sie unversehens und bemächtige Dich jeder bequemen Gelegenheit, wo Du ihre Treue auf die Probe setzen kannst!

Liebe die Wissenschaften! Sie sind zugleich nützlich und unterhaltend; sie veredeln die Seele und flößen ihr die Liebe zur Ordnung ein. Niemand ist geneigter zum Aufruhr als Barbaren. Aufgeklärte, gebildete Nationen lassen sich an einem Faden leiten, da man für jene einen Kappzaum nöthig hat.

Suche Dein Gebiete nicht zu erweitern! Ein Reich, das sich nicht für seinen unruhigen Nachbarn fürchten muß, ist immer groß genug, und Eroberungen sind nie des Unglücks werth, welches der Eroberer seinem Volke verursacht. Greif nie an, aber vertheidige Dich muthig, wenn die Ehre Deines Reiches angegriffen wird oder Deine Unterthanen leiden!

Hüte Dich, in Schulden zu fallen! Sei pünktlich und genau im Bezahlen und wage Dich an kein Unternehmen, wozu Du die erforderlichen Mittel nicht bei der Hand hast! Schulden des Staats werden zu unvermeidlichen und desto unseligern Ursachen der Unterdrückung; und haben Kriege sie unvermeidlich gemacht, so kann oft der Friede selbst die Bürde des Kriegs nicht erleichtern.

Verehre Treue und Wahrheit auf das Gewissenhafteste! Treulosigkeit kann zuweilen einen augenblicklichen Vortheil schaffen; aber sie hinterläßt gewiß allzeit einen fressenden Schaden. Einen König, der nicht Wort hält, verabscheuen heimlich alle seine Nachbarn; er setzt sich immerwährender Gefahr aus und wird nie einen Freund finden.

Verändere die Staatsverfassung Deines Reiches nicht im geringsten Theile, selbst nicht aus den scheinbarsten Gründen, ohne zuvor die übrigen Departements, woraus es besteht, zu Rathe gezogen zu haben. Gesetze gelangen nur nach und nach zur gehörigen Festigkeit, und die Ehrfurcht, welche das Volk für sie heget, gründet sich blos auf ihre Unverletzlichkeit und ewige Dauer. Ein neues Gesetz ist ein Bekenntniß, daß der Gesetzgeber einstmals geirrt habe; und kann er sich nicht wiederum irren? **)

Laß nie eine Bedienung des Staats erblich werden! Dieser Fehler hat den Untergang der mächtigsten Reiche verursacht.

Halte streng über den Formalitäten der Justiz; denn ohne sie ist Alles willkürlich. ***) Eine Nachsicht darinnen zu Gunsten des einen Unterthanen schadet allezeit dem andern.

Ueberrede nie einen Richter; wähle auch nie besondere Richter für besondere Streitigkeiten oder Verbrechen! Der Schuldige, der vor einem willkürlichen Richterstuhl verurtheilt worden wäre, würde durch die öffentliche Stimme der Nation losgesprochen werden.

Laß Dich nie überreden, die Abgaben Deiner Unterthanen zu erhöhen oder gar neue zu machen! Wo sind Deine Reichthümer, wenn Dein Volk arm ist? Freue Dich, wenn Deine

Unterthanen etwas über ihre tägliche Nothdurft haben und im Stande sind, des Lebens froh zu werden. Sie sind Menschen und haben ihre Gefühle so wohl wie Du.

Sorge dafür, daß die Landstraßen in gutem Stande und sicher seien! Beschütze die Kaufleute und beschränke die Freiheit der Handlung nicht durch unnöthige Gesetze! Sie sind Stützen Deines Staats. Ehre sie; Dein Thron borgt seinen Glanz von ihrer Arbeit!

Beschütze alle Künste! Ermuntre sie durch Preise, Besoldungen und Ehrenzeichen! Der Erfinder eines neuen Werkzeuges ist ein Wohlthäter des Staats. Wer Dich lehrt, mehr Garben in einem Morgen Feldes einzuernten, ist Dein Bruder. Ziehe ein wohlgebautes Feld dem herrlichsten Garten vor! Der Werth aller Handlungen bestimmt sich nach dem Maße ihrer Mitwirkung zum gemeinen Besten.

Zusätze

zu den mit Sternchen bezeichneten Stellen dieses Stücks.

*) Die Schwäche eines Regenten ist unstreitig ein großes Unglück für seinen Staat und (wenn das Betragen des schwachen Fürsten seiner Lage nach einen großen Einfluß auf das allgemeine System hat) oft kein kleines Unglück für die Welt. Wie viel Unheil hätte dem ganzen Europa erspart werden können, wenn Philipp III. von Spanien, oder Jakob I. und Karl II. von England nicht schwach gewesen wären! Aber es ist falsch, daß ein Tyrann nur seinen Hofleuten gefährlich sei; oder wenn es unter irgend einer Bestimmung wahr sein könnte, so müßte es in dem Falle sein, wenn ein unumschränkter Fürst bei großen Eigenschaften des Verstandes einige brutale Temperamentsfehler und schlimme Gewohnheiten an sich hat, z. E. wenn er sehr jähzornig oder dem Trunk ergeben oder Beides zugleich ist. Aber ein solcher Fürst verdient darum noch nicht den Namen eines Tyrannen. Alexander und Peter der Große haben sich in Anstößen von Brutalität einiger grausamen Handlungen schuldig gemacht, und sie gehören gleichwol unter die Helden des menschlichen Geschlechtes. Der Himmel verhüte, daß irgend ein junger Fürst sich durch diese Beispiele, deren die Geschichte

nur zu viele aufweiset, verleiten lasse, wilde Ausbrüche in Zorn und Vergnügungen für kleine Laster anzusehen! Was den gemeinsten Menschen zum Vieh herabwürdigt, kann an Demjenigen nichts Erträgliches sein, der ein sichtbares Bild einer weisen und wohlthätigen Gottheit sein soll; und es ist ein wahres Unglück für die Menschheit, daß nicht in jedem Staate durch die Grundgesetze dafür gesorgt ist, daß der Regent von dem Augenblick an, da er eine brutale Handlung zum zweiten Mal begangen hat, unter Administration gesetzt werde. Alles, was wir hier gegen den Verfasser unsers Textes behaupten, ist, daß nur Fürsten wie Tiberius, Nero, Domitian, Phokas, P. Alexander VI., Heinrich VIII. von England u. s. w. den Namen von Tyrannen verdienen, und daß solche Fürsten nicht nur ihren Hofleuten gefährlich, sondern Geißeln für ganze Nationen seien, wird wol Niemand zu leugnen begehren.

Uebrigens scheint die Frage, ob ein schwacher oder schlimmer Regent einem Staate mehr Schaden thun könne, unter diejenigen zu gehören, deren Auflösung von keinem großen Nutzen sein könnte, wenn sie auch so leicht wäre, als sie es nicht ist. Sie gleicht so ziemlich der Frage: ob Feuer- oder Wassersnoth, Pestilenz oder theure Zeit das größere Uebel sei. Es ist geradezu unmöglich, eine solche Aufgabe anders als in einzelnen Fällen aufzulösen; und dann kömmt es auf die genaue Bestimmung und Aufzählung aller Umstände an. Indessen könnte man sich doch in Staaten, wo der Regent erwählt wird, zuweilen in dem unglücklichen Falle befinden, zwischen einem Schwachen und einem Schlimmen wählen zu müssen; und da würde einem Wähler, der nur einiges Gefühl für das Glück oder Unglück seiner Mitgeschöpfe oder ein Fünkchen von dem, was unsre ehrlichen Voreltern Gewissen nannten, hätte, allerdings unendlich viel daran gelegen sein, einen beruhigenden Bestimmungsgrund seiner Entschließung zu haben. Aber in einem solchen Falle würde die Frage nicht sein, ob ein schwacher oder ein schlimmer Regent dem Staate schädlicher sei, sondern es würde darauf ankommen, diese Aufgabe in viele besondere Fragen aufzulösen und durch ebenso viel wohlbeobachtete Facta beantworten zu können. Z. E. Wie schwach ist Cajus? Wie schlimm ist Titius? Hat Jener oder Dieser nicht neben seiner Schwäche oder neben seinem verkehrten Herzen Eigenschaften, welche die Schädlichkeit derselben mildern? Was für Schranken setzen ihnen die Staatsverfassung, die Beschaffenheit ihres Landes,

die übrigen Verhältnisse und Umstände? u. s. w. Ein schwacher Fürst kann das Glück haben, redliche und verständige Diener zu finden. Er kann einige gute oder wenigstens ziemlich gleichgiltige Neigungen haben, deren man sich bedienen kann, ihn zu vielem Guten zu bewegen. Er kann aus Schwäche, aus Furchtsamkeit oder Unentschlossenheit viel Böses unterlassen. Auf der andern Seite kann der Böse noch immer so viel Verstand haben, um einzusehen, daß er sich selbst Schaden thun würde, wenn er es gar zu arg machte. Er kann vielleicht rechtschaffne Männer um ihrer Geschicklichkeiten willen, und weil sie ihm unentbehrlich sind, etwas gelten lassen müssen. Er kann aus Ehrsucht oder um seines eignen Vortheils willen Gutes thun u. s. w. Alle diese und zwanzig andre Betrachtungen müßten in Erwägung gezogen werden, wenn man die Auflösung dieses Problems nützlich machen und Regeln suchen wollte, wornach man sich in besondern Fällen mit einigem Grade von Sicherheit bestimmen könnte.

Der Herausgeber des „Merkur's" hat die Frage, wovon die Rede ist, in einem Manuscript erörtert gefunden, welches ihm vor einiger Zeit durch einen Zufall in die Hände gefallen ist und (dem Ansehen nach von einer neuern Hand) den Titel Akademische Fragen bekommen hat. Dieses Manuscript besteht aus einer ziemlichen Anzahl von Dialogen zwischen zween oder mehrern Philosophen aus der jüngern Akademie, welche bekanntermaßen Alles, was nicht durch das allgemeine Gefühl entschieden wird, für zweifelhaft erklärte und daher beinahe über Alles für und wider disputirte. In jedem Dialog wird irgend eine zweifelhafte moralische Aufgabe untersucht und so zergliedert, daß ein denkender Leser sich im Stande sieht, entweder den Ausspruch zu thun oder die Gründe anzugeben, warum er es nicht thun kann.

Schon lange haben Personen, denen in den höhern Kreisen des thätigen Lebens die Fälle häufig vorkommen, wo es unendlich schwer ist, einen befriedigenden Entscheidungsgrund für unsre Entschließungen zu finden, den Wunsch geäußert, daß die Sittenlehrer statt allgemeiner Theorien (die uns in der Ausübung fast immer ungewiß lassen) sich häufiger mit genauer Erörterung dessen, was in besondern Fällen moralisch recht ist, beschäftigen möchten. Das besagte Manuscript scheint diesem Wunsche ziemlich zu entsprechen, und wir sind deswegen gesonnen, einige von den Dialogen, die es enthält, nach und

nach in den „Merkur“ einzurücken. Wir sagen mit Bedacht, nur einige; denn verschiedene sind mit einer Freiheit geschrieben, welche die Zeit, worin wir leben, schwerlich ertragen möchte. Es ist wol wahr, daß ohne Freiheit philosophiren noch ein Wenig schlimmer ist, als gar nicht philosophiren. Aber es ist auch wahr, daß es einen Grad von Licht giebt, welchen Augen, die seit Kurzem zu sehen angefangen haben, nicht ertragen können, und daß die Freiheit, über Alles kaltblütig und ohne Zurückhaltung zu philosophiren, einen Grad von Aufklärung voraussetzt, dessen sich noch keine Nation des Erdbodens rühmen kann. Immerhin wollen wir es mit etlichen, die uns vorzüglich interessant scheinen, versuchen, und der Dialog über die Frage, ob ein Staat unter einem schwachen oder unter einem bösen Regenten in größerer Gefahr sei, übel regiert zu werden, soll die erste Probe machen.

Es giebt auf einem gewissen Planeten unsers Sonnensystems eine Nation, welche unter andern wunderbaren Besonderheiten auch diese hat, daß noch kein Sterblicher einen Namen für ihre Verfassung hat ausfindig machen können. Sie enthält in einem Bezirke von ungefähr zwölftausend Quadratmeilen eine unglaubliche Menge größerer und kleinerer Staaten, welche (ihrer allgemeinen Verbindung unbeschadet) einzelnen Regenten von unterschiedlicher Benennung unterworfen sind, auf deren guten Willen es meistens ankömmt, wie viele oder wenige von ihren Untergebnen sich täglich satt essen sollen. Einige dieser Selbstherrscher sind mächtig genug, größere Kriegsheere ins Feld zu stellen, als Scipio und Cäsar jemals angeführt oder bestritten haben; andre können den ganzen Umfang ihrer Monarchie von der Spitze eines Maulwurfhügels übersehen. Verschiedene (und unstreitig die glücklichsten) sind gerade mächtig genug, um viel Gutes thun zu können, wenn sie wollen, aber doch nicht so mächtig, daß sie bei einem nur mäßigen Antheil von Menschenverstande der Versuchung, Böses zu thun, so leicht unterliegen sollten. Ein sehr beträchtlicher Theil dieser Regenten wird erwählt, und da die Nation nicht für gut befunden hat, der Classe, aus welcher sie genommen werden, eine besondere politische Erziehung zu geben, so soll sich wol eher zugetragen haben, daß der Zufall den Abgang dieser Vorsicht nicht völlig so gut ersetzt, als man es ihm zugetraut hatte. Außerdem befinden sich unter besagter Nation noch vier bis fünf Dutzend kleine Republiken, deren Regiment

ebenfalls durch freie Wahl bestellt wird, und in welchen (wie man uns versichert hat) die Ernennung eines Rathmanns oder eines Spitalvorstehers oft größere Bewegungen macht und schwerer zu Stande kömmt als die Wahl eines Doge von Venedig oder eines Großmeisters des Hospitals vom heil. Johann zu Jerusalem. Unter einer Nation, wo das ganze Jahr durch so viel zu wählen ist, möchte wol der oben erwähnte leidige Fall häufiger vorkommen, als für das Beste derselben zu wünschen wäre; und man könnte sich also schmeicheln, ihr einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, wenn man ihr eine sichere Theorie vorgelegt hätte, nach welcher sich in jedem vorkommenden Falle die größte Wahrscheinlichkeit bestimmen ließe, ob der Staat bei einem Klotze oder bei einem Drachen am Wenigsten übel fahren werde, wenn uns erlaubt ist, auf eine bekannte Fabel anzuspielen. Wir unterstehen uns nicht, mit Gewißheit zu sagen, daß der versprochne Dialog über diese Materie eine solche Theorie wirklich darstelle; aber wenigstens wird er denkende und die Welt aus Erfahrung kennende Freunde der Menschheit veranlassen, der Sache schärfer als sonst nachzudenken, und auch dies wäre schon Vortheils genug.

**) Wenn die Staatsverfassung und die Gesetzgebung einer Nation der ganzen Summe der besondern unveränderlichen Bestimmungen derselben so angemessen und in jeder Betrachtung so vollkommen wäre als möglich, so würde jede Abänderung in den Grundgesetzen den Nationalzustand verschlimmern; und insoferne hat der persische König Recht. Aber so lange die Grundverfassung noch mit wesentlichen Mängeln behaftet ist, d. i. so lange die Rechte des Volks, der Stände und des Oberhaupts nicht aufs Genaueste bestimmt, gegen einander abgewogen und in völlige Sicherheit gesetzt sind, so lange muß noch an ihr gearbeitet werden, und vorher kann sie auch zu keiner dauerhaften Festigkeit gelangen. Die Ehrfurcht des Volkes gegen die Gesetze gründet sich allerdings auf ihre Unverletzlichkeit, und ein unfehlbares Mittel, wie sich eine Regierung verächtlich machen kann, ist, wenn sie Verordnungen macht, über welchen nicht scharf und unparteiisch gehalten wird, oder welche mit so wenig Ueberlegung gemacht worden, daß man erst durch die unvorgesehenen schlimmen Folgen belehrt wird, was man gethan habe. Aber die Unverletzlichkeit eines Gesetzes kann sich vernünftigerweise auf nichts Anders gründen als auf ein von der Natur

selbst festgesetztes unveränderliches Verhältniß zwischen der Art zu handeln, welche das Gesetz vorschreibt, und dem allgemeinen Besten der Gesellschaft und der Menschheit überhaupt. Gesetze, welche sich auf veränderliche Umstände und Verhältnisse beziehen, müssen also abgeändert werden, sobald sich ihre Beziehung verändert; denn das erste aller Gesetze, das allgemeine Beste, fordert es alsdann. Der persische Monarch (oder vielmehr der ehrliche Mann, der diesen Aufsatz in dessen Namen entworfen hat, und der es von der Höhe seines sechsten Stockwerkes herab so leicht findet, unveränderliche Gesetze zu geben), indem er sagt: „Ein neues Gesetz ist ein stillschweigendes Bekenntniß, daß der Gesetzgeber sich einstmals geirret habe,“ scheint vergessen zu haben, daß Menschen dem unvermeidlichen Loos unterworfen sind, sich zuweilen zu irren, und daß ein Gesetzbuch, worin nur auf tausend Jahre für jeden möglichen besondern Fall ein demselben völlig angemessenes Gesetz zu finden wäre, weder von einem Menschen verfaßt, noch von einem Menschen übersehen werden könnte. So wie die Welt bisher gegangen ist und vermuthlich noch lange gehen wird, hängt das Glück der Menschen viel weniger von der Festigkeit der Gesetze als von der weisen Vertheilung und Verwaltung der gesetzgebenden Macht ab. Die **Willkürlichkeit** der Gesetze und ihrer Anwendung ist das große Uebel, welchem abgeholfen werden muß, eh eine Nation sich rühmen kann, persönliche Sicherheit, Eigenthum und Freiheit zu haben. So lang es auf meinen Richter ankömmt, ob er mich nach dem römischen Rechte verlieren oder nach dem deutschen gewinnen machen will, so lang ist meine und meiner Mitbürger Condition nicht viel besser oder vielleicht wol gar ein Wenig schlimmer, als sie damals war, da man sein Recht mit der Faust bewies. Denn damals hatte ich doch nur gegen Den verloren, dessen Faust stärker war als die meinige, oder der mehr Fäuste aufbieten konnte als ich; aber wo die Gesetze willkürlich sind, habe ich gegen einen jeden Richter verloren, der mein Freund nicht ist oder Absichten auf meine Ducaten hat. Die Frage ist alsdann nicht: ob **Hans** oder **Peter** Recht oder Unrecht hat, sondern ob **Hans** oder **Peter** mehr Lust zum **Gewinnen** oder **Verlieren** hat. Und da kann es denn wol nicht anders sein, als daß die **Schwere** ihrer respectiven Beutel und die Wage des Richters den Ausschlag geben muß. Daß der Zustand einer Nation, deren Bürger sich in diesem Falle befinden, ein verwünschter Zustand sei, wird vermuthlich

von Niemand bezweifelt werden. Aber wie unter gewissen gegebenen Umständen zu helfen sei, möchte eine Frage sein, die alle sieben Weisen aus Griechenland, wenn sie ihnen collegialiter vorgelegt werden könnte, sehr verlegen machen würde. Die Ohren hängen lassen und leiden, ist Alles, was einem ehrlichen Patrioten, der nichts Bessers thun kann, übrig bleibt. „Geduld, und die Karten gemischt!" sagt der bezauberte Ritter Durandarte in der Höhle Montesino's zu seinem Vetter. — Das Spiel kann doch nicht immer wider uns sein, oder gewisse Leute müssen mehr Künste können, als recht ist.

***) Es ist unwidersprechlich, daß die Art und Weise, wie den Bürgern zu ihrem Rechte geholfen wird, oder wie Verbrechen untersucht und bestraft werden, an genaue, bestimmte Formen gebunden und der Willkür des Richters auch hierin nichts überlassen sein muß, wenn die Bürger eines Staates sich der Sicherheit — des ersten Zwecks, weswegen die Menschen in gesellschaftliche Verbindung getreten sind — zu erfreuen haben sollen. Aber die Gesetzgebung muß auch dafür gesorgt haben, daß dasjenige, was blos zur Befestigung der Sicherheit und zur Schutzwehre des Rechts erfunden worden ist, nicht ein Werkzeug der Beraubung und Unterdrückung oder einer verderblichen Straflosigkeit werde. Wenn ein Land wäre, wo jeder Minister gesiegelte Briefchen im Hause hätte, vermittelst deren er einen Jeden, der das Unglück hätte, ihm zu mißfallen, alle Augenblicke zwischen vier Mauern stecken lassen könnte, und worin es auf eine Mätresse, einen Kammerdiener, einen Bonzen oder einen Giton ankäme, wer der Richter eines Beklagten sein sollte: welcher Vernünftige würde dies Land zu seinem Vaterlande wählen? Aber wenn ein Land wäre, wo ich um einer gerichtlichen Spitzfindigkeit willen mit dem sonnenklarsten Recht verurtheilt werden könnte; wo es von der Nachlässigkeit oder Schelmerei eines Advocaten abhinge, einen Hausvater mit Weib und Kindern zum Bettler zu machen; wo ich nach drei günstigen Urtheln, die sich auf mein erwiesenes Recht gründeten, am Ende um einer versäumten Formalität willen mit großer Feierlichkeit und in bester Form Rechtens meines Eigenthums beraubt und mit dem feinen Troste, daß es nun in meiner Willkür stehe, mit meinem Sachwalter einen neuen Handel auszufechten, aus dem Tempel der Göttin Gerechtigkeit entlassen würde; — wo aber hingegen auch ein überwiesener Böfewicht, ein Giftmischer, ein Vatermörder um der

geringsten Unförmlichkeit willen, die zufälligerweise in seinem Proceß vorgegangen sein möchte, von der verdienten Strafe losgesprochen würde; wenn, sage ich, ein solches Land wäre, — sollte es nicht einen jeden Menschen, dem Gott Vernunft und fünf Sinne gegeben hat, in Verwunderung setzen, in einem solchen Lande — Klagen über Ungerechtigkeiten zu hören? Sollte man nicht denken, diese müßten da etwas viel zu Alltägliches sein, als daß man sich darüber beklagen sollte? In der That macht die Gewohnheit — diese zweite Natur, die Alles aus dem Menschen machen kann —, daß man in Ländern, wo die Chicane mit der unleidlichsten Tyrannie herrschet, das Uebel, das man durch sie leidet, nur halb zu fühlen scheint. Allein ungefühlte oder vernachlässigte Uebel sind nur desto schlimmer; und insonderheit ist das, wovon hier die Rede war, von so ausgebreiteten schädlichen Folgen, daß die Göttin Salus selbst (wenn wir dem Terenz eine Redensart abborgen dürfen) dem Staate nicht helfen kann, worin ein Vernünftiger lieber Unrecht leiden, als bei der öffentlichen Gerechtigkeit eine ebenso kostbare als ungewisse Hilfe suchen will.

[illegible]

Ueber das

göttliche Recht der Obrigkeit,

oder

Ueber den Lehrsatz:

„daß die höchste Gewalt in einem Staat durch das Volk geschaffen sei.“

An Herrn P. D. in C.[1]

---

1) An Professor Dohm in Cassel. — A. d. H.

Erschien im Teutschen Merkur, 1777. IV S. 119–145; wurde von Wieland in die Ausgabe seiner Sämmtlichen Werke nicht aufgenommen.

Schon lange, mein lieber Freund, hab' ich es bei tausend Gelegenheiten erfahren, daß ich für den Herausgeber eines Journals ein viel zu zartes Gewissen habe. Daher allein kommen die kleinen Anmerkungen, die ich mich zuweilen verbunden glaube, unter den Text der Aufsätze, die mir von bekannten oder unbekannten Gelehrten eingeschickt worden, zu setzen. Der Augenschein lehrt zwar, daß ich mich seit geraumer Zeit über diesen Punkt mit großer Bescheidenheit und Selbstverleugnung betragen. Indessen begegnet es doch zuweilen, daß ich — wenn ein Verfasser sich entweder auf eine angebliche Thatsache stützt, von deren Ungrund ich gewiß bin, oder einen Lehrsatz für eine geheiligte Wahrheit ausgiebt, der nach meiner Ueberzeugung entweder geradezu falsch oder wenigstens eines von diesen unauflöslichen Problemen ist, über die man ewig pro und contra streiten kann, ohne jemals ans Ende zu kommen — in beiderlei Fällen es nicht leicht von mir erhalten kann, eine solche Stelle ohne einen kleinen Avis au Lecteur passiren zu lassen.

So ging's mir neulich bei der Stelle Ihrer lesenswürdigen Nachrichten von Portugal (Teutscher Merkur, Sept. 1777), wo Sie (Seite 265 und 266), nachdem Sie eine Art von herzlichem kosmopolitischem Jubel darüber angestimmt, daß die portugiesischen Reichsstände in ihrem Manifest vom Jahr 1641 so viel Gefühl vom Menschenrecht geäußert und unter Anderm darin ausdrücklich behauptet: „das Volk habe ein Recht, durch seine Repräsentanten über die Aufführung seines Königs zu erkennen und sich von dessen Herrschaft loszumachen, wofern er sich durch eine schlimme Staatsverwaltung des königlichen Amts unwürdig mache" — endlich in folgende Nutzanwendung ausbrechen: „Sollte man sich nicht schämen, noch zuweilen in aufgeklärten Ländern sich so auszudrücken, als wenn das Volk um des Monarchen, nicht dieser um jenes willen da wäre, und als verkennte man die große Wahrheit, daß in einem

Staat keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, sondern allemal von unten herauf durch das Volk (dem sie nutzen und frommen soll) geschaffen sei — Wahrheiten, die schon im vorigen Jahrhundert und (sogar) in Portugal anerkannt worden."[1])

Ich konnte diese Stelle, die mir gleich beim ersten Lesen wider die Stirne fuhr, aus zwo Ursachen unmöglich, ohne meines Orts Salvanda zu salviren, vorbeigehen lassen — erstens, weil ich den Satz, den Sie (mit der Gewißheit eines Mathematikers, der von einem demonstrirten geometrischen Lehrsatz spricht) für eine große Wahrheit geben, für keine Wahrheit halte; und zweitens, weil Sie Sich so auszudrücken scheinen, als ob er mit dem vorgehenden: „daß das Volk nicht um des Monarchen willen da sei," völlig von einem Schlage sei, da doch meiner Ueberzeugung nach zwischen diesen beiden Sätzen ganz und gar keine nothwendige Verbindung ist. — Weil ich aber damals weder Raum noch Zeit hatte, den Grund meines von dem Ihrigen (vielleicht nur dem Scheine nach) so verschiedenen politischen Glaubens anzugeben, und Sie den Ihrigen

---

1) Die Stelle, auf welche sich Wieland hier bezieht, lautet vollständig: „Der Ausdruck dieses Rechts [der Stände, in zweifelhaften Fällen über die Thronfolge zu entscheiden,] in dem Manifest von 1641 macht von den Einsichten und dem edlen Freiheitsgefühl, das die portugiesischen Stände belebte, als sie das verhaßte spanische Joch abwarfen, sehr vortheilhafte Begriffe. Sie sagen in diesem Manifest ausdrücklich, daß das Recht der höchsten Gewalt ihnen als Repräsentanten des Volks gehöre. Sie sehen es als eine unzweifelhafte Rechtswahrheit an, „que le Royaume et les trois Etats sont en droit de juger et de prononcer sur la succession légitime du même Royaume, toutes les fois qu'il nait quelques difficultés et quelques doutes entre les Prétendans, au Sujet du défaut de descendant du dernier Roi, qui en a été Possesseur; et encore lors qu'ils ont resolu de s'affranchir de la domination des Rois, qui par leur mauvais Gouvernement se rendent indignes de la Royauté." Dieses Recht des Volks und seiner Repräsentanten ist unstreitig in dem Wesen jedes Staats gegründet, und die deutliche Anerkennung desselben muß Dem, der die Geschichte mit Menschheitsgefühl studirt, allemal angenehm sein; desto mehr wird es ihm gefallen, auch in dem Reiche, das sich besonders unter das Joch des römischen Hofs begeben hat, und in welchem Aufklärung und gesunde Vernunft nur sehr langsame Fortschritte gemacht haben, — auch in diesem Reiche doch dies Gefühl vom Menschenrecht zu finden. Sollte man sich nicht schämen, noch zuweilen in aufgeklärten Ländern sich so auszudrücken, als wenn das Volk um des Monarchen, nicht dieser um jenes willen da wäre, und als verkennte man die große Wahrheit, daß in einem Staat keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, sondern allemal von unten herauf durch das Volk (dem sie nutzen und frommen soll) geschaffen sei. [Diese Stelle begleitete Wieland mit der Bemerkung: „Ich bin selbst einer von den Ketzern, die diese Wahrheit verkennen."] — Wahrheiten, die schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und in Portugal gekannt worden!" — A. d. H.

mit einer so heroischen Zuversicht für Wahrheit gaben: so hielt ich's für anständig und bescheiden, mir den Namen selbst zu geben, den Sie mir als einem (nach Ihrem System) vom wahren politischen Glauben Abweichenden geben müßten, und mich einstweilen bis zum Austrag der Sache demüthiglich für den Ketzer zu erklären; wiewol ich, nach der Schärfe zu reden, mich selbst für den Rechtgläubigen und Sie — mit Ihrer Erlaubniß — für den Ketzer hielt. Schon damals war ich entschlossen, mich nächstens über die Gründe meiner Meinung zu erklären, und nun, nachdem Sie mich in Ihrem letzten Briefe so ernstlich dazu auffordern, will ich ohne weitere Vorrede zur Sache schreiten. — „Im Ernste (sagen Sie), ich wüßte nicht, wie man die große Wahrheit, so wie ich sie ausgedrückt habe, verkennen könnte, und ich wäre sehr begierig, zu sehen, wie der Verfasser des Goldnen Spiegels, der Lehrer der Könige, das göttliche Recht seiner Schüler vertheidigen könnte" u. s. w.

Die Könige bedürfen weder meines Unterrichts (denn die Starken bedürfen des Arztes nicht), noch meiner Vertheidigung — oder es stünde übel um ihre Sicherheit. Aber da ich ein Mensch bin und nichts Menschliches als fremd ansehe, ist mir's ja wol auch erlaubt, über menschliche — und so weit meine Divinationskraft reicht — auch über göttliche Dinge zu sagen, was mich recht dünkt. Und so lassen Sie uns dann, wofern Sie just nichts Nöthigers oder Angenehmers zu thun haben, hören, wie ich das göttliche Recht — nicht der Könige oder Monarchen ausschließungsweise, sondern der Obrigkeit überhaupt oder Derjenigen, die (nach St. Paul's weisem Ausdruck) Gewalt über uns haben — für den ersten Anlauf behaupten werde.

Das göttliche Recht der Obrigkeit? — Winke mir nicht so furchtbar, ehrwürdiger Schatten Algernon Sidney's! Ich verkenne das göttliche Recht der Menschheit nicht. Beide Rechte sind in meinem Sinn auf gleiche Weise heilig, auf gleiche Weise in dem höhern Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ich werde schreckliche Wahrheiten sagen — wiewol sich deren nicht eine sagen läßt, die nicht schon lange vor uns gesagt worden wäre. Denn welche Frage ist von Alten und Neuern mehr untersucht, mehr in alle Arten von Licht gestellt, mehr unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, mehr mit allem möglichen Eifer und Interesse für und wider debattirt worden, als die Frage: ob die obrigkeitliche Gewalt Gottes Ordnung oder bloße Menschensatzung sei?

Mir ist, denke ich, Alles wohl bekannt, was die Vorfechter der wirklichen und vermeinten Rechte der Menschheit für ihre Behauptung:

„daß alle rechtmäßige obrigkeitliche Gewalt vom Volk herrühre,"

jemals vorgebracht haben. Ich zweifle sehr, ob Algernon Sidney, in seinem ausführlichen und vortrefflichen Werke: „Discourses concerning Government", irgend Einem, der bisher auf ihn gefolgt und künftig folgen wird, etwas wirklich Neues zur Befestigung dieses Grundsteins seines ganzen Systems aufzubringen übrig gelassen habe. Sein Buch enthält neben viel goldnen Wahrheiten viele höchst verwickelte Probleme, an denen, so wie er sie behauptet, ebenso viel falsch als wahr ist. Diese nach der Schärfe zu prüfen und das Wahre darin vom Falschen zu scheiden, würde ein ewiges Werk sein; und wozu könnt' es helfen? — Wir werden, hoff' ich, einen kürzern Weg finden, um aus diesem Labyrinth ins Freie zu kommen.

Fürs Erste etliche Präliminar-Fragen:

1) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfassung aus dem Menschengeschlechte werden oder vielmehr längst geworden sein?

„Barbaren?" — Nein, denn alle Völker, die man so zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung.

„Wilde?" — Auch diese haben ihre Oberhäupter.

Wir wollen also nicht weiter fragen. Das einzige Volk, das, so viel man weiß, in völliger Freiheit lebt, sind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geistreichen, glücklichen Einwohner von Terra del Fuego; im Ernste, eine Art von menschenähnlichen Wesen, die so elend ist, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach in weniger als funfzig Jahren zur Ehre der Natur völlig erloschen sein wird.

2) Wie lange gab es (allen Urkunden aus den ältern Zeiten unsers Planeten seit seiner letzten Umschaffung zufolge) Völkerschaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden, bis sich endlich das Volk in etlichen kleinen griechischen Städten einfallen ließ, anstatt eines einzelnen Regulus sich von ihrer vielen unter einem andern Namen und zuletzt (so kurze Zeit es auch dauern konnte) sich gar nicht mehr regieren zu lassen?

3) Wo ist der Beweis, daß die ersten Könige und Obrigkeiten unter den Menschen erwählt worden?

4) Wie sollt' es wol ein Volk anfangen, um sich selbst zu regieren? — Und wenn es, von Natur und Nothwendigkeits wegen, unvermögend ist, sich selbst zu regieren, wie kann man sagen: es habe ein natürliches Recht zu etwas, wozu es von Natur unvermögend ist? Und wenn es also kein solches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem Andern übertragen?

Ich denke, wir haben uns bereits durchs Dickste und Gröbste durchgehauen. — Es fängt schon an, in dieser silva silvarum heller vor uns zu werden. — Setzen wir uns denn zusammen hin und sehen in aller Gelassenheit, ob die Wahrheit, von der uns die Begierde, sie zu suchen, oft so weit wegführt, nicht vielleicht dichte neben uns steht.

Eine Menge Volks ist — eine Menge großer Kinder — ebenso unfähig, ohne Obrigkeit sich selbst in einem leidlichen Zustande zu erhalten, als unsre kleinen Kinder leben und gedeihen könnten, wenn man sie der lieben natürlichen Freiheit überlassen wollte. Und warum hat die Natur diese letztern so lange, bis sie sich selbst regieren können, der elterlichen Gewalt unterworfen? — Als weil sie sich eine Zeit lang nicht selbst regieren können. Und hier zeigt sich ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen dem Kind und einem jeden großen Haufen Menschen, die sich zusammenhalten und (es sei nun aus bloßem Zufall und Instinct nur auf kurze Zeit, oder mit Vorsatz und Ueberlegung auf immer) für einen Mann zu stehen gesonnen sind — und die man in beiden Fällen Volk nennt. Für das Kind kommt eine Zeit, wo es sich selbst regieren kann, und sofort hört die väterliche Gewalt auf. Für ein Volk giebt's keine solche Zeit in der Natur; je größer, je älter, je aufgeklärter es wird, je unfähiger wird es, sich selbst zu regieren. Ich berufe mich über diesen und alle andre Sätze, die ich blos ihrer Evidenz wegen nicht beweise, auf die allgemeine und besondere Geschichte der ganzen menschlichen Gattung von so viel Jahrtausenden, als man zurückzählen will, bis auf diesen heutigen 31. October 1777. Der Urheber der Natur hat also durch eben den Act, durch den er Menschen machte, das ewige Gesetz der Nothwendigkeit promulgirt: daß sie regiert werden müssen; und — so ist alle obrigkeitliche Gewalt an sich betrachtet göttlichen Rechts.

Wenn sich ein Auflauf unter dem Volk einer Stadt begiebt — wird nicht der Erste der Beste, der Muth oder Verwegenheit genug hat, sich an ihre Spitze zu stellen, ihr Anführer, dem sie blindlings folgen? Erinnern Sie Sich nur der Geschichte des Masaniello — sie ist nach ihren Grundzügen die Geschichte aller andern Aufrühre, Empörungen und Bürgerkriege. Wenn ein Volk in Gährung geräth und zu schwärmen anfängt, so muß es — diese Nothwendigkeit fühlt gar bald ein jedes einzelnes Glied desselben — einen Anführer haben. — Und diesen Anführer hat immer die Natur gemacht. Es ist Der, der die meiste Kraft hat, der die Uebrigen in seinen Wirbel hineinziehen und mit sich fortreißen kann, der den meisten Muth, die festeste Entschlossenheit, den feurigsten und anhaltendsten Enthusiasmus äußert. — Unter gewissen Umständen ist's wol auch Der, der am Besten schwatzen kann; aber allemal, wo gegen-

wärtige Noth oder Gefahr gefühlt wird, ist's sicherlich Der, der am Entschlossensten handelt. Also — sobald ein vermischter Haufen Menschen, so klein oder groß er sei, sich durch irgend einen Zufall in dem wilden, ordnungslosen Zustande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet oder mit Gewalt sich selbst hineinwirft, so wird der Stärkste das Oberhaupt der Uebrigen — nicht durch eine freie Wahl, sondern in Kraft der Natur selbst — weil er den Muth hat, sich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in sich fühlt, seinen Platz zu behaupten. — Indem ich der Stärkste sage, ist, wie Sie sehen, die Rede nicht vom Stärksten an Knochen und Sehnen (wiewol es Fälle giebt, wo ein Sänftenträger mehr zu bedeuten hat als ein Julius Cäsar), sondern vom Stärksten an Sinn, Einbildung, Verstand und Muth — von Dem, dessen Genius die Uebrigen im Zwang hält und wie Wasserbäche leitet — und um dieser Stärke willen wurde Julius Cäsar am Ende doch Meister von allen Sänftenträgern in Rom, so gut als von allen Rednern und Schwätzern und kleinen raubsüchtigen Patriziern, parfümirten Einäden und aimables débauchés, wovon's im Lager des alten Pompejus wimmelte — und er hätte entweder zuvor das Leben verlieren müssen, oder er mußte von natürlichen Zwangrechts wegen Herr über sie werden. Denn was kann der Obergewalt der Natur widerstehen? Zehntausendmal tausend schwache Menschen sind zusammengezählt nicht stärker gegen einen überwiegend Starken, als es Jeder von ihnen einzeln ist.

Ich dächte nach diesen so unmittelbar auf die Constitution der menschlichen Natur und (eben darum!) auf die Geschichte aller Völker von Anbeginn der Welt sich stützenden Prämissen sollt' es nun nicht mehr so schrecklich in Ihren Ohren klingen, wenn ich gerade heraus sage: das Recht des Stärkern sei jure divino die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt. Es versteht sich, daß ich mir bei einem Satze, der, so ewig wahr er auch ist, doch ersten Anblicks so gefährlich aussieht, alle Mißdeutungen, Sophismen und verhaßte Folgerungen verbitten muß. Die Rede ist nicht vom Mißbrauch der Stärke und Gewalt — wiewol die Natur auch dafür schon gesorgt hat, daß gemißbrauchte und tyrannische Gewalt sich selbst zerstören muß. Ich betrachte für jetzt Alles blos in der Ordnung der Natur — und vermöge dieser ist der Stärkste überall im ganzen All der Schöpfung Meister und Herr, und die Schwächern beugen

sich vor ihm, lassen sich von ihm anziehen, bewegen sich um ihn her, vertrauen ihm und erfreuen und trösten sich seines Schutzes: — um so mehr, da gewöhnlicherweise die größte Stärke der wirkenden Kräfte mit verhältnißmäßiger Großmuth, Aufrichtigkeit, Treue und Gutherzigkeit gesellet zu sein pflegt.

Es ist also dem Wesen der Sache gemäß, es ist facti, ist immer so gewesen und wird immer so bleiben: unter einem Volk von Jägern ist der kühnste, unverdrossenste, scharfäugigste, duldsamste und dauerhafteste, mit einem Wort, der beste Jäger König; unter einem Volke von Hirten ist's Der, der den furchtbarsten Wolf erlegt hat; unter einem wilden Volke, das von Krieg und Raub lebt, ist's Der, der die meisten Feinde erschlagen hat — und so sind ohne allen Zweifel die ersten Könige entstanden. Die Natur giebt den Schwächern im Stärkern einen Beschützer, einen Vater. Dies ist ihr großes Gesetz. Sie hat es nirgends unter Trompetenschall ausrufen oder durch ihren Kanzler niederschreiben lassen, denn sie hat keine Trompeter und keinen Kanzler und braucht auch keine — sie spricht durch Wirkung und That. Sie sagt nicht: „Ihr Planeten sollt die Sonne für Euern König erkennen!“ sondern setzt die Sonne mitten unter sie hin; und nun entziehe sich Einer ihrer Herrschaft, wenn er kann!

So stellte sie zu verschiednen Zeiten einen Sesostris — einen Cyrus — einen Alexander — einen Cäsar — einen Attila — einen Karl den Franken — einen Muhamed — einen Timurbeg — einen Gustav Wasa — einen Cromwell auf — —

„Wie? Was? einen Cromwell?“ — Ja, mein Freund, einen Cromwell! — und ich fechte dadurch nicht gegen mich selbst; denn der Plan der Natur ist so unermeßlich groß, daß sie oft und alle Augenblicke uns Kurzsichtigen nach widersprechenden Gesetzen und Zwecken zu handeln scheint. — Ja, dieser Cromwell, der Zerstörer der Staatsverfassung seines Vaterlandes, der Mörder seines Königs, der tapferste, der tugendhafteste, devoteste Bösewicht, der vielleicht jemals gelebt hat — war zu seiner Zeit der Stärkste unter seinem Volke, und so folgte daraus, was unter damaligen Umständen folgen mußte. Und — was brauchen wir weitern Zeugnisses? — Die ehrwürdigsten Mächte erkannten laut oder stillschweigend sein Recht; Könige neigten sich vor dem Manne, der ihren Bruder öffentlich durch Nachrichters Hand zum Tode gebracht hatte, schickten

ihre Gesandten, nahmen die seinigen an, schlossen Bündnisse mit ihm und suchten seine Freundschaft. — Wenn Könige nicht wissen sollten, was in ihrer eignen Sache recht ist, wer soll's wissen?

Doch dies im Vorbeigehen — denn auf diesem Seitenwege würden wir zu weit von unsrer Hauptfrage verirren.

Alles, was ich bisher gesagt habe, zweckt dahin ab, als einen Grundsatz aufzustellen: es liege in der menschlichen Natur ein angeborner Instinct, Denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen und uns willig von ihm leiten und meistern zu lassen, dessen Obermacht wir fühlen, und dies sei die erste Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menschen gewesen.

Und nun behaupte ich, eben dieser Instinct sei auch in der Folge auf Seiten der Völker die Hauptursache gewesen, warum sie sich bei allen den mannichfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach

per varios casus et tot discrimina rerum

mit der politischen Form und Verfassung der Staaten vorgegangen. Immer verhielt sich das Volk, d. i. der größte Theil der Nation, leidend dabei. Denn auch dann, wenn es anmaßliche oder erwählte Repräsentanten hatte, waren gemeiniglich die Rechte des Volks nur der Schild und Deckmantel, unter welchem die Mächtigsten unter dem Adel und der Klerisei und die Ehrgeizigsten, Verschmitztesten und Beredtesten unter dem Volke ihre Privatabsichten desto sicherer durchzusetzen wußten. — Wenn etwa noch Jemand wäre, der nicht wüßte, was Repräsentanten einer Nation sind, so kann er sich aus der neuern und neuesten Geschichte einer gewissen Ile flottante so trefflich davon belehren, daß es ihm, Alles zusammengerechnet, (wenigstens) ebenso sicher dünken wird, seine Menschheitsrechte in unsers lieben Herrn Gottes unmittelbarem Schutz zu wissen als in den Händen solcher Repräsentanten, die alle Augenblicke die Rolle vergessen, die man ihnen zu spielen gegeben hat, und auch wenn sie's am Besten zu machen scheinen, doch immer nur sich selbst repräsentiren.

Man durchgehe die Geschichte aller Wahlreiche und aller erwählten Regenten und sehe — wie viel die Nation dabei gewinnt, daß Etliche aus ihrem Mittel das Recht haben, Denjenigen zum König zu setzen, der ihrem besondern Interesse am Zuträglichsten ist! — Und eben weil in einem Wahlreiche der gemeine Mann, der doch den zahlreichsten und wichtigsten Theil der Nation ausmacht, gar wohl fühlt, wie wenig es ihm verschlägt, wer ihn beherrsche, indem sein Schicksal im Ganzen genommen unter Diesem und Jenem immer das nämliche bleiben wird, so sehen wir ihn so ruhig und gleichgiltig abwarten, was die Götter diesfalls beschließen, oder wenn er sich ja für einen Candidaten mehr als für den andern interessirt, so ist es entweder aus irgend einer dumpfsinnigen Parteilichkeit für dessen Haus oder Person oder aus vermeintem Religionsinteresse, oder weil er unter dem Einen mehr in Ruh und Frieden zu leben hofft als unter dem Andern. Allein da auf seine Theilnehmung so ganz und gar nichts ankömmt — so ist's im Grunde für ihn auch einerlei, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu geboren oder erwählt sei. Sobald er nur einen Reiter auf seinem Rücken fühlt, der seiner mächtig ist, so giebt er sich zufrieden, folgt dem Zügel und duldet den Sporn.

Ueberhaupt sehen wir, daß die Völker sich gerne unter eine erbliche Regierung schmiegen, gerne einem gewissen Hause, einer festgesetzten Folge von Prinzen unterthan sind, sich gar bald angewöhnen, diese ihre Herren für eine höhere Art von Wesen anzusehen, und vor einem neugebornen Kron- oder Erbprinzen kaum mit weniger Andacht, Glauben, Liebe und Hoffnung die Kniee beugen, als die heiligen drei Könige vor dem Christkindlein. All dies, lieber Herr und Freund, ist in der menschlichen Natur; und wohl dem gemeinen Manne, dem kein Stephanus Junius Brutus, kein Milton, kein Algernon Sidney, keine Cato's Briefe dies treuherzige Gefühl wegphilosophirt haben! Er nimmt seine Regenten, gut oder schlimm, als ihm von Gott gegeben an, und ein böser Herr müßte beinahe der Dedschial selbst sein, bis dem Volk einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wol schuldig sei, Alles von ihm zu leiden. — So tief sitzt im Menschen das Gefühl, daß die bürgerliche Gesellschaft ebenso wie die ganze Natur von einer höhern, Alles umfassenden, unabhängigen und unwiderstehlichen Macht zusammengedrückt und dadurch in ihrer Form er-

halten werden müsse;*) — und sofern ihm nur erlaubt ist, über die eine und andre dieser regierenden Mächte zu murren, wenn sie's ihm nicht nach seinem Sinn und Bedürfniß machen, so fällt ihm nicht ein, sich gegen sie aufzulehnen, und ein einziger Sonnenblick ist wieder hinlänglich, ihn zufrieden und gutes Muths zu machen.

In ältern Zeiten hatten die Menschen einen großen Glauben an das Loos, oder was wir den ungefähren Zufall nennen. Sie sahen es als eine Art von Orakel an, als einen unmittelbaren Ausspruch der Götter, auf den sie mehr Vertrauen setzten als auf ihre eigne Klugheit. Und so wurde auch zuweilen bei Erledigungsfällen die Ernennung des neuen Regenten dem Loos oder Zufall überlassen — wie in vielen Republiken noch heutiges Tages geschieht. Die Erbfolge ist eine Art von Loos, die in den Augen der Völker eben dadurch eine ganz eigene Heiligkeit erhält, daß man (und dies mit bestem Grunde) den Prinzen, der vermöge des Erbfolgerechts zum Thron geboren wird, gerade so ansieht und aufnimmt, als ob ihn ein Engel Gottes sichtbarlich aus den Wolken herabgebracht und mit einer durchs ganze Land hin schallenden Stimme gerufen hätte: Sehet, das ist Euer Herr! Und man braucht nur die Menschen, anstatt sie in abstracten Theorien studirt zu haben, aus dem gemeinen Leben kennen gelernt und ihre Art, zu empfinden und sich die Sachen vorzustellen, in vielen besondern Fällen beobachtet zu haben, so wird man (glaube ich) so überzeugt sein, als ich es bin: daß ein Volk zu einem Prinzen, der ihm solchergestalt aus dem Himmel in den Schooß gefallen ist, mehr Vertrauen hat als zu einem, den es selbst erwählt hätte. Daß freilich die Herren Philosophen und Staatsgelehrten und all das ehrsüchtige Völklein, das auch gerne am Ruder sitzen und die Welt regieren helfen möchte, anders gesinnt ist, wollen wir ihnen nicht verdenken; es ist sehr natürlich: nur sollen sie auch bedenken, daß sie nicht das Volk, vielleicht nicht einmal der zehntausendste Theil des Volks sind, zu dessen ungebetnen Vertretern sie sich aufwerfen.

Die Natur hat jedem ihrer Geschöpfe die Triebe und innern Anlagen gegeben, ohne die es nicht das werden könnte,

*) Die Instanzen, die ich hievon aus den sogenannten Freistaaten selbst herholen könnte, wenn es hier Raum und Absicht gestatteten, würden diese Wahrheit auf die frappanteste Weise bestätigen.

was es sein soll. Da die menschliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich sein, nicht einmal erhalten werden konnte, so ist der Mensch von Natur das gelehrigste und lenksamste aller Wesen — man müßte ihn denn nur gar nicht zu behandeln wissen. — Was ihn aber am Meisten geschickt macht, sich regieren zu lassen — und so regieren zu lassen, wie es gewöhnlich geschieht — sind drei oder vier charakteristische Züge, um derentwillen er sich von Seinesgleichen schon oft hat den Görgen singen lassen müssen. — Zum Exempel, daß tausend Menschen, die man einzeln nicht vom Flecke bringen könnte, alle zusammen hinterdrein ziehen werden, sollt' es auch durch die Pforte der Höllen sein, sobald Einer vorangeht und ruft: „Ein braver Kerl geht mit!“ — sodann: daß sie es einem Jeden herzlich Dank wissen, der ihnen die Mühe erspart, sich über eine Sache, die gleichwol besorgt werden muß, den Kopf zu zerbrechen; ferner: daß sie sich sehr leicht an etwas gewöhnen, daß nichts so albern, widersinnisch, unlustig, mühselig und beschwerlich ist, das ihnen die Gewohnheit nicht erträglich und zum Theil so leicht macht, daß sie es zuletzt gar nicht mehr fühlen — und endlich: daß sie größtentheils und in den meisten Augenblicken ihres Lebens in einem Nebel wandeln, der sie nicht viel weiter als vor ihre Füße hinsehen läßt, so daß sie sich um alles Gegenwärtige, was ein Wenig weit von ihnen liegt, wenig und um die Zukunft oder die entferntern Folgen des Gegenwärtigen gar nicht bekümmern —: vier Qualitäten, die (unter uns gesagt) der weltberühmten menschlichen Vernunft eben nicht die größte Ehre machen. Aber — ohne sie, wie sollten auch Menschen von Ihresgleichen regiert werden können? — Denn nachdem Regierung und bürgerliche Ordnung einmal bei den verschiednen Völkern Platz genommen und Wurzeln geschlagen, so wird freilich der Fall, daß die Regenten wirklich auch die Besten unter ihrem Volke sind, immer seltner. Aber es bedarf auch dessen nicht schlechterdings. Denn wenn das Werk nur einmal eingerichtet und im Gange ist, so braucht es eben keiner so starken Hand, es darin zu erhalten; die Gewalt und Kraft, die den Staat zusammenhält, liegt dann in der ganzen politischen Maschinerie, und es ist zur Noth genug, wenn Derjenige, der dafür angesehen wird, als ob er den Olympus trage, nur untersteht und repräsentirt. Wäre das nicht, so müßte von zween der größten Reiche in Europa schon

längst keine Fuge mehr in die andre passen. — Freilich kommen dann auch Fälle — aber darum giebt's auch keine Maschine und keinen Staat, der ewig dauert.

Ich habe behauptet: daß die Völker aus eben dem Grunde natürlicher Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Gewalt unterworfen sind, um dessentwillen die Kinder natürliche Unterthanen ihrer Eltern sind. Es wäre leicht, die Aehnlichkeit zwischen einem Volke und einem Kinde ausführlich darzuthun, wenn es nach dem, was ich eben über die Ursachen der sonderbaren Lenksamkeit der menschlichen Gattung gesagt habe, noch nöthig wäre. Das bekannte: Ihr Griechen bleibt ewig Kinder! ist ein Compliment, das man, ohne sich an ihrer angeblichen Majestät zu versündigen, allen Nationen in der Welt machen kann. Und wie sollt' es auch anders sein können, da jedes Volk statt der täglich Abgehenden, täglich wieder mit Kindern rekrutirt wird und das eigentliche Alter der Vernunft bei jedem Menschen nur ein schmaler Isthmus zwischen einer zwiefachen Kindheit ist! — Ja selbst in diesem Alter der Vernunft, welch ein Unterschied zwischen tausend Menschen, Jeder einzeln und für sich in seinem eigenen Wirkungskreise genommen, und eben dieser tausend Menschen, wenn sie in einen Haufen versammelt sind! Ist's nicht uralte, millionenmal bestätigte Wahrheit, daß die Menschen, sobald sie sich in eine Masse zusammendrängen, einzeln den größten Theil ihrer Kraft verlieren? Wie oft hat man gesehen, daß die gescheitesten Leute einer oder vieler Nationen, sobald sie in großer Anzahl feierlich und in Ceremonienröcken versammelt sind, um über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit in corpore zu deliberiren — sich just in corpore so albern betragen, so wenig wissen, was sie wollen, einander so wenig verstehen, so viel Zeit mit Nebendingen verderben, über die klärsten Dinge so viel schwatzen, punctiren, grübeln, zanken und sophistisiren, als ob sie die ausgemachtesten — Abderiten wären, und endlich — nach Gott weiß wie viel Sessionen — zuletzt doch entweder gar nichts zu Stande bringen oder von einem Einzigen, der durch List oder Gewalt Meister über sie wird, sich bemaulkorben und (gern oder ungern) ganz anderswohin führen lassen müssen, als wohin sie anfangs gehen wollten!

Und wenn es denn eine so große Wahrheit ist und bleibt, daß Kinder und Völker aus dem nämlichen Grunde regiert werden müssen: wie auffallend ist nicht das Widersinnische in der Meinung Derjenigen, die zu einem Menschheitsrechte machen: „das Volk habe ein unverlierbares Recht, über die Regierung seiner Obrigkeit zu urtheilen und sich z. E. der Herrschaft seines Königs zu entziehen, wenn er durch eine schlimme Regierung sich der Krone unwürdig gemacht.“ Wie? Kinder — die eben darum, weil sie sich nicht selbst regieren können, unter väterlicher Gewalt stehen — sollen ein Recht haben, ihren Vater zu controliren? entscheidend zu urtheilen, ob seine Befehle vernünftig und zu ihrem Besten zweckmäßig seien? ob er ihnen nicht mehr Spielzeug und Naschwerk geben sollte? ob er ihnen in diesem oder jenem Fall die Ruthe auch wol mit Recht oder nicht zu stark oder keinen Streich zu viel gegeben habe? ob er auch Weisheit und Tugend genug habe, so liebe, artige, gescheite und im Grunde doch Alles besser wissende Kinder, wie sie sind, zu regieren? ob er nicht zuweilen selbst thue, was er ihnen verbeut? und ob sie also nicht gar wohl befugt seien, sich mit gesammter Hand über ihn her zu machen und ihm die Ruthe auch zu geben, die er sie so oft unbilligerweise empfinden lassen? u. s. w. Feine, weise, wohlüberlegte Grundsätze — deren Einführung in die Kinderzucht und in die bürgerliche Regierung herrliche Folgen haben würde! — Es mag, wenn Sie wollen, eine ganz löbliche Beschäftigung der Herren Philosophen sein, immer und ewig darüber zu raffiniren, wie den Gebrechen und Schäden der Menschheit und ihren Einrichtungen geholfen werden könnte; nur müssen die Mittel, die sie uns dazu anpreisen, nicht (wie leider fast immer der Fall ist) ärger sein als das Uebel selbst, wovon sie uns heilen oder dem sie zuvorkommen wollen.

* * *

Ich sehe wol, daß ich noch gar viel zu sagen hätte, wenn ich ins Detail gehen, die Verbindung meines Grundsatzes mit den ächten und allgemein anerkannten Grundmaximen einer jeden guten bürgerlichen Regierung zeigen und auf alle Einwürfe, die ich voraussehe, auch voraus antworten wollte. — Aber, μηδὲν ἄγαν! — nur dies lassen Sie mich jetzt noch sagen:

Wenn wir die Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert und die besondern Völkergeschichten von Generation zu Generation übersehen und vergleichen, und sehen dann, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Ursachen und Wirkungen sich fortschlingt; wie immer ganz andre Effecte herauskommen, als man von den vermeinten Ursachen erwartet hätte; wie ein Reich, dem von seinen eignen Staatsärzten der gewisse Untergang als eine Folge jeder angeblichen Sottise, so die Regierung gemacht, zwanzig und mehr Jahre hinter einander angedroht worden, demungeachtet sich in seinem Stand und Wesen erhält und die Weissagungen seiner Propheten zu Schanden macht; wie oft die klügsten Maßregeln nichts und dagegen ein dummer Streich wider Wissen und Hoffen Dessen, der ihn gemacht, den besten Effect hervorgebracht; wie mitten unter allen anscheinenden Ursachen einer allgemeinen Zerrüttung sich das Ganze doch immer im Gleichgewichte und jede Nation wenigstens in einem leidlichen Zustande erhält — kurz — wenn wir sehen, durch was für ein Minimum von Weisheit die Welt regiert, und wahrlich, wenigstens so regiert wird, daß es schwerlich Einer von uns besser machen würde: so däucht mich, es leuchte stark in die Augen, daß es blos die in allen Regierungen hinter der Scene spielende Theokratie sei, welche macht, daß es trotz unsern eiteln Besorgnissen — nicht schlimmer und oft gegen alle unsre Deductionen, Theorien und Demonstrationen so viel besser in der Welt geht, als es unsrer einfältigen Meinung nach gehen sollte.

Uebrigens hoffe ich, Sie werden mit mir überzeugt sein, daß die Auflösung des politischen Problems, worüber ich Ihnen hier meine geringe Meinung en gros mitgetheilt, auf welche Weise sie auch geschehe, in die Praxin wenig oder keinen Einfluß habe. Dergleichen Dinge sind gut per la predica. Im Leben selbst aber bleibt's doch immer beim Alten. Es gab eine Zeit, wo die Monarchenfresser — gefährlich waren; dermalen braucht Klaus Zettel seinen Kopf nicht aus der Löwenhaut hervorzustecken, um uns zu sagen, daß er kein Löwe im Ernste sei. Der Cynismus, der je länger je mehr Mode zu werden scheint, und unter dessen mancherlei komischen Symptomen auch dies ist, daß wir so stolze Blicke aus unsern Tonnen hervor auf die Könige werfen — wird, wie alle unsre Moden, vorübergehen und schwerlich mehr Spur hinter sich lassen als die ellenlangen Haaraufsätze und die dreifingerbreiten Haarbeutel.

Und so lassen Sie mich mit einer Wahrheit schließen, die gewiß von uns Beiden, so verschieden wir auch über den Grund der obrigkeitlichen Macht denken mögen, mit gleich starker Ueberzeugung für eine große Wahrheit anerkannt wird — und die ich nicht besser noch kürzer auszudrücken weiß, als wie sie auf dem Grabmal der berühmten Mistreß Macaulay eingegraben steht:

Government
is a Power
delegated for the
Happiness of Mankind
when conducted by
Wisdom, Justice
and Mercy.

Und — um dieser theoretischen Wahrheit auch noch eine Nutzanwendung beizufügen — möchten Obrigkeiten und Unterthanen der Ermahnung Paul's des Apostels — der auch blos als Mensch einer der Weisesten und Größten war, die je gewesen sind — ewig treu bleiben:

Ihr Kinder,
seid gehorsam den Eltern
in allen Dingen,
denn dies ist dem Herrn gefällig!
Ihr Väter,
erbittert Eure Kinder nicht,
auf daß sie nicht scheu werden!

Anhang.

Zusatz Wieland's zu einem gegen den vorstehenden Aufsatz gerichteten Schreiben.

(T. Merkur, 1787. März.)

Wiewol es mir ganz angenehm sein könnte, den Meditationen eines philosophischen Kopfes, wie der Verfasser dieses Schreibens an Herrn Sr.[1]) zu sein scheint, durch meine vor mehr als neun Jahren in dieses Journal eingerückte Gedanken über das göttliche Recht der Obrigkeit, zwar ohne meine Absicht und also ohne alles Verdienst auf meiner Seite, eine Richtung gegeben zu haben, wodurch vielleicht der Moralphilosophie einiger Vortheeil zuwachsen könnte, so kann ich doch nicht umhin, eine kleine Verwunderung darüber zu bezeugen, wie es möglich gewesen ist, daß dem Herrn J . . b der wahre Sinn meiner vorbemeldten Gedanken über das sogenannte jus divinum der Gewalthaber ein Räthsel bleiben konnte, und wie er oder irgend ein andrer vernünftiger Mensch hinlänglichen Grund in denselben zu finden vermeinte, mir den offenbar unsinnigen Satz aufzubürden: die Stärke oder physische Kraft sei das erste Principium dessen, was in menschlichen Handlungen recht oder unrecht ist. Da ich es (auch nach dem unerwarteten hitzigen Ausfall, den einer meiner alten Freunde[2]) aus Ver-

---

[1]) Sr., welcher im Deutschen Museum Wieland gegen F. H. Jacobi's scharfen Tadel des Aufsatzes in Schutz genommen hatte und deshalb in dem oben erwähnten, J . . b unterzeichneten Schreiben wiederum angegriffen wurde. — A. d. H.

[2]) Friedrich Heinrich Jacobi. — A. d. H.

anlassung jener Gedanken im D. Museum auf mich gethan hatte) gar nicht für möglich hielt, von mehr als einem Menschensohne so seltsam mißverstanden zu werden, so konnte ich auch nie von mir selbst erhalten, mich in eine schulgerechte Erörterung derselben einzulassen; und das bekannte Märchen Schach Lolo (welches im T. M. vom Mai 1778 und, mit einigen Verbesserungen, im 5. Bande meiner auserlesenen Gedichte zu finden ist), besonders der Prolog zu demselben (der mir für Alle, die eine Nase haben, ein hinlänglicher Commentar über den Sinn meiner Meinung vom göttlichen Rechte der Obrigkeit zu sein schien), war Alles, was ich mich entschließen konnte, zur Erläuterung derselben für die Armen am Geiste beizutragen. Indessen bekam ich einige Jahre nachher neue Gelegenheit zum Erstaunen, da ein bis auf diesen Tag mir unbekannter Secundant im D. Museo auftrat, der meine Ruhe bei den Angriffen des Hrn. G.-R. Jacobi vielleicht für Unvermögen, mich selbst zu vertheidigen, ansehen mochte und also ein gutes Werk zu thun glaubte, wenn er sich meiner aufgegebenen Sache annähme. Unglücklicherweise aber glaubte er mich nicht anders retten zu können, als durch die Behauptung des Satzes: daß die Stärke überhaupt der Grund des Rechts sei; eines Satzes, welchen, seiner Meinung nach, meine Behauptung des göttlichen Rechtes der Obrigkeit so nothwendig voraussetze, daß sie mit demselben stehen oder fallen müsse. Ich gestehe, daß diese Erscheinung mir noch weit stärker wider die Stirne fuhr als der erste Ausfall meines Freundes zu Düsseldorf. Schach Lolo, dachte ich, hätte doch dem wackern Manne den Schlüssel zu meiner Meinung geben können! Aber vermuthlich gehörte er zu den weisen Männern, die keine Verse oder doch wenigstens keine Märchen lesen, und von deren einem ich vor einigen Jahren in einem weitläufigen und sehr motivirten Briefe gebeten und beschworen wurde, doch endlich einmal, relictis nugis, gescheit zu werden und anstatt der leidigen Märchen schöne dogmatische Abhandlungen über „das Laster weh den Menschen thut, die Tugend ist das höchste Gut" und dergleichen noch so wenig gepredigte Wahrheiten zu schreiben. — Wie dem auch sein mag, es kam mir so lustig vor, mich von Jemand so in ganzem Ernste wegen einer Meinung, die mir nie in den Sinn gekommen war, vertheidigt zu sehen, daß ich abermals schwieg und die Sache um so getroster auf sich selbst beruhen ließ, weil ich

glaubte, Jeder, den diese Dinge interessiren könnten, brauchte blos meine Gedanken über das göttliche Recht der Obrigkeit noch einmal zu überlesen, um zu sehen, daß mich mein ungebetener und unbekannter Vertheidiger noch weniger verstanden habe als mein Gegner. Daß ich mich aber hierin abermals geirret habe, beweiset der vorstehende Aufsatz des Herrn J . . b, worin der Herr Hofrath Wieland von Neuem als ein unvorsichtiger Lehrer und Behaupter des Grundsatzes, „die Stärke sei das Principium des Rechtes," auftritt und deswegen (wie billig) mit solchen Elenchis zu Paaren getrieben wird, vor welchen Pyrrho selbst verstummen müßte. Aber warum hatte auch der kurzsichtige W. nicht so viel Menschenverstand, zu sehen, daß Derjenige, der das jus divinum der Gewalthaber mit dem Rechte eines Sturmwinds, die antillischen Inseln zu verwüsten, in eine Linie stellt, „die paradoxen Folgerungen, die alle Tugend aufheben, und die sich haufenweise darbieten, hätte wegräumen sollen," wofern er nicht Gefahr laufen wollte, von wackern Lesern, die über solche Dinge keinen Scherz verstehen und auch die handgreiflichste Ironie, sobald sie mit einer ernsthaften Miene vorgebracht wird, im Wortverstande nehmen, nicht mißverstanden zu werden! Bei so bewandten Umständen werde ich dann am Ende doch wol genöthigt sein, über den Sinn und die Absicht des Sendschreibens über das göttliche Recht der Obrigkeit, über den Gang meiner Gedanken in demselben und den Antheil, den ein Bißchen Witz und Laune daran haben, so platt und handgreiflich, als es mir nur immer möglich sein wird, mich in einem der nächsten Stücke des Merkur's vernehmen zu lassen.

Das Geheimniß

des

Kosmopoliten-Ordens.

Dieser Aufsatz, dessen weitere Fortsetzung ursprünglich von Wieland noch beabsichtigt war, erschien zuerst im Teutschen Merkur, 1788. III. Bd. S. 97—115 und IV. Bd. S. 121—143, und ging von da mit verschiedenen, jedoch nicht wesentlichen Aenderungen in den XXX. Bd. von Wieland's Ausgabe seiner Sämmtlichen Werke über.

Einleitung.

Es werden ungefähr vierzehn Jahre sein, daß der Geschichtschreiber der Abderiten bei Gelegenheit einer unvermutheten Zusammenkunft des Hippokrates und Demokritus die erste Nachricht von einer unsichtbaren Gesellschaft gab, welche bereits einige Jahrtausende unter dem Namen der Kosmopoliten existiren und, seinem Vorgeben nach, große Vorzüge vor allen andern geheimen Gesellschaften und einen wichtigern und dauerhaftern Einfluß in die Dinge dieser Welt haben sollte, als irgend eine der letztern sich mit Grunde zuschreiben könne.[1])

Das Wenige, was dem besagten Geschichtschreiber blos zufälligerweise und im Vorbeigehen von diesem bisher unbe-

---

[1]) Geschichte der Abderiten, Zweites Buch, 6. Capitel: „Es giebt eine Art von Sterblichen, deren schon von den Alten hier und da unter dem Namen der Kosmopoliten Erwähnung gethan wird, und die — ohne Verabredung, ohne Ordenszeichen, ohne Loge zu halten, und ohne durch Eidschwüre gefesselt zu sein — eine Art von Brüderschaft ausmachen, welche fester zusammenhängt als irgend ein anderer Orden in der Welt. Zwei Kosmopoliten kommen, der eine von Osten, der andre von Westen, sehen einander zum ersten Male und sind Freunde; — nicht vermöge einer geheimen Sympathie, die vielleicht nur in Romanen zu finden ist; — nicht, weil beschworne Pflichten sie dazu verbinden; — sondern weil sie Kosmopoliten sind. In jedem andern Orden giebt es auch falsche oder wenigstens unwürdige Brüder: in dem Orden der Kosmopoliten ist dies eine Unmöglichkeit; und dies ist, däucht uns, kein geringer Vorzug der Kosmopoliten vor allen andern Gesellschaften, Gemeinheiten, Innungen, Orden und Brüderschaften in der Welt. Denn wo ist eine von allen diesen, welche sich rühmen könnte, daß sich niemals ein Ehrsüchtiger, ein Neidischer, ein Geiziger, ein Wucherer, ein Verleumder, ein Prahler, ein Heuchler, ein Zweizüngiger, ein heimlicher Ankläger, ein Undankbarer, ein Kuppler, ein Schmeichler, ein Schmarotzer, ein Sclave, ein Mensch ohne Kopf oder ohne Herz, ein Pedant, ein Mückenfänger, ein Verfolger, ein falscher Prophet, ein Heuchler, ein Gaukler, ein Plusmacher und ein Hofnarr in ihrem Mittel befunden habe? Die Kosmopoliten sind die Einzigen, die sich dessen rühmen können. Ihre Gesellschaft hat nicht vonnöthen, durch geheimnißvolle Ceremonien und abschreckende Gebräuche, wie ehmals die ägyptischen Priester, die Unreinen von sich auszuschließen. Diese schließen sich selbst aus, und man kann ebenso wenig ein Kosmopolit scheinen, wenn man es nicht ist, als man sich ohne Talent für einen guten Sänger oder Geiger aus-

kannten geheimen Orden entfallen war, erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, in deren Ursachen wir hier nicht einzudringen begehren. Genug, je räthselhafter die Sache den meisten Lesern vorkam, je begieriger wurden sie, mehr von diesem Geheimnisse zu erfahren.

Diese Neugier mußte natürlicherweise nicht wenig zunehmen, da bald hernach ein berühmter Mann desselben Jahrzehends in den dringenden Ermahnungen, die er schnell hinter einander an alle Stände und Classen der Nation ergehen ließ, um zu Ausführung eines der ganzen Welt unendlich wichtigen Instituts die geringe Summe von dreißigtausend Thalern zusammenzuschießen, sich auch namentlich und mit ganz besonderm Nachdruck und Vertrauen an die Kosmopoliten wandte und dadurch das Dasein dieser geheimen Gesellschaft (welches vorher noch von einigen Ungläubigen bezweifelt worden war) außer allem Widerspruch zu setzen schien.

---

geben kann. Der Betrug würde an den Tag kommen, sobald man sich hören lassen müßte. Die Art, wie die Kosmopoliten denken, ihre Grundsätze, ihre Gesinnungen, ihre Sprache, ihr Phlegma, ihre Wärme, sogar ihre Launen, Schwachheiten und Fehler lassen sich unmöglich nachmachen, weil sie für Alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, ein wahres Geheimniß sind. Nicht ein Geheimniß, das von der Verschwiegenheit der Mitglieder oder von ihrer Vorsichtigkeit, nicht behorcht zu werden, abhängt, sondern ein Geheimniß, auf welches die Natur selbst ihren Schleier gedeckt hat. Denn die Kosmopoliten könnten es ohne Bedenken bei Trompetenschall durch die ganze Welt verkündigen lassen und dürften sicher darauf rechnen, daß außer ihnen selbst kein Mensch etwas davon begreifen würde. Bei dieser Bewandniß der Sache ist nichts natürlicher als das innige Einverständniß und das gegenseitige Zutrauen, das sich unter zwei Kosmopoliten sogleich in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft festsetzt. Pylades und Orestes waren, nach einer zwanzigjährigen Dauer ihrer durch alle Arten von Prüfungen und Opfern bewährten Freundschaft, nicht mehr Freunde, als es jene von dem Augenblick an, da sie einander erkennen, sind. Ihre Freundschaft hat nicht vonnöthen, durch die Zeit zur Reife gebracht zu werden; sie bedarf keiner Prüfungen: sie gründet sich auf das nothwendigste aller Naturgesetze, auf die Nothwendigkeit, uns selbst in Demjenigen zu lieben, der uns am Aehnlichsten ist.

„Man würde etwas, wo nicht Unmögliches, doch gewiß Ungereimtes von uns verlangen, wenn man erwartete, daß wir uns über das Geheimniß der Kosmopoliten deutlicher herauslassen sollten. Denn es gehört (wie wir deutlich genug zu vernehmen gegeben haben) zur Natur der Sache, daß Alles, was man davon sagen kann, ein Räthsel ist, wozu nur die Glieder dieses Ordens den Schlüssel haben. Das Einzige, was wir noch hinzusetzen können, ist, daß ihre Anzahl zu allen Zeiten sehr klein gewesen, und daß sie, ungeachtet der Unsichtbarkeit ihrer Gesellschaft, von je her einen Einfluß in die Dinge dieser Welt behauptet haben, dessen Wirkungen desto gewisser und dauerhafter sind, weil sie kein Geräusch machen und meistens durch Mittel erzielt werden, deren scheinbare Richtung die Augen der Menge irre macht. Wem dies ein neues Räthsel ist — den ersuchen wir, lieber fortzulesen, als sich mit einer Sache, die ihn so wenig angeht, ohne Noth den Kopf zu zerbrechen.“ — A. d. H.

In Kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten vorausgesehen hatten. Da ihre Unsichtbarkeit nothwendig aus der Natur der Sache folgt; da überdies Keiner von ihnen ein Mitglied irgend einer andern geheimen Gesellschaft sein kann, weil er von dem Augenblick an, da er sich zu einem solchen Schritt entschlösse, aufhörte, ein Kosmopolit zu sein, und also, alles Forschens und leisen Anklopfens ungeachtet, die wirklichen Glieder dieses Ordens Allen, die nicht ihresgleichen waren, verborgen blieben: so glaubten gewisse Leute, die um diese Zeit mit sehr weit aussehenden Entwürfen schwanger gingen, ein Großes zu Beschleunigung derselben zu thun und sich bei Manchen einen desto leichtern Eingang zu verschaffen, wenn sie sich eines Namens, an welchen mehrere Jahre lang Niemand Anspruch zu machen schien, als einer gleichsam verlassenen Sache bemächtigten und sich, so oft es ihren Absichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder Weltbürgertitel schmückten, um die Meinung von sich zu erwecken, als ob sie wirklich und ausschließlich im Besitze des Geheimnisses wären, wovon der Verfasser der Abderitengeschichte in einem so räthselhaften Tone gesprochen hatte.

Ob sie hierin blos als feine weltkluge Speculanten zu Werke gegangen, oder ob sie vielleicht in Allem diesem ehrlich zu sein geglaubt und, selbst von der größten aller Zaubrerinnen getäuscht, sich wirklich eingebildet haben mögen, etwas zu sein, was sie nicht waren, lassen wir dahingestellt. Das Letztere könnte um so eher zu glauben sein, da sie, indem sie sich den Begriff eines Weltbürgers zu entwickeln suchten, sehr leicht auf die vermeinte Entdeckung fallen konnten, daß die Erleuchtung der Welt, wo nicht das einzige, doch wenigstens das vornehmste Mittel sei, wodurch die Kosmopoliten den ihnen zugeschriebenen großen Einfluß in die sublunarischen Dinge bewirkten.

Da der Erfolg, ungeachtet der glänzenden Aussichten, die den Menächmen der Kosmopoliten nichts Geringers als das imperium orbis zu verheißen schienen, ihren sanguinischen Hoffnungen nicht besser entsprach, als es jene (ohne ihre Feinde zu sein oder nur einen Finger gegen sie zu rühren) vorausgesehen hatten, so wäre es ohne allen Nutzen, uns deutlicher über diesen Hergang zu erklären. Aber dies glauben wir doch hinzusetzen zu müssen: daß man sich mächtig betrogen finden würde, wenn man sich schmeicheln wollte, mit irgend einem

andern Losungsworte — zum Beispiel mit Aufklärung (das ohnehin der verunglückten Erleuchtung zu synonym ist, um sich ein viel besseres Schicksal zu versprechen) jemals glücklicher zu sein. Denn die wahren Kosmopoliten können und werden es nicht länger zugeben, daß geheime Gesellschaften, die in ihrer ganzen innern Verfassung und in der Art und Weise, wie sie sich um das menschliche Geschlecht verdient machen wollen, so ganz das Gegentheil von ihnen sind, sich entweder ihres Namens anmaßen oder, unter welchem andern Namen es sein möge, die Meinung von sich erwecken, als ob die Kosmopoliten mit ihnen einerlei Zweck und Mittel hätten und jemals, es sei durch den Beitritt einzelner Personen aus ihrem Mittel oder durch eine allgemeine Vereinigung, gemeine Sache mit ihnen zu machen fähig wären.

Das kürzeste und meines Erachtens auch das edelste Mittel, diesen Zweck zu erreichen und den Gaukelspielen aller gegenwärtigen und künftigen Pseudo-Kosmopoliten ein Ende zu machen (es wäre denn, daß die Welt schlechterdings mit sehenden Augen betrogen sein wollte), ist unstreitig der Entschluß, den ich — mit vorausgesetzter unausbleiblicher Genehmigung und im Namen des ganzen Ordens — gefaßt habe, das, was bisher das Geheimniß desselben war, ohne alle Zurückhaltung so aufrichtig und deutlich bekannt zu machen, daß es auch dem einfältigsten Menschenkinde in Zukunft unmöglich sein soll, ächte und unächte Kosmopoliten jemals mit einander zu verwechseln.

Die Zeit ist endlich gekommen, wo nichts Gutes das Licht zu scheuen Ursache hat; wenigstens ist sie für unser Vaterland gekommen. Es giebt, Dank sei dem Himmel! keine Neronen und Domitiane unter uns, vor denen gute Menschen sich verbergen müßten. Wenn auch in vielen Gegenden die Rechte der Vernunft durch alte Vorurtheile noch geschmälert und angefochten werden, so ist doch keine Wahrheit, die sich nicht irgendwo in Germanien mit aufgedecktem Angesichte zeigen dürfte. Der freie Geist der Untersuchung hat in dem glücklichsten Zeitalter der Griechen (von welchen alle Aufklärung ausgegangen ist) mitten in Athen nie unbeschränkter wirken dürfen als in unsern Tagen; und selbst jeder Mißbrauch der Vernunft in speculativen Dingen hat (wie billig) keine andere Ahndung als die Zuchtruthe der Kritik zu scheuen. Und ist nicht die außerordentliche Duldung, welche man geheimen Ver-

bindungen, die in keinem wohl policirten Staate geduldet zu werden hoffen durften, widerfahren ließ, ist nicht diese Duldung selbst der auffallendste Beweis, wie ganz unnöthig es ist, irgend einen löblichen Zweck durch verborgene Wege und geheimnißvolle Mittel erzielen zu wollen?

Die Kosmopoliten können durch die Bekanntmachung ihres Geheimnisses in den Augen aller verständigen und guten Menschen nur gewinnen. — Es ist nicht das Geringste weder in ihrer Verfassung, noch in ihrem Zwecke, noch in ihren Mitteln, das sich hinter allegorische Schleier und in hieroglyphische Dunkelheit verbergen müßte. Sie dürfen der Welt zeigen, wer sie sind, und was sie im Schilde führen. — Ihr geheimen Orden alle, wollt Ihr uns von der Rechtmäßigkeit Eurer Verfassungen, von der Lauterkeit Eurer Absichten, von der Unschuld Eurer Mittel überzeugen — so gehet hin und thut desgleichen!

Das Geheimniß der Kosmopoliten.

I.

Vor allen Dingen müssen wir uns, um auch dem Schatten eines Mißverstandes auszuweichen, erklären, in welchem Sinne die Kosmopoliten eine Art von geheimer Gesellschaft ausmachen.

Sie haben nämlich mit allen andern menschlichen Gesellschaften gemein, daß sie unter einerlei Gesetzen auf einen Zweck durch ähnliche und zusammenstimmende Mittel arbeiten. Sie unterscheiden sich hingegen von allen andern theils durch die Größe und Vollkommenheit ihres Zwecks, theils durch die Lauterkeit ihrer Grundsätze und Gesinnungen, theils durch die immer zweckmäßige Güte und reine Zusammenstimmung ihrer Arbeiten und Bestrebungen.

Eine geheime Gesellschaft aber können sie genannt werden, insofern dasjenige, was sie zu Kosmopoliten macht, den Augen des großen Haufens von je her verborgen geblieben und vermöge seiner Natur so beschaffen ist, daß selbst nach gegenwärtiger gänzlicher Aufdeckung ihres Geheimnisses Mancher, wiewol ohne unsere Schuld, wenig mehr davon begreifen wird als vorher.

Man sieht bereits aus diesem einzigen Merkmale, wie wesentlich sie von allen andern, sowol öffentlichen als geheimen Gesellschaften, Hetärien, Orden und Verbrüderungen verschieden sind.

Andere geheime Orden sind nur darum geheim, weil sie es sein wollen. Es hängt blos von ihnen ab, so hört ihr vorgebliches Geheimniß auf, ein Geheimniß zu sein, und die ganze Welt weiß so viel oder so wenig davon als sie selbst; kurz, um Einer von ihnen zu sein, braucht man nur von ihnen aufgenommen und in ihren Mysterien unterrichtet zu werden.

Mit den Kosmopoliten verhält es sich gerade umgekehrt.

Man wird kein Kosmopolit durch Aufnahme und Unterricht, sondern man befindet sich in ihrer Gesellschaft, weil man ein Kosmopolit ist. Man wird dazu geboren, und der hinzukommende Unterricht trägt nicht mehr dazu bei, als Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beiträgt, ohne ihn darum zu etwas Anderm machen zu können, als wozu ihm die Natur selbst die substantielle Form und innere Anlage gegeben hat.

II.

Die Kosmopoliten sind nicht nur durch keinen Eid zu Beobachtung eines unverbrüchlichen Geheimnisses gegen Alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, verbunden, sondern sie behaupten sogar, daß keine Privatgesellschaft ohne ausdrückliche Erlaubniß des Staats, in welchem sie lebt, berechtigt sein könne, ihren Gliedern einen solchen Eid aufzulegen; und sie erklären dergleichen geheime eidliche Verbindungen für unzulässig, wie unschuldig auch ihre ursprüngliche Absicht und Verfassung sein möchte. Es ist augenscheinlich, sagen sie, daß eine eigenmächtige und von der höchsten Gewalt nicht mit völliger Kenntniß der Sache autorisirte eidliche Verbindung eine Art von Zusammenverschwörung ist und einen Staat im Staat hervorbringt, der dem letztern auf vielerlei Art gefährlich und nachtheilig werden kann; zumal, wenn es blos in der Willkür der Zusammenverschwornen steht, die Anzahl ihrer Glieder auf so viele Tausende und Hunderttausende zu erstrecken, als ihnen beliebt. Nichts als die völligste Gewißheit, daß das gemeine Wesen durch kein anderes Mittel von seinem gänzlichen Verderben gerettet werden könnte, kann jemals eine solche geheime Conföderation rechtfertigen; denn ordentlicherweise ist in keinem Staate Jemanden verwehrt, so viel Gutes zu thun, als er kann und will, insofern er nur in den Grenzen bleibt, die ihm die Verfassung und die öffentliche Ordnung und Ruhe vorschreiben. Und gesetzt auch, diese Einschränkung wäre in einigen Staaten oder zu gewissen Zeiten so enge, daß mancher wohlgesinnte Mann nicht Alles thun könnte, wozu er einen Beruf in sich fühlt, so soll und muß er sich in dem Gedanken beruhigen, daß er als Mensch zu nichts verbunden ist, was er nicht ohne Verletzung seiner bürgerlichen Pflichten unternehmen könnte.

Die Versicherung, die eine solche zusammenverschworne geheime Gesellschaft von sich giebt, daß weder ihre Verfassung noch ihre Arbeiten dem Staate, der Religion, noch den Sitten nachtheilig sei, gesetzt auch, sie sei vollkommen aufrichtig, kann ihre Conföderation nicht unschuldiger noch rechtmäßiger machen; denn wer ist uns Bürge dafür, daß sie nicht dereinst werden, was sie jetzt nicht sind? Ueberdies sind die Begriffe und Urtheile einzelner Menschen von so zusammengesetzten und äußerst verwickelten Gegenständen viel zu verschieden und unzuverlässig, als daß man es in einer Sache, wobei die Ruhe des Staats betroffen ist, darauf ankommen lassen könnte, ob Diejenigen, die eine solche Gesellschaft leiten, immer richtig oder unrichtig urtheilen und nicht vielleicht Religion und Staat durch eben die Mittel, wodurch sie ihnen nützlich zu sein wähnen, gegen ihre Meinung untergraben könnten.

Am Allerwenigsten aber (sagen die Kosmopoliten) können sich solche zum Geheimniß verschworne Gesellschaften mit dem Beispiele der alten ägyptischen, Eleusinischen und anderer Mysterien dieser Art rechtfertigen, mit welchen sie sich eine Aehnlichkeit zu geben suchen, die keinem Sachkundigen den zwischen ihnen obwaltenden wesentlichen Unterschied verbergen kann; denn jene Mysterien waren von den Gesetzgebern selbst angeordnet, machten einen Theil der politisch-religiösen Verfassung aus und standen unmittelbar unter der Oberaufsicht des Staats. Sobald die geheimen Orden sich gleicher Vorzüge werden rühmen können, wird ihnen Niemand ihre Rechtmäßigkeit streitig machen.

Das Erste also, worin sich die Kosmopoliten von allen geheimen Orden und Hetärien unterscheiden, ist, daß sie weder ein Geheimniß zu verbergen haben, noch aus ihren Grundsätzen und Gesinnungen eines machen. Die ganze Welt darf wissen, wie sie denken, was sie unternehmen, und welche Wege sie gehen. Sie lächeln über die Affectation, symbolische Bücher und Hieroglyphen aus der Kindheit der Welt herüberzuholen, um Wahrheiten, die Jedermann in der Schule schon gelernt hat, darein zu vermummen. Was für Weisheit, sagen sie, kann man sich von Männern versprechen, die mit der feierlichsten Miene von der Welt — Puppen an- und auskleiden, blinde Kuh spielen und Nadeln verstecken? Oder was für männliche Geschäfte können das sein, die man durch einen Schein von Rückfall in die erste Kindheit der Aufmerksamkeit der Verständigen entziehen will?

III.

Die Kosmopoliten führen den Namen der Weltbürger in der eigentlichsten und eminentesten Bedeutung. Denn sie betrachten alle Völker des Erdbodens als ebenso viele Zweige einer einzigen Familie und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen andern vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach seiner besondern Art und Weise für seinen eigenen Wohlstand geschäftig ist.

Sie sind gleich weit von den beiden Extremen entfernt, dem Menschen entweder die erste Rolle im Weltall zu geben oder sein Dasein für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zusammenhang anzusehen. Ohne sich der unmöglichen Bestimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaßen — ohne (was ebenso unmöglich ist) erforschen zu wollen, was er war, eh er in seinen dermaligen Wirkungskreis gesetzt wurde, oder was er sein wird, wenn er aufhört zu sein, was er ist — überzeugt sie der Vorzug der Vernunft (die den Menschen über alle seine Mitbewohner dieses Sonnenstaubs im Universum, der für uns eine Welt ist, so hoch erhebt), daß der Mensch, seiner scheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht blos als organisirter und belebter Stoff ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, sondern als denkendes und wollendes Wesen selbst eine wirkende Kraft ist und, auf diese zweifache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen verflochten, eine viel größere Rolle spielt, als er selbst zu übersehen fähig ist.

IV.

Aus dieser Ueberzeugung entspringt für die Kosmopoliten ein doppelter Grundsatz, der sie durch ihr ganzes Leben leitet.

Der erste ist: Alle Bestimmungen und Folgen ihres Daseins, die nicht von ihrem Willen abhangen, alles anscheinende Böse, das sie entweder nicht voraussehen können

oder, wenn sie es auch sahen, als natürliche Folge nothwendiger Collisionen oder Dissonanzen nicht vermeiden konnten,*) kurz, Alles, was sie, insofern sie bloße Werkzeuge der Natur sind, unfreiwillig wirken oder leiden müssen, für etwas anzusehen, wofür sie sich selbst oder Andern ebenso wenig verantwortlich sind als für die Wirkungen der Gesetze des Stoßes, der Schwere oder irgend ein anderes Gesetz der Natur, dessen Wirkung nothwendig und unaufhaltbar ist.

Der andere ist: Alle ihre Aufmerksamkeit so viel möglich auf das zu richten, was von ihrem eigenen Verstand und Willen abhängt, was sie gut oder übel, besser oder schlechter machen können; in allen Dingen dieser Art, selbst in Kleinigkeiten sich die möglichste Vollkommenheit zum Ziel zu setzen und hierin mit einer desto größern Strenge gegen sich selbst zu verfahren, je mehr Nachsicht Einer von Andern sich versprechen könnte.

Die Natur (sagen sie) hat einem jeden Menschen die besondere Anlage zu dem, was er sein soll, gegeben, und der Zusammenhang der Dinge setzt ihn in Umstände, die der Entwicklung derselben mehr oder weniger günstig sind; aber ihre Ausbildung und Vollendung hat sie ihm selbst anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelassen oder gar gefehlt hat, zu verbessern und seine Anlagen zu Kunstfertigkeiten zu erheben; es ist sein eigenes Interesse, und er kann kein angelegneres Geschäft haben als das Bestreben, der Vollkommenheit in seiner Art, die in gewissem Sinne keine Grenzen hat, so nahe zu kommen als möglich. Da der Plan seines Lebens nicht von ihm allein abhängt; da er zu jedem Gebrauche, den der oberste Regierer der Welt von ihm machen will, bereit sein soll, so ist seine erste und höchste Pflicht, sich die möglichste Tauglichkeit zu erwerben.

Ein hoher Grad dieser Tauglichkeit, insofern er von Uebung, Fleiß, Anstrengung und Beharrung und also von unserm eigenen Willen abhängt, ist, was die Kosmopoliten Tugend nennen, und das Ideal derselben der Maßstab, wonach sie den Werth einzelner Personen bestimmen.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich der Unterschied

*) D. i. alles particulare Böse, dessen wahres und vollständiges Verhältniß zum Ganzen wir nicht abmessen und uns also nicht anschaulich überzeugen können, inwiefern es im Ganzen gut ist.

zwischen Weltbewohnern und Weltbürgern. Die erstere Benennung kommt nicht nur allen Menschen, sondern selbst der ganzen Leiter der unter ihm herabsteigenden Thiere zu; aber ein Bürger der Welt in der engern und edlern Bedeutung dieses Wortes kann nur Derjenige heißen, den seine herrschenden Grundsätze und Gesinnungen durch ihre reine Zusammenstimmung mit der Natur tauglich machen, in seinem angewiesenen Kreise zum Besten der großen Stadt Gottes mitzuwirken. Nur der gute Bürger verdient diesen Namen vorzugsweise.

V.

Die Kosmopoliten haben und erkennen als solche keine andern Obern als die Nothwendigkeit und das Naturgesetz oder — was im Grunde ebendasselbe sagt — als das unerforschliche ewige Urwesen, welches der Anfang und das Ende aller Dinge ist.

Es würde ein sehr unbedeutendes Wortspiel sein, wenn man darum auch von ihnen sagen wollte, daß sie unbekannte Obern hätten. Wie verborgen und unzugangbar uns auch der höchste Regierer des Weltalls ist, so wissen wir doch genug von seiner Regierung, um unbeschränktes Vertrauen zu ihr zu fassen, und genug von seinen Gesetzen, d. i. von dem, was in der intellectuellen und moralischen Welt Ordnung, Uebereinstimmung und fortschreitende Vollkommenheit hervorbringt, um unsern Willen und unsre Wirksamkeit, insofern sie von unserm Willen abhängt, denselben gleichförmig zu machen.

Außer dieser Subordination herrscht unter allen Kosmopoliten eine so vollkommene Gleichheit, als mit ihrer individuellen Verschiedenheit nur immer bestehen kann. Ihre Vollmacht und Instruction erhalten sie aus den Händen der Natur. Es giebt keine andern Grade unter ihnen als die Stufen ihrer Tauglichkeit und innern moralischen Güte. Und da sie keinen besondern geheimen Plan haben, in keiner geheimen Verbindung zu Bearbeitung weitaussehender Absichten stehen, keinen erloschnen Orden von den Todten zu erwecken, keine Kirchenvereinigungen zu Stande zu bringen suchen und nichts weniger im Schilde führen, als die Welt nach ihrem Sinne reformiren und vermittelst einer künstlich ausgedachten Maschinerie, die eine unaufhörliche Aufsicht und Nachhilfe erfordert, nach jesuiti-

scher Art und Kunst regieren zu wollen; kurz, da sie keinen Staat im Staate vorstellen und von keinem gemeinschaftlichen Ordensinteresse wissen, welches mit dem Interesse der bürgerlichen oder kirchlichen Gesellschaft in Collision kommen könnte oder wol gar in einer beständigen absichtlichen Opposition mit demselben stände: so ist klar, daß sie keiner besondern Constitution, keiner hochwürdigen Obern, keiner geheimen Kanzlei, keines Seckelmeisters und keiner gemeinschaftlichen Casse nöthig haben.

VI.

Diesem Allen ungeachtet ist in buchstäblichem Verstande wahr, was an einem andern Orte schon vor vierzehn Jahren von ihnen gesagt wurde, nämlich daß sie, trotz aller Entfernung von Raum und Zeit, in der engsten Verbindung mit einander stehen, ohne Schiboleth oder abgeredete Zeichen einander bei der ersten Zusammenkunft erkennen und sogleich die besten und vertrautesten Freunde sind. Das ganze Geheimniß liegt in einer gewissen natürlichen Verwandtschaft und Sympathie, die sich im ganzen Universum zwischen sehr ähnlichen Wesen äußert, und in dem geistigen Bande, womit Wahrheit, Güte und Lauterkeit des Herzens edle Menschen zusammenkettet. Ich kenne kein stärkeres; wenigstens bedürfen die Kosmopoliten kein anderes, um eine Gemeinheit auszumachen, die an Ordnung und Harmonie alle andere menschliche Gesellschaften übertrifft.

VII.

Aus dem bisher Gesagten erhellet schon von selbst, daß die Kosmopoliten über das, was der Zweck ihres Ordens sei, nie in die seltsame Verlegenheit gerathen können, worin man wol eher andere ansehnliche und weltberühmte Gesellschaften gesehen hat. Nie werden sie allgemeine oder besondere Synoden ausschreiben müssen, um das Geheimniß ihres Geheimnisses ausfindig zu machen und auf die Fragen: „Wer sind wir? was wollen wir? wo kommen wir her? und wo zielen wir hin?“ wenigstens sich selbst eine befriedigende Antwort geben zu können.

Es giebt in ihrem Mittel keine verschiedenen Meinungen über ihren Zweck, keine Parteien, die nicht etwa nur in Vorstellungsarten verschieden, sondern sogar die Antipoden von einander sind und, wiewol sie äußerlich ein Ganzes auszumachen scheinen, innerlich in einem so schlimmen Verhältniß mit einander stehen, daß der Zweck der Einen ist, das Werk der Andern zu zerstören. Die Kosmopoliten, so viele ihrer in der Welt verstreut leben, sind alle zusammen, in der schärfsten Bedeutung dieser Redensart, ein Herz und eine Seele; denn sie haben nur einen gemeinschaftlichen Zweck, an welchem sie alle ohne Geräusch, ohne das klappernde Getöse eines schwerfälligen Räderwerks im Verborgenen, wiewol von Jedermann gesehen, Jeder nach dem Maße seiner Kräfte und Mittel und nach dem Standpunkte, worauf er gesetzt ist, ruhig fortarbeiten.

Dieser Zweck ist an sich der einfachste, unschuldigste und wohlthätigste, der sich denken läßt; denn er ist weder mehr noch weniger, als was in folgender Formel enthalten ist: „Die Summe der Uebel, welche die Menschheit drücken, so viel ihnen, ohne selbst Unheil anzurichten, möglich ist, zu vermindern und die Summe des Guten in der Welt nach ihrem besten Vermögen zu vermehren.“ Sie sind sich bewußt, daß sie in jedem Augenblicke ihres Lebens den reinen und festen Willen haben, sich zu diesem Zwecke zu verwenden, der ihrer Ueberzeugung nach der Zweck ihres Daseins ist und mit dem großen und letzten Zweck des ganzen Weltalls im reinsten Einklange steht. Sie können, als Menschen wie Andere, im Besondern des besten Mittels oder des rechten Maßes oder der schicklichsten Zeit verfehlen, wiewol ihnen dies unendlich seltner als Andern begegnet; aber ihr Zweck ist immer der einzig wahre; und da eines ihrer Grundgesetze ist, nichts Gutes durch gewaltsame oder hinterlistige oder zweideutige, geschweige schändliche Mittel bewirken zu wollen, so ist es, wie gesagt, blos eine Folge der Schranken unsrer Natur, wenn sie in besondern, oft sehr verwickelten Fällen ihres edeln Zwecks verfehlen. Dieser Fall muß bei ihnen nothwendig um so seltner sein, da sie im Urtheilen von keinen Vorurtheilen und Wahnbegriffen, im Handeln weder von Nebenabsichten noch Leidenschaften getäuscht und irre geführt werden. Sie haben also den Vorzug vor Andern, daß nicht nur ihre Art zu denken immer gesund und ihr Zweck immer

lauter ist, sondern daß sie auch, so viel es das Loos der Menschheit zuläßt, ihren Grundsätzen immer gemäß handeln und daher immer sicher sein können, das Gute wirklich zu thun, das sie thun wollen.

VIII.

Unter welcher Staatsverfassung ein Kosmopolit leben mag — es sei nun, daß er hierin blos von der Nothwendigkeit oder durch seine eigne Wahl bestimmt worden sei — so lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundsätze und Gesinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, sind auch die Grundlage seines Wohlwollens gegen die besondere staatsbürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied er ist; aber sie sind es auch, was den Wirkungen dieses Wohlwollens Schranken setzt.

Was man in den alten griechischen Republiken und bei den stolzen Bürgern jener Stadt, die zur Herrschaft über die Welt gestiftet zu sein glaubte, Vaterlandsliebe nannte, ist eine mit den kosmopolitischen Grundbegriffen, Gesinnungen und Pflichten unverträgliche Leidenschaft. Kein Römer konnte ein Kosmopolit, kein Kosmopolit ein Römer sein. Der einzige Pomponius Atticus macht vielleicht eine Ausnahme. Aber er war auch in der That nach seinem Beinamen mehr Athener als Römer; und was konnte er in seinen Verhältnissen während des Sturms, der die aristokratische Demokratie in Rom umstürzte, Weiseres und Besseres thun, als sich auf die Erfüllung seiner weltbürgerlichen Pflichten einzuschränken?

Der Kosmopolit befolgt alle Gesetze des Staats, worin er lebt, deren Weisheit, Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit offenkundig ist, als Weltbürger und unterwirft sich den übrigen aus Nothwendigkeit. Er meint es wohl mit seiner Nation; aber er meint es ebenso wohl mit allen andern und ist unfähig, den Wohlstand, den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes auf absichtliche Uebervortheilung und Unterdrückung anderer Staaten gründen zu wollen.

Die Kosmopoliten lassen sich daher niemals in besondere Verbindungen ein, die mit der Ausübung dieser Gesinnungen unverträglich wären. Sie entziehen sich aller Theilnehmung an einer Staatsverwaltung, wobei ihnen die entgegengesetzten

Maximen als Grundregeln vorgeschrieben würden. Wenn es daher in irgend einem Staate von nicht ganz unbeträchtlicher Größe etwas noch Seltners geben könnte als einen Minister, der ein Kosmopolit wäre, so wär' es, wenn dieser Minister sich zehen Jahre hinter einander an seiner Stelle erhalten hätte.

IX.

Der Kosmopolit ist vermöge seiner wesentlichsten Ordenspflichten immer ein ruhiger Bürger, auch wenn er mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens nicht zufrieden sein kann. Aber wiewol dieses Letztere (aus einem Mangel an objectiven Beweggründen, woran er keine Schuld hat) zuweilen der Fall sein muß; wiewol er mit dem besten Willen von der Welt Alles, was gut ist, gut zu heißen, die Maßregeln und Handlungen der Vorsteher des Staats nicht immer besingen und beklatschen kann, ihre Schwächen, Untugenden, Schiefheiten, Mißgriffe, Inconsequenzen u. s. w. sehr wohl sieht und sehr ernstlich mißbilligt; — kurz, ob er gleich die Gebrechen der Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizei, Oekonomie und der ganzen Staatsverwaltung im Großen und Kleinen, auch vielleicht die Mittel, diesen Gebrechen abzuhelfen, kennt und nichts eifriger wünscht, als ihnen abgeholfen zu sehen: so kann man doch sicher darauf rechnen, daß er niemals, weder aus eigennützigen noch patriotischen Beweggründen, noch unter irgend einem andern Vorwande, die öffentliche Ruhe stören und irgend eine Verbesserung durch grundgesetzwidrige und gewaltsame Mittel zu bewirken trachten werde. Nie hat ein Kosmopolit an einer Zusammenverschwörung, an einem Aufruhr, an Erregung eines Bürgerkriegs, an einer gewaltsamen Revolution, an einem Königsmord absichtlichen Antheil gehabt, noch jemals diese oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbessern, gebilligt, geschweige empfohlen und öffentlich zu rechtfertigen unternommen. Ein Timoleon, der sein Vaterland durch einen Brudermord in Freiheit setzte, Brutus und Cassius, welche Cäsarn zu einer Zeit ermordeten, da sein möglichst langes Leben eine Wohlthat für die Welt gewesen wäre, Milton, der die Enthauptung Karl's des Ersten öffentlich vertheidigte, Algernon Sidney, der gegen einen Tyrannen Alles für

erlaubt hielt, waren republikanische Enthusiasten, keine Kosmopoliten.

Es fehlt zwar nicht an Beispielen, daß auch diese Letztern gegen unerträgliche Mißbräuche der höchsten Gewalt, gegen politischen und religiösen Despotismus, gegen erweislich ungerechte und unvernünftige Gesetze, gegen eine unterdrückende Staatsverwaltung heilloser Minister und dergleichen in gewissem Sinne Partei gemacht und gearbeitet haben, aber nur so lange es durch rechtmäßige Mittel geschehen konnte. In solchen Fällen ist Widerstand sogar eine ihrer Ordenspflichten; nur sind ihnen dazu keine andere Waffen als die Waffen der Vernunft erlaubt. Diese mögen sie mit so viel Witz, Beredsamkeit, Scharfsinn und Stärke, als sie nur immer in ihrer Gewalt haben, zum Besten der guten Sache gebrauchen und in dieser Art von Krieg vertheidigungs- und angriffsweise so viel Verstand, Klugheit, Standhaftigkeit, Freimüthigkeit und Beharrlichkeit zeigen, als nur immer möglich ist; wenn sie Alles gethan haben, so haben sie weiter nichts als ihrer Kosmopolitenpflicht genug gethan.

Aber sobald sie sehen, daß die brennenden Köpfe, die sich etwa an die Spitze der Bessergesinnten und der Unterdrückten stellen, solche Wege einschlagen, die durch ihre natürlichen Folgen den Staat gewaltsam erschüttern müssen; sobald es darauf angelegt wird, die abgezielten Verbesserungen theurer, als sie vielleicht werth sind, mit dem häuslichen Glücke, dem Wohlstand und dem Leben von Tausenden und Hunderttausenden zu erkaufen: dann ziehen sie sich zurück, arbeiten nun vielmehr, das im Staat angezündete Feuer zu löschen, als die Flamme noch mehr anzublasen und zu unterhalten; und wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäßigung gebietet, nicht mehr gehört wird, stehen sie lieber von allem Wirken ab, ehe sie Gefahr laufen wollten, wider ihre Absicht Schaden zu thun, und werden nicht eher wieder thätig, bis die Zeit gekommen ist, nach einem bessern Plane wieder aufzubauen, was unter den wilden Bewegungen des fanatischen Parteigeistes und des wüthenden Kampfes der willkürlichen Macht, die, sich zu erhalten, mit der beleidigten Menschheit, die sich frei zu machen und zu rächen sucht, zu Trümmern gehen mußte.

X.

Man hat den Kosmopoliten dieses Betragen von je her für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache und eigennützigen Egoismus ausgedeutet; und in der That können Leute, die keine Kosmopoliten sind, aus Feigheit und Mangel an edeln Gefühlen sich ebenso zu betragen scheinen wie jene.

Aber es ist nach einer alten und sehr wahren Bemerkung nicht immer einerlei, wenn Zwei dasselbe thun; und wie (mit Hallern zu reden) ein Narr thöricht sagen kann, was ein kluger Mann weislich sprach, so kann ein Mensch von kleiner Seele auf eine schlechte Art thun, was ein edler Mensch auf seine Weise thut. Der Grund des Betragens der Kosmopoliten in den vorbesagten Fällen ist ein Princip, das unter die ersten Grundgesetze ihres Ordens gehört, nämlich: „daß in der moralischen Ordnung der Dinge (wie in der physischen) alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit durch natürliche, sanfte und von Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwicklung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muß.“ — Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte, alle gewaltsame Mittel, um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maß der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabei berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr, als nöthig ist, zu thun — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist, zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe.

Nach den Grundbegriffen der Kosmopoliten ist daher der Gewinn, den die Menschheit durch heftige und gewaltsame Mittel, sich in einen bessern Zustand zu setzen, erhält, mehr scheinbar als wirklich. Ihrer Ueberzeugung nach verliert sie dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern

gewinnt, und würde in längerer Zeit mit unendlich weniger Aufopferungen das nämliche Gute oder vielmehr ein weit größeres erhalten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte. Ja selbst diesen mehrern Aufwand von Zeit sehen sie als keinen Verlust an, da vermöge der Natur der Dinge eine größere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das auf diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist.

Uebrigens ist die anscheinende Neutralität, welche von den Kosmopoliten in den meisten Fällen, wo der Staat in Parteien zerfällt, beobachtet wird, nichts weniger als Gleichgiltigkeit gegen die gute Sache; sondern gerade ihr erleuchteter und wohlgeordneter Eifer für die gute Sache ist die Ursache, warum sie sich (zwei Fälle allein ausgenommen) für keine Partei erklären. Gewöhnlich liegt die gute Sache zwischen den Parteien, deren keine weder ganz Recht noch ganz Unrecht hat, mehr oder weniger in der Mitte; und die Kosmopoliten, deren Urtheil von keinen Leidenschaften verfälscht, von keinen Nebenabsichten irre geführt wird, finden bei aller ihrer anscheinenden Ruhe und Unthätigkeit tausend Gelegenheiten und Mittel, viel Böses zu verhindern und viel Gutes zu thun, die ihnen entgehen würden, wenn sie sich öffentlich und ausschließlich für eine Partei erklärten.

Ich kenne (vorberührtermaßen) nur zwei Fälle, wo die Kosmopoliten sich mit einer Partei gegen eine andere vereinigen.

Der erste ist, wenn es moralisch gewiß ist, daß ihr öffentlicher Beitritt der guten Sache wirklich den Ausschlag geben würde; der andere, wenn eine offenbar Unrecht leidende Partei in Gefahr wäre, ohne ihren Beistand gänzlich unterdrückt zu werden, oder wenn eine Partei die andere mit einer die Menschlichkeit empörenden Grausamkeit behandelte. So konnte z. B. in den niederländischen Unruhen unter Philipp dem Zweiten und seinem teuflischen Werkzeuge, dem Herzog von Alba, kein Kosmopolit anders als Partei gegen diese Unmenschen nehmen. So würde (als ein Beispiel des ersten Falles), wenn die künftigen Repräsentanten der französischen Nation auf den guten Gedanken kämen, der willkürlichen Gewalt des Königs und seiner Minister zweckmäßige und der Natur ihres Staates angemessene Schranken zu setzen, kein Kosmopolit einen Augenblick anstehen können, diese Partei, so lange sie in

den oben bezeichneten Grenzen bliebe, aus allen seinen Kräften zu unterstützen.

XI.

Die Kosmopoliten behaupten, es gebe nur eine Regierungsform, gegen welche gar nichts einzuwenden sei, und dies ist, sagen sie, die Regierungsform der Vernunft. Sie bestände darin, wenn ein vernünftiges Volk von vernünftigen Vorgesetzten nach vernünftigen Gesetzen regiert würde. — Es braucht wol kaum erinnert zu werden, daß das Wort vernünftig hier in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, nicht in der, wo es die bloße Fähigkeit, vernünftig zu werden, sondern in der, wo es die wirkliche Thätigkeit der Vernunft und die volle Ausübung der ihr zustehenden Herrschaft über den thierischen Theil der menschlichen Natur bezeichnet.

Daß diese Regierungsform noch unter die Dinge gehöre, die zwar Jedermann in gewissen Augenblicken wünscht, die aber noch nie dagewesen sind, wird schwerlich irgend ein vernünftiger Mensch zu leugnen begehren. Aber daß sie nicht nur möglich sei, sondern daß alle bürgerliche Gesellschaft vermöge einer innern Nothwendigkeit nach ihr strebe und — wie langsam auch immer der Fortschritt sein mag — ihr mit der Zeit immer näher komme, ist ein Lieblingssatz der Kosmopoliten, dessen Wahrheit auf keinem schwächern Grunde beruht, als auf dem großen, ihrer Meinung nach unumstößlichen moralischen Axiom: „daß vermöge einer unfehlbaren Veranstaltung der Natur das menschliche Geschlecht sich dem Ideal menschlicher Vollkommenheit und daraus entspringender Glückseligkeit immer nähere, ohne es jemals zu erreichen."

Ihrer Meinung nach sind alle bisher bekannte Regierungsformen ebenso viele natürliche Stufen, auf welchen die menschliche Gesellschaft zur vollkommensten, zur Regierung der Vernunft, emporsteigt. Eine jede derselben bildete sich anfangs auf eine blos natürliche Art gleichsam von selbst, war fast immer das Werk zufälliger Ursachen, momentaner Bedürfnisse, persönlicher Vorzüge und Verdienste auf Seiten der Regenten, freiwilliger Zuneigung oder Dankbarkeit auf Seiten des Volks. Jede war den besondern Umständen des letztern, der niedrigern oder höhern Stufe seiner Cultur, dem Himmelsstrich, unter welchem es wohnte, der Lage und physischen Beschaffenheit des

Landes, der Nahrung und Lebensweise, dem National-Temperamente u. s. w. bald mehr bald weniger angemessen.

In jenen ältesten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meistens nur als Instinct. Die Menschen, noch Kinder an Erfahrung, sinnlich, lebhaft, leichtsinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, sorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick und sahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen, aber langsamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeiten wußten den Werth der Freiheit gehörig zu schätzen; noch Wenigere wußten Freiheit mit bürgerlicher Ordnung und die Künste des Kriegs (der gewissermaßen der natürliche Zustand roher Menschen ist) mit den Künsten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wußten es, und durch sie — deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach, was es ist und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Cultur aufs Höchste gestiegen, und der, wiewol der kleinste, kraft der unendlichen Obermacht, welche seine Bewohner durch die ungleich größere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen Naturfähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Aus bekannten Ursachen erfolgte indessen die ebenso bekannte Wirkung, daß — bei dem schnellsten Fortschritte der Cultur in einzelnen Künsten und Wissenschaften, die von der Erfindsamkeit, der Betriebsamkeit, dem hartnäckigen Fleiß und dem Wetteifer, den die Mitbewerbung hervorbringt, abhangen — die höchste Kunst aller Künste, die königliche Kunst, Völker durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung in einen glücklichen Zustand zu setzen und darin zu erhalten, verhältnißmäßig am Weitesten zurückgeblieben ist. Noch immer liegt der größere und schönere Theil von Europa unter einem die edelsten Kräfte der Menschheit erstickenden Drucke, dem schweren Druck der Ueberreste der barbarischen Verfassung, der Unwissenheit und der Irrthümer eines rohen und finstern Jahrtausends. Noch sind in einigen unsrer mächtigsten Reiche die Rechte des Throns nicht auseinandergesetzt, nicht gegen einander abgewogen und dem

ersten Grundgesetz aller bürgerlichen Gesellschaft gemäß bestimmt. Noch giebt es Staaten, wo nicht die allgemeine Vernunft, sondern der oft sehr blödsichtige Verstand und der schwankende Wille eines Einzigen oder der Wenigen, die sich seiner Autorität zu bemächtigen wissen, die Quelle der Gesetze ist. Noch wird das, was man Justizpflege nennt, in den meisten Ländern durch barbarische oder schlecht zusammenhangende und auf Zeit und Umstände übel passende Gesetze geschändet. Noch ist in vielen Staaten nichts ungewisser als die Sicherheit des Eigenthums, der Ehre, der Freiheit und des Lebens der Bürger. — Und Alles dies in Europa! in einem Jahrhundert, wo Kunst und Wissenschaft, Geschmack, Aufklärung und Verfeinerung in verhältnißmäßig kurzer Zeit Stufen erstiegen haben, von deren Höhe man mit einer Art von Schwindel auf die vorigen Jahrhunderte heruntersieht!

Aber auch in diesen wichtigen und zum Glück der Völker so wesentlichen Stücken scheint sich (wenn uns unser Vertrauen nicht betrügt) der gegenwärtige Zustand von Europa einer wohlthätigen Revolution zu nähern; einer Revolution, die nicht durch wilde Empörungen und Bürgerkriege, sondern durch ruhige, unerschütterliche, standhafte Beharrlichkeit bei einem pflichtmäßigen Widerstand — nicht durch das verderbliche Ringen der Leidenschaften mit Leidenschaften, der Gewalt mit Gewalt, sondern durch die sanfte, überzeugende und zuletzt unwiderstehliche Uebermacht der Vernunft bewirkt werden wird: kurz, einer Revolution, die, ohne Europa mit Menschenblut zu überschwemmen und in Feuer und Flammen zu setzen, das bloße wohlthätige Werk der Belehrung der Menschen über ihr wahres Interesse, über ihre Rechte und Pflichten, über den Zweck ihres Daseins und die einzigen Mittel, wodurch derselbe sicher und unfehlbar erreicht werden kann, sein wird.*) — Was zu diesem Ende im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts schon geschehen, ist bekannt; was im Werden ist, wird vielleicht noch vor Verfluß desselben entschieden und von den wichtigsten Folgen

*) Wie sehr sich auch Kosmopoliten in ihren Vermuthungen irren und in ihren Erwartungen betrogen werden können, hat sich binnen den acht Jahren, da dieser Aufsatz geschrieben worden, auf eine Art erwiesen, welche alle unsre Mitbrüder abschrecken muß, den Menschen jemals (wie schön auch die Anscheinungen sein mögen) mehr Weisheit und Rechtschaffenheit zuzutrauen, als sie, sobald sie in großen Massen wirken, bisher noch bewiesen haben.

sein; und man kann sich darauf verlassen, daß die Kosmopoliten bei Allem diesem keine müssigen Zuschauer abgeben.

XII.

Es erhellet aus dem vorhin Gesagten, daß die Kosmopoliten die noch jetzt bestehenden Regierungsformen, so zu sagen, als bloße Gerüste zu Aufführung jenes ewig bestehenden Tempels der allgemeinen Glückseligkeit betrachten, woran in gewissem Sinne alle vorgehenden Jahrhunderte gearbeitet haben.

Aber Despotismus ist nach ihren Begriffen eine barbarische Regierungsform, welche, um lange bestehen zu können, Umstände und Bedingungen voraussetzt, die bei den aufgehelltern Nationen Europens nicht mehr denkbar sind. Ueberhaupt ist er diesem Welttheile, selbst in den Zeiten, die der Cultur und Aufklärung vorhergegangen, immer unbekannt gewesen. Jahrtausende lang war Freiheit das Element sowol seiner rohen als seiner policirten und gebildeten Bewohner. Alle Stifter der heutigen europäischen Reiche waren Anführer freier Menschen; und wo findet sich (ein einziges nordisches ausgenommen) eine öffentliche Acte, wodurch in einem der übrigen das Volk förmlich und feierlich seinem Freiheitsrecht entsagt hätte? Kann nicht vielmehr im Gegentheil aus der Geschichte deutlich dargethan werden, daß Alles, was der Thron in einigen Staaten über die unleugbaren Rechte der Nation gewonnen hat, entweder hinterlistig erschlichen oder gewaltsamerweise usurpirt und erzwungen worden ist? Aber könnte man auch beweisen, daß unsre Vorfahren jemals dumm genug gewesen wären, in ihre Unterdrückung einzuwilligen und es auf die bloße Willkür eines oder mehrerer Menschen ankommen zu lassen, wie er oder sie über ihre Personen und ihr Eigenthum schalten wollten: was könnte eine solche Thatsache im Wege des Rechts den Ansprüchen ihrer Nachkommenschaft schaden? Gegen die ewigen Gesetze der Vernunft, gegen die wesentlichen Rechte der Menschheit gilt keine Verzicht, keine Verjährung, keine Verabsäumung der Gelegenheit, sie geltend zu machen oder anzusprechen. Das Erste, was Menschen, unter welcher Regierungsverfassung sie leben, zu fordern haben, und was ihnen nur ein erklärter Tyrann streitig machen könnte, ist,

„Menschen zu sein," — und Menschen können sie nicht sein, wenn sie Sclaven sind.

Die Anwendung dieser großen Grundwahrheit, die auch der schamloseste Schmeichler und verworfenste Knecht der Gewalthaber zu leugnen sich nicht unterstehen darf, ist reich und fruchtbar an ebenso unleugbaren Folgerungen, die den Kosmopoliten gegründete Hoffnung geben, daß Europa zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts dem, was sie die Regierungsform der Vernunft nennen, um ein Großes näher gekommen sein werde, als es dermalen ist. Das wohlthätige Licht, das sich immer weiter über diesen Welttheil ausbreitet, immer tiefer eindringt und auch das vorgebliche heilige Dunkel der falschen Staatskunst bis in seine geheimsten Höhlen und Winkel durchleuchtet, wird die Völker sowol als die Regenten immer besser und gründlicher, jene über den Umfang ihrer Rechte und die Grenzen ihrer Pflichten, diese hingegen, umgekehrt, über die so oft überschrittenen Schranken ihrer Rechte und die so oft vergessne Größe ihrer Pflichten belehren. Jene werden einsehen lernen, daß nur ein Blödsinniger sich zumuthen läßt, Gold für gelbe Blätter hinzugeben und sich vor Blitzen von Bärlappenstaub zu fürchten; — daß nur Schafe einem Herren unterthänig sind, der sie blos darum weiden läßt, um sie zu scheren und, sobald es ihm einfällt oder gelegen ist, abzuschlachten, — und daß es nur an ihnen liegt, Spinnefäden, die sie in einer seltsamen Verblendung für unzerreißliche Stricke gehalten haben, für Spinnefäden zu erkennen. Auf der andern Seite wird die allmächtige Noth endlich auch den Regenten, die dessen bedürfen, die Augen öffnen und sie aus der traumähnlichen Täuschung erwecken, worin die meisten von ihnen ihr eigenes wahres Interesse von je her so sehr verkannt haben. Aus innerster Ueberzeugung, daß es für die Inhaber der obersten Staatsgewalt unendlichemal besser ist, über freie, thätige und glückliche Menschen, als über thierische, muthlose, langsam verhungernde Sclaven — besser, über volkreiche, blühende und überall durch die Wirkungen des Fleißes, der Betriebsamkeit, der Künste und des Reichthums verschönerte Länder, als über armselige Hütten und verwildernde Einöden zu regieren — werden sie sich willig der verhaßten Macht, gegen ihre Absicht Unheil anzurichten, entäußern, um desto unbeschränkter nichts als Gutes thun zu können; und indem sie sich einer Art von Gewalt, die keinem Gott, geschweige einem Menschen

zukommen kann, begeben, werden sie aus innerer Ueberzeugung nichts verlieren, aber wohl sehr viel zu gewinnen glauben.

Es wäre wol zu sanguinisch gehofft, wenn wir uns eine so wohlthätige Revolution von einem großmüthigen Entschluß, ihren eigenen Vortheil dem allgemeinen Besten aufzuopfern, versprechen wollten; aber da sie so augenscheinlich ihr eignes höchstes Interesse ist, so läßt sich mit bestem Grund erwarten, daß die Zeit, wo eine so evidente Wahrheit auch bis zu ihnen durchdringen wird, nicht mehr so ferne sei, als viele Kleingläubige sich einbilden. Noth lehrt nicht nur beten, sie lehrt auch denken; und wenn man erwägt, wie groß und ausgebreitet oft der Nutzen eines einzigen vernünftigen Gedankens ist, den ein Regent zu rechter Zeit hat, so können die Freunde der Menschheit nicht umhin, sich zu freuen, daß manche es so eifrig darauf angelegt zu haben scheinen, sich recht bald in diese heilsame Nothwendigkeit zu setzen.

XIII.

Da die vernunftmäßigste Verfassung und Regierung der Völker, welcher (nach dem System der Kosmopoliten) der ganze Zusammenhang der menschlichen Dinge mit langsamen, aber desto festern Schritten sich nähert, durch nichts mehr beschleunigt werden kann als durch die möglichste Cultur der Vernunft, die möglichste Ausbreitung aller Grundwahrheiten, die möglichste Publicität aller Thatsachen, Beobachtungen, Entdeckungen, Untersuchungen, Vorschläge zu Verbesserungen oder Warnungen vor Schaden, deren Bekanntmachung einzelnen Gesellschaften und Staaten oder dem menschlichen Geschlecht überhaupt nützlich sein kann, so betrachten die Kosmopoliten die Freiheit der Presse, ohne welche dies Alles nicht bewerkstelliget werden könnte, als das dermalige wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhängt, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Uebel nach sich ziehen würde.

Man beurtheile diese Sache weder einseitig noch obenhin! Wir wissen, was sich in einer lustigen Laune darüber witzeln oder in einer finstern darüber seufzen läßt; und ebenso be-

kannt sind uns die mehr oder weniger scheinbaren Gründe, womit man eine vorgebliche Nothwendigkeit, der Preßfreiheit willkürliche Schranken zu setzen, aufstutzen und anstreichen will. Aber sie fallen von sich selbst zusammen, wenn man bedenkt, daß die Freiheit selbst verloren ist, sobald ihr andere und engere Schranken gesetzt werden, als die Natur der Sache zuläßt. Nun ist aber schon längst unumstößlich erwiesen, daß man der Preßfreiheit (ohne sie nach und nach so lange zu beschneiden, bis nichts mehr von ihr übrig bliebe) gar keine anderen Schranken setzen darf als diejenigen, die jedem Schriftsteller, Buchhändler und Buchdrucker durch das gemeine bürgerliche und peinliche Recht gesetzt sind. Alle Schriften nämlich, deren Bekanntmachung in jedem policirten Staate, wie groß auch die persönliche Freiheit in demselben sein mag, ein Verbrechen ist und es vermöge der Natur der Sache sein muß — also Schriften, welche solche directe Beleidigungen einzelner benannter oder deutlich bezeichneter Personen enthalten, die in den bürgerlichen Gesetzen verboten und verpönt sind — Schriften, welche geradezu Aufruhr und Empörung gegen die gesetzmäßige Obrigkeit zu erregen suchen, — Schriften, welche geradezu gegen die gesetzmäßige Grundverfassung des Staats gerichtet sind, — Schriften, welche geradezu auf den Umsturz aller Religion, Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung arbeiten, — alle solche Schriften sind in jedem Staat ebenso gewiß strafwürdig als Hochverrath, Diebstahl, Meuchelmord u. s. w. Aber das Wörtchen direct oder geradezu ist hier nichts weniger als müssig; es ist so wesentlich, daß die ganze Strafwürdigkeit einer angeklagten Schrift gänzlich auf ihm beruhet. Denn sobald es irgend einem bestellten Büchercensor oder dem bürgerlichen Richter erlaubt wäre, eine Schrift durch Folgerungen, die von seiner Vorstellungsart, seiner besondern Meinung oder seinen Vorurtheilen, dem Grade seines Verstandes oder Unverstandes, seiner Sachkenntniß oder Unwissenheit, der Schiefheit oder Richtigkeit seines innern Auges, der Lauterkeit oder Verdorbenheit seines Gefühls und Geschmacks abhingen, zu richten — welches Buch wäre vor der Verdammung sicher? Und wissen wir nicht aus der Erfahrung, daß in Ländern, wo eine so willkürliche Censur herrscht, gerade die vortrefflichsten Bücher die ersten sind, die in das Verzeichniß der verbotenen gesetzt werden?

Es sei also, daß man, um ein Amt mehr zu haben,*) einen Büchercensor bestellen will, oder daß die Untersuchung über Schriften, die als verbrecherisch angegeben werden, dem ordentlichen Richter überlassen bleibt: immer ist unleugbar, daß jener nur solche Bücher verbieten kann, deren Verfasser dadurch ein Verbrechen begangen hat, worüber dem bürgerlichen Richter die Erkenntniß zusteht. Ueber die Frage, ob der Inhalt des Buches alt oder neu, interessant oder unbedeutend, nützlich oder schädlich sei, ob ber Autor wohl oder übel raisonnire, hat kein andrer Censor zu erkennen als das Publicum und die Zeit, welche die entscheidenden Stimmen sammelt und bekannt macht; viel weniger kann aus irgend einem solchen Vorwand ein Buch mit Gewalt unterdrückt werden, ohne sich an den wesentlichsten Rechten der Gelehrten-Republik zu vergreifen, die (ebenso wie die christliche) vom Staat ganz unabhängig ist, so lange sie nichts gegen seine Grundsätze unternimmt. Die Wissenschaften, die Literatur und die Buchdruckerkunst, die edelste und nützlichste aller Erfindungen, die seit Erfindung der alphabetischen Schreibekunst gemacht worden sind, gehören nicht diesem oder jenem Staate, sondern dem menschlichen Geschlechte zu. Wohl dem Volke, das ihren Werth zu schätzen weiß, sie aufnimmt, pflegt, aufmuntert, schützt und in der Freiheit, die ihr Element ist, ungehindert weben und leben läßt!

Vor allen andern Völkern hat die deutsche Nation vorzüglich Ursache, eine Beschützerin der Preßfreiheit zu sein, sie, in deren Schooße zuerst die Erfinder der Typographie und bald darauf die muthvollen Männer entstanden sind, die blos durch den freien Gebrauch, den sie von jener machten, fähig wurden, die Hälfte Europens von der Tyrannei des römischen

*) Ich gestehe, daß ich von der Nothwendigkeit einer eignen Büchercensur in einem wohl policirten Staate nicht überzeugt bin. Warum bestellt man nicht auch besondere Aufpasser, die dahin sehen, daß Niemand sich betrinken oder den Andern bei den Ohren kriegen oder seine Taschenuhr mausen oder irgend ein anderes Gebot im Dekalogus übertreten könne? Man läßt es ganz ruhig darauf ankommen und begnügt sich, den wirklichen Uebertreter zu bestrafen, wenn er nach rechtlicher Untersuchung des Verbrechens überwiesen worden ist. Warum hält man es mit den schriftstellerischen Verbrechen nicht ebenso? Der Censor, dem ein criminelles Manuscript in die Hände kommt, kann und darf doch (wenige Fälle ausgenommen) nichts weiter thun, als den Druck verbieten? Und dieses Verbots ungeachtet wird es irgendwo gedruckt und als Contrebande in den Staat hineingeschwärzt werden. Wozu also die Censur?

Hofes zu befreien, die Rechte der Vernunft gegen uralte Vorurtheile zu behaupten und den unabhängigen Geist der Untersuchung, der nach und nach über alle Gegenstände der menschlichen Kenntniß ein so wohlthätiges Licht verbreitete, aus einem mehr als tausendjährigen Schlummer aufzuwecken. Wie übel stände es uns an, unsre eignen Wohlthaten wieder zurücknehmen, den Fortgang der Wissenschaften mitten in ihrem muntersten Lauf aufhalten und der Aufklärung, der wir so viel Gutes schon zu danken haben, und von welcher wir und unsre Nachkommen noch so viel Besseres uns versprechen dürfen, unnatürliche Grenzen setzen zu wollen, da sie doch vermöge der Natur des menschlichen Geistes ebenso grenzenlos ist als die Vollkommenheit, wozu die Menschheit mit ihrer Hilfe gelangen kann und soll![1])

Uebrigens werden die Kosmopoliten nie ein Geheimniß daraus machen, daß die Preßfreiheit keinen eifrigern Verfechter haben kann als ihren Orden, da sie in der That das einzige Mittel ist, wodurch er zur Beförderung seines oben angezeigten Zwecks in einem größern und seinen Kräften angemessenen Kreise thätig sein und dadurch eine seiner wesentlichsten Pflichten erfüllen kann. Wahrlich, wenn Diejenigen, die kein höheres Interesse kennen als Wahrheit, nicht frei sollten reden dürfen, „so müßten endlich — die Steine zu schreien anfangen."

---

1) Im Teutschen Merkur schloß der Aufsatz, dessen Fortsetzung Wieland noch versprach, hier wie folgt: „Doch wozu sage ich dies? Gewiß kann der Gedanke, so etwas unternehmen zu wollen, in keinem gesunden Kopfe nur einen Augenblick Platz finden. Gewiß ist es bloßer leicht zu hebender Mißverstand, wenn Männer von gutem Willen eines solchen Vorhabens beschuldiget werden; so wie es unmöglich etwas Anderes als Mißverstand sein könnte, wenn solche Männer sich wirklich verbunden hielten, der guten Sache durch ein so verzweifeltes Mittel zu Hilfe zu kommen." — A. d. H.

Patriotischer Beitrag

zu

Deutschlands höchstem Flor,

veranlaßt

durch einen unter diesem Titel im Jahr 1780 im Druck erschienenen Vorschlag eines Ungenannten.

Dulce est pro patria — desipere.

Der erste Theil dieses Aufsatzes bis S. 163 erschien zuerst im Teutschen Merkur, 1780. II. Bd. S. 90—102, unter dem Titel: Patriotischer Beytrag zu Teutschland's höchstem Flor (wenn es will), und mit der Unterschrift Teutobold von Alt-Eich. In der erweiterten Gestalt findet er sich bereits im zweiten Theil von Wieland's Kleineren prosaischen Schriften (1786). In Wieland's Ausgabe seiner Sämmtlichen Werke ist er den Vermischten prosaischen Aufsätzen (Bd. XV.) zugetheilt.

So haben wir sie denn endlich erlebt, diese von Barden und Alraunen geweissagte, aber selbst von Barden und Alraunen nicht so nahe geglaubte Zeit! Nicht erst unsre Enkel oder Urenkel, nein, wir selbst werden sie sehen! Es nähert sich, Deutschlands goldnes Alter — ja, was sag' ich? es ist schon da!

> Magnus ab integro seclorum nascitur ordo,
> Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna!

Deutschland in seinem höchsten Flor! In einem Flor, worin noch kein Land, kein Volk der Erde gestanden, seitdem es Völker auf Erden giebt! In einem Flor, der Germanien zur Königin der Länder, die zukünftige deutsche Akademie zur Königin aller Akademien und das neue Reichskammergerichts-Archiv zum Urbild aller Archive machen wird! Selige, goldne, mehr als goldne Zeit!

> „Eilet," sagten die Parzen zu ihren Spindeln, „die schönen Tage zu spinnen!"

Und dreimal glücklich wir, daß wir sie erlebt haben! Und o des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, dessen letztes Fünftel auserseben ist, seine zahlreichen Wunder mit dieser unsre verwegensten Wünsche übertreffenden Fülle von immer dauernder, immer steigender Nationalglückseligkeit zu krönen!

Sage mir Niemand: „Es ist ja nur ein Vorschlag!" — Was Vorschlag! Alles ist so gut, als ob es schon wäre. Das neue Reichskammergerichts-Archiv steht schon in altgothischer Majestät vor meinen Augen da! Schon seh' ich die zehn oder zwölf Mitglieder der deutschen Akademie pragmatischer Wissenschaften ihre jährlichen Pensionen von zehntausend Gulden ein-

streichen! Schon haben die deutschen Fürsten und Herren (die Reichsstädte hoffentlich mit eingeschlossen) von dem ihnen so edelmüthig zu zwei und ein halb Procent vorgestreckten Capital von zweiundsiebzig Millionen Gulden ihre Schulden bezahlt! Kurz, was in sechs oder zehn oder zwölf Jahren unfehlbar sein wird, ist so viel, als ob es jetzt schon wäre. Deutschland in seinem höchsten Flor, wenn es nur will! Da haben wir's mit klaren Worten! Deutschland darf nur wollen. Denn der Mann mit der wundervollen Nasenwurzel*) sagte ja: „Man kann Alles, was man will", und alles Volk sprach Amen! und seitdem sagen und glauben Leute mit allerlei Nasenwurzeln, daß man nur wollen dürfe!

Und wer wollte nicht wollen? Was ist leichter und mehr in eines Jeden Gewalt, als wollen? Oder, falls es auch eines Bewegungsgrundes bedürfte, was für ein stärkerer Antrieb zum Wollen, als Alles können, sobald man will? Unsre schwachmüthigen, einfältigen Vorfahren, die hatten freilich von einer solchen Exaltation der menschlichen Kräfte keine Ahnung! Die würden sich eingebildet haben, daß dieser Vorschlag zu den süßen patriotischen Träumen gehöre, deren man sich in guter Laune auf einen Tag bei Dutzenden und Schocken träumen lassen kann, weil man nur träumen wollen darf, und gegen die weiter nichts einzuwenden ist, als daß sie — in dieser armen Alltagswelt — moralisch, politisch und ökonomisch unmöglich sind. Aber seitdem uns die große Wahrheit geoffenbart ist, daß man Alles kann, was man will, seitdem kann von einer so schwachherzigen Einwendung die Rede nicht mehr sein. Deutschland in seinem höchsten Flor, wenn es will — Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländischer deutscher Mann! Deutschland will. Warum sollte es nicht wollen? Wer sollte nicht den höchsten Flor seines Vaterlandes wollen? O, ganz gewiß, es will! — Die herrlichen Zeiten! Ich sehe sie schon! Sie sind da! Deutschland will! Die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerei, womit dieser ebenso unverhoffte als glücklich ersonnene Vorschlag aufgenommen wurde, ist uns Bürge dafür. Kaiser und Reich, an welche derselbe gerichtet ist, können unmöglich die so offenbaren, so einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von sich weisen! Und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, sobald das Ratificationsgeschäft des Teschner Friedens

*) Lavater's Physiognom. Fragmente, III. Bd. S. 161.

und die westphälische Grafensache beendiget sind, nichts Dringenders haben werden, als zu wollen, „daß Deutschland die höchste Stufe seines Glücks und Ansehens erreiche."

Man bedenke, nur mit einem Fonds von hundert Millionen Gulden rheinisch! Welch ein geringer Aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unsrer Aller Taschen (so wenig auch darin sein mag) liegendes Mittel zu einem so großen Zwecke! Was sind hundert Millionen Gulden? Was sind sie für ein so reiches Land wie Deutschland? für ein Land, dessen Einwohner, wenn man auch nur vierzig Gulden auf jeden Kopf im Durchschnitt rechnet, wenigstens tausend Millionen jährlicher Einkünfte haben? Welcher Ehrenmann, der zum Beispiel tausend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden hundert Gulden hergeben wollen, um die sämmtlichen deutschen Reichslande in die allerblühendsten Umstände zu setzen? Hat der edle Erfinder des Vorschlags also nicht vollkommen Recht, zu sagen, daß Deutschland nur wollen dürfe?

Indessen, so einleuchtend dies Alles ist, so ist doch nicht zu bergen, daß sein Vorschlag über die Art und Weise, wie diese wahre Kleinigkeit der hundert Millionen Gulden zusammengebracht werden soll, in der Ausführung mehr Schwierigkeiten finden dürfte, als sich der patriotische Verfasser im ersten Feuer der Erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt," spricht er, „im Durchschnitte von jedem Morgen Land fünf, sechs oder zehen Kreuzer, so geben die neunzig Millionen Morgen, die in Deutschland wirklich angebaut werden, gerade neunzig Millionen Gulden." — Das ist freilich leicht zu sagen, und ebenso leicht ist's in der Vorstellung, „die deutschen Zins- und Zehntherren, die Juden, die getauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fischwasser und die gesammte Dienerschaft der deutschen Staaten binnen zwölf, zehen oder sechs Jahren mit einer Abgabe von zwölf Millionen zu belegen." — Aber Sie glauben nicht, werthester Herr, was diese Auflage in concreto in den zehn Reichskreisen rücksichtlich auf die (wie Sie wissen) so sehr verschiedene physisch-ökonomische und die noch ungleich verschiednere und zum Theil (wie Sie gleichfalls wissen) höchst verwickelte bürgerliche Verfassung und Verhältnisse der unzähligen deutschen Staaten in der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hindernisse finden würde.

Ich habe daher aus patriotischem Triebe, das Meinige nach Möglichkeit zu Beschleunigung eines so erwünschten Werkes beizutragen, auf einen kürzern, einfachern und nicht der geringsten erheblichen Schwierigkeit ausgesetzten Weg gedacht, wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zusammengebracht werden könnten, und mein unmaßgeblicher Vorschlag ist folgender.

Man rechnet bekanntermaßen die Anzahl der sämmtlichen Bewohner des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auf vierundzwanzig Millionen. Wahrscheinlich ist diese Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter ist der Meinung, daß bei einer genauern Zählung des Volkes wol siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer Uebereilung beschuldiget zu werden, bei der runden Zahl der besagten vierundzwanzig Millionen lassen.

Diese vierundzwanzig Millionen Menschen vel quasi würden, wenn Deutschland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen zwanzig Jahre dieses gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfsteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt, welche an jedem Ort auf die bequemste Weise erhoben und der ganze Betrag quartaliter von den höchsten und hohen Ständen an die allgemeine Reichsflorcasse frachtfrei abgeliefert würde.

Die vierundzwanzig Millionen Pfennige, welche solchergestalt wöchentlich erhoben werden, machen sechs Millionen Kreuzer, und diese sechs Millionen Kreuzer geben just die runde Summe von hunderttausend Gulden rheinisch. Diese Kopfsteuer würde also in einem Jahre genau fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden abwerfen, folglich in zwanzig Jahren die von dem Herrn Erfinder des Projects verlangten hundert Millionen, mit einem Ueberschuß von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im Folgenden erklären werde.

Einem Jeden muß sogleich in die Augen leuchten, daß die jährlichen fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden unmöglich auf eine einfachere und das Publicum weniger belästigende Weise erhoben werden können, als durch die vorgeschlagene wöchentliche Pfennigsteuer. Einzeln lebende Personen zahlen für sich selbst, jeder Hausherr oder Hausvater für sich und seine sämmtlichen Hausgenossen. Ich gestehe, daß dies bei den Personen von den obersten Classen jährlich eine Abgabe

von sechs, acht bis zehn Gulden machen kann. Allein wer ein großes Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich bin versichert, daß in ganz Germanien kein einziger Biedermann athmet, der den höchsten Flor des lieben deutschen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beitrag von etlichen Pfennigen mit tausend Millionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieses, der nur einen sehr unbedeutenden Pfahlbürger des heiligen Reichs vorstellt, würde es wöchentlich mit sechzehn Pfennigen und also jährlich mit drei Gulden achtundzwanzig Kreuzern betreffen; er erklärt sich aber hiermit bereit, nicht nur diese drei Gulden achtundzwanzig Kreuzer, sondern selbst das Triplum und Quintuplum, wenn's nöthig sein sollte, willigst beizutragen, wenn dadurch auch nur der höchste Flor von Neuholland, Neuseeland, Feuerland oder Californien bewirkt werden könnte; geschweige denn zu einem Institut, wo es um nichts Geringers als den höchsten Flor von Deutschland zu thun ist. Und welcher deutsche Patriot sollte nicht ebenso denken und allenfalls nicht lieber zwier in der Woche fasten oder ohne Frühstück bleiben, als sich seinem Beitrage zu einem so glorreichen Werke entziehen wollen?

Was Diejenigen betrifft, die so arm sind, daß sie auch nicht einmal einen Pfennig wöchentlich entbehren können, so versteht sich von selbst, daß ihnen (übrigens dem Bettelmandate jedes Ortes in allewege unbeschadet) erlaubt sein müsse, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln, da denn mit nichten zu zweifeln ist, daß sich unter den Reichen und Vermögenden nicht ihrer genug und überflüssig finden sollten, die einander das Vergnügen noch streitig machen würden, ihre dürftigen Mitbürger durch ein so geringes Almosen in den Stand zu setzen, zu Deutschlands höchstem Flor praestanda zu prästiren.

Wenn nun, nach diesem meinem Vorschlage, zu Ende des Jahres 1781 bereits fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden erhoben sein werden, so kann sogleich im Jahre 1782 mit Erbauung des vorgeschlagenen Reichskammergerichts-Kanzlei- und Archiv-Gebäudes der Anfang gemacht, die zu Straßburg und Aschaffenburg zerstreuten Kammergerichts-Acten herbeigeschafft, das deutsche Richter- und Advocaten-Seminarium wie auch die zwei großen Philanthropine in jedem der zehn Reichskreise erbaut,

das Kammergericht friedensschlußmäßig besetzt und das sehr respectable besondere Executionsregiment zum Gebrauch desselben aufgerichtet werden!

Da Alles dies, mit Einschluß der zu Bezahlung der philanthropinischen Lehrer und Versorgung armer Philanthropinisten jährlich erforderlichen zweihunderttausend Gulden, nach dem Anschlage des Herrn Verfassers erst vier Millionen wegnehmen wird, so könnte unmaßgeblich von der übrig bleibenden Million noch im Jahre 1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude und das Laboratorium für die deutsche Akademie erkauft, erbaut und mit den nöthigen Geräthschaften versehen werden. Mit den noch übrigen zweimalhunderttausend Gulden müßten sich die Bedienten und Commissarien zur Ausführung und Besorgung dieser wichtigen Geschäfte, der Casse und Rechnungen anstatt der ihnen ausgeworfenen zweimalhundertundfunfzigtausend einstweilen begnügen lassen; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihnen der Abgang von dem Ertrage der künftigen Jahre baldmöglichst erstattet werde.

Die im Jahre 1782 eingehenden fünf Millionen könnten (nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers, S. 6. Nr. 9) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes im heiligen römischen Reiche verwandt werden. Den Spöttern, welche bei diesem Artikel einwenden könnten, „daß es nöthiger sein dürfte, auf Verminderung des Viehstandes, zumal in gewissen bekannten Reichskreisen, Bedacht zu nehmen," — gebührt gar keine Antwort.

Im Jahre 1784 können die zwei Arbeits- und Manufacturhäuser in jedem Kreise, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beiden Armenhäuser zu Stande kommen. Und wenn dann der Ueberschuß nebst dem Ertrag der Jahre 1785 und 1786 auf die Urbarmachung und respective Austrocknung und Anbauung der morastigen Gegenden und öden Districte verwandt würde, so würde man im Jahre 1787 bereits mit Allem fertig sein, wozu der Herr Verfasser die ersten achtundzwanzig Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im Jahre 1788 mit den Anlehen an die höchsten und hohen Stände zu Erleichterung ihrer Schuldenlast der Anfang gemacht werden.

Mein deutsch-patriotisches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glücklichen und ehren-

vollen Zustand denke, worin ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abfluß dieses Jahrzehends zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie die leidigen Franzosen vor Neid über unsre Vorzüge gelb werden, wie die stolzen Engländer uns anstaunen, kurz, wie Sonne, Mond und Sterne kommen und sich vor uns zur Erde neigen werden: so verjüngt sich meine Seele in mir, und ich fange an, vor Freuden zu springen und zu jubeln, und kann mich nicht enthalten, Deutschland hiermit stehendes Fußes um Erlaubniß zu bitten, daß ich dem Urheber unsrer Glückseligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieses weisen und in seiner Art einzigen Vorschlags von den ersten eingehenden fünf Millionen eine jährliche Pension von 25,000, sage fünfundzwanzigtausend Gulden rheinisch, für ihn und seine ehelichen Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, schöpfe und auswerfe, zu einem, wiewol geringen Zeichen der unendlichen Dankbarkeit der ganzen Nation für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewußtsein des verdienstvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Deutschland noch überdies wollen, daß ihm etwa auf dem Platze des neuen Kammergerichts-Kanzlei- und Archivgebäudes, dessen Stifter er ist, oder im Vorhofe der deutschen Akademie eine metallene kolossalische Bildsäule errichtet würde, so würde ich einer solchen Auswirkung des vaterländischen Enthusiasmus nicht anders als meinen wärmsten Beifall zujauchzen können. Auch ist nicht zu zweifeln, daß der burgundische Kreis, dem der Herr Verfasser (über alles billige Verhoffen) ebenso gut wie dem schwäbischen und westphälischen zwei Philanthropine, zwei Armenhäuser, zwei Arbeits- und Manufacturhäuser, zwölftausend Gulden für Urbarmachung und Grundverbesserung und fünfmalhunderttausend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes angewiesen hat, ihm für diese großmüthige Gleichstellung eine besondere verhältnißmäßige Erkenntlichkeit zufließen lassen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeschlagene Pfennigsteuer in zwanzig Jahren abwirft, macht (wie schon gesagt) einhundertundvier Millionen und also vier baare Millionen mehr, als der Herr Verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen zwanzig Jahren beizurechnenden fünf Schalttage, als welche noch fünf und ein Siebentheil einer Woche und also einundsiebzigtausendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei

Kreuzer und, ich weiß nicht wie viele Heller eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses Ueberschusses im Mindesten nicht verlegen zu sein. Ich will vor der Hand nur zwei Vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewol sie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Herr Verfasser des Projects S. 6 seines Werkes in petto behalten hat.

Der erste betrifft die vermuthliche Nothwendigkeit, außer dem oben bemeldeten besondern Executionsregiment zum Gebrauch des höchstpreislichen Kammergerichts noch ein besonderes Executionsregiment zu allfallsiger Beitreibung der jährlichen Interessen, welche die deutschen Fürsten und Herren von den ihnen zu zwei und ein halb pro Cent vorgestreckten Capitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmaßgeblich die jährlichen Interessen von drei Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweitens möchten wol die noch übrigen eine Million einundsiebzigtausendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei Kreuzer schwerlich besser und gemeinersprießlicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotirung eines allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals, worin alle die wackern Leute, die vor lauter übermäßiger Weisheit, Deutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäß versorgt würden.

Sollte dieser mein Bei- und Nachtrag zu Beförderung des großen Werkes, dessen Ausführung gewiß jeder wackre deutsche Landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beitragen können, wer würde glücklicher sein als ich? — Ich muß indessen unter der Hand gestehen, daß ich selbst desfalls in gewissen Augenblicken etwas schwachgläubiger bin, als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht losmachen kann, Deutschland möchte etwa am Ende wol gar nicht — wollen wollen. Das wäre ein verzweifelter Streich! — Und doch — warum sollten wir uns solche kleinmüthige Gedanken machen? Daß der Vorschlag Deutschlands höchsten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel sein. Die hundert Millionen sind auch da. Woran sollt' es also liegen? Ist denn Deutschland nicht eine moralische Person? Kann denn Deutschland als eine solche nicht wollen, was zu seinem Besten dient? Und da dieser große moralische

Koloß achtundvierzig Millionen Arme hat (freilich sind auch einige Millionen Aermchen darunter!), warum sollte er nicht Alles können, was er will? — Also, wer ein ächter blauäugiger und goldhaariger Deutscher ist,*) ziehe seinen Seckel, und die Spötter sollen bald zu Schanden werden![1])

Doch nein! — In diesem Lucianischen Tone will und darf ich über einen Gegenstand wie dieser nicht aufhören! Die Wörter Vaterland, Vaterlandsliebe, allgemeines Bestes bezeichnen heilige Dinge; und wie lächerlich auch bei einzelnen Personen die Ausbrüche ihrer Vaterlandsliebe sein mögen, so verdient doch die Quelle und die Absicht derselben gelobt zu werden. Wenn irgend eine Art von Wahnsinn an den Respect, den (wie man sagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnsinnige Menschen tragen, Anspruch machen kann, so ist es gewiß der patriotische. Also noch ein paar Worte in vollem Ernste.

Ein jedes Project, dessen Ausführung voraussetzt, daß zwanzig oder zehn oder fünf Millionen oder auch nur eine Million Menschen uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer Theilnehmung an dem Besten aller übrigen, voll anhaltenden Eifers zu thätiger Beförderung des höchst möglichen Glückes ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt sein sollte — oder, mit andern Worten, jedes Project, welches auch nur bei einer Million Menschen eine Sinnes- und Denkensart voraussetzt, die man kaum bei Einem von Hunderten findet — ist ein unmögliches Project. Aber seine moralische Unmöglichkeit steigt auf den höchsten Grad, wenn es voraussetzt, daß fünf Millionen Köpfe oder auch nur fünfmalhunderttausend, ja nur funfzigtausend denkende Köpfe unter einen Hut gebracht und in eine zusammenstimmende Wirksamkeit zu Ausführung eines weitläufigen, verwickelten, in einen unübersehbaren Detail eingehenden und von allen Seiten mit Schwierigkeiten umringten Plans gesetzt werden müßten.

Kein Mensch in der Welt kann Alles, was er will, es sei denn, daß er weise genug ist, nichts zu wollen, als was er kann. Eine ganze große Nation kann freilich mit vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die Schwierigkeit im Wollen oder in dem Mittel,

*) Caerulei Germanis oculi, rutilae comae. — *Tacitus.*
1) Hier schließt der Aufsatz im Deutschen Merkur. — A. d. H.

ihr den Willen zu machen. — Gebt mir, wo ich stehen könne, so will ich die Erde von ihrer Stelle rücken, sagte Archimedes, ohne Furcht, nicht Wort halten zu können. Aber Diejenigen, denen er dies zumuthete, konnten ebensowol den Mond mit den Zähnen fassen oder auf einem Sonnenstrahle nach dem Ringe des Saturn's reiten, als ihm geben, wo er stehen könne, um die Erde fortzurücken.

Die tägliche Erfahrung lehrt zu Paris und London, daß einige tausend, ja nur einige hundert Privatpersonen sehr viel Gutes thun können, wenn sie wollen, und daß, sobald es blos um Wohlthätigkeit gegen die Armen oder um die Errichtung eines Museums, um ein herrliches musikalisches Fest oder nur um das Steigen eines großen Luftballs zu thun ist, sehr ansehnliche Summen ohne große Schwierigkeit zusammengebracht werden. Aber versuche es einmal ein patriotischer Projectmacher zu Paris, durch freiwillige Beiträge zweihundert Millionen Livres zu Anlegung großer Philanthropine und Arbeitshäuser, Urbarmachung wüster Plätze und Vermehrung des Viehstandes in jeder französischen Hauptprovinz zusammenzubringen, und man wird sehen, ob er mit seinem Antrage mehr Eingang finden wird als unser wohlmeinender Landsmann mit dem seinigen!

Und gleichwol wäre der Unterschied zwischen beiden Nationen ganz zum Vortheil des französischen Patrioten. Denn alle Einwohner Frankreichs machen unter einem einzigen souveränen Haupte nur ein Volk, nur einen Nationalkörper aus, dessen Kräfte in einer großen Nationalhauptstadt wie in dem Herzen des Ganzen concentrirt sind; Deutschland hingegen ist ein vielköpfiges Aggregat von einer großen Anzahl ganz verschiedener Völker und Staaten; eine Republik von Fürsten und Ständen unter einem durch Gesetze und Capitulationen beschränkten Wahlkönige; durch eine Staatsverfassung verbunden, die niemals ihresgleichen gehabt hat; — durch nichts als diese Staatsverfassung und eine gemeinschaftliche, wiewol nicht durchgängig angenommene Schriftsprache verbunden; sonst durch alles Andere, Religion, Regierung, Staatswirthschaft, Polizei, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse, Interesse, Mundarten, Grade der Cultur u. s. w. zum Theil himmelweit verschieden, getrennt und in Collision gesetzt. Diese unsre Staatsverfassung, vermöge welcher Deutschland in gewissem Sinne noch ebenso wie das alte Germanien in mehr als zweihundert besondere,

größere, mittelmäßige und kleine, zum Theil sehr mächtige, zum Theil sehr unmächtige Staaten zerstückelt ist, wovon der geringste, als ein unmittelbarer Stand des Reiches, die Landeshoheit in seinem Bezirke ebenso vollkommen auszuüben berechtigt ist als der größte: diese Staatsverfassung ist es, welche jedem Vorschlag, jeder Bestrebung, die auf allgemeines Nationalbestes, allgemeinen Nationalruhm, allgemeine Nationalreformen abzweckt, im Wege steht. Diese Staatsverfassung ist es, die uns immer verhindern wird, ein anderes allgemeines Nationalinteresse zu haben, als die bloße Erhaltung derselben; wiewol nie alle Glieder des Ganzen hiervon überzeugt sein werden. Sie ist es, weswegen die Deutschen nie als ein Volk denken und handeln, nie das, was man im moralischen Sinne National-Uniform nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichsam für einen Mann stehen oder, insofern wir einen Staatskörper vorstellen, eine große thätige Rolle in Europa spielen. Um ihrentwillen werden wir niemals einen gemeinsamen Mittelpunkt, nie einen gemeinschaftlichen Schauplatz für Talente, Künste und Wissenschaften, nie ein allgemeines und lebendiges Modell für Geschmack und Urbanität, nie eine wahre Nationalschaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptstadt Germaniens haben, von deren Dasein jenes Alles die natürlichen Folgen sein würde. Um ihrentwillen wird unsre Sprache, unsre Literatur, unsre Kunst und unser Ruhm in diesem Allen nie das werden, was sie vermöge unsrer Fähigkeiten werden könnten; — und, ach! um ihrentwillen werden alle solche Projecte, die Deutschlands möglichsten Flor zum Gegenstande haben, ewig patriotische Träume bleiben, und niemals, niemals wird es dahin kommen, daß die Ravensteiner oder Waldecker sich um den Viehstand der Ellwanger, oder die Stände von Mecklenburg um die bestmöglichste Erziehung der Bürgerskinder der Reichsstadt Buchhorn bekümmern werden.

Aber alle diese Nachtheile unsrer Staatsverfassung werden (anderer minder wichtiger Vortheile jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unschätzbaren Gewinn weit überwogen: daß, so lange wir sie erhalten, kein großes policirtes Volk in der Welt einen höhern Grad menschlicher und bürgerlicher Freiheit genießen und vor allgemeiner auswärtiger und einheimischer politischer und kirchlicher Unterjochung und Sclaverei sicherer sein wird als die Deutschen. Zwei einander immer ent-

gegen drückende Kräfte werden das aus so ungleichartigen Theilen bestehende Ganze immer im Gleichgewicht erhalten, und selbst jede Gefahr, diese Verfassung reißen zu sehen, wird sie fester zusammenziehen. Wir werden, so lange wir sie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür Gewissensfreiheit und das Recht behalten, aus dem alten oder neuen Kirchengesangbuche zu singen. Wir werden mit männlicher Freiheit philosophiren, untersuchen, reden, lesen und schreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der sich eine ungebührliche Gewalt über seine Untergebenen herausnehmen wollte, außerdem daß die Gesetze Hülfe gegen ihn verschaffen, wird dem Abscheu aller übrigen Theile der Nation ausgesetzt sein. Unsre Schriftsteller und Künstler werden weniger belohnt, weniger träg oder übermüthig gemacht, aber dafür auch weniger gefesselt, gedrückt und eingezwängt werden; wir werden ihrer eine desto größere Anzahl besitzen, und der Wetteifer unter ihnen wird Gewinn für die Nation sein. Alle Talente werden sich mit größerer Freiheit, Mannichfaltigkeit und Originalität entfalten; wir werden uns weniger an einander reiben und abschleifen, aber den Stempel, den die Natur Jedem aufgedrückt hat, desto schärfer erhalten. Wir werden keine deutsche Akademie haben, die sich anmaße, über Werke des Genius ex cathedra zu entscheiden; Hofgunst, Grille und Eigensinn der Reichen und Großen wird keinen so mächtigen Einfluß auf Geschmack, Denkart und Sitten bei uns behaupten können als in einer unbeschränkten Monarchie. Selbst die Sprache wird (zu großem Behuf der Literatur) an der Nationalfreiheit Theil nehmen; man wird uns so wenig ein Wörterbuch als ein Glaubensformular aufdringen können; und ein Jeder, den eine Partei, eine Cabale unterdrücken wollte, wird in dem aufgeklärten Theile der Nation einen Beschützer und Rächer finden.

Dies sind einige der wesentlichsten Vortheile, die wir unsrer gesetzmäßigen Constitution zu danken haben; und wahrlich, sie allein sind schon wichtig genug und von unsern Vorfahren theuer genug erkauft worden, um sie über Alles hoch zu achten, stolz auf sie zu sein und sie als das Palladium der Nation anzusehen, an dessen Besitz oder Verlust ihre Freiheit, ihre Stärke, ihr Ruhm, ihr des Steigens noch immer fähiger Wohlstand geheftet ist.

Diese Beobachtung führt uns, meines Bedünkens, zu einem zwiefachen Resultat, wovon uns das eine zur Aufmunterung und das andre auf alle Fälle zum Troste dienen kann.

Das erste ist: unserm Patriotismus, besonders dem schrift-

stellerischen, — der seit geraumer Zeit wie die Taube Noah's herumflattert und, weil er nirgends Grund finden kann, im Lande der Träume hin und her fährt, Chimären ausbrütet, auf die Erfindungen, Talente und Verdienste einzelner Mitbürger sich viel zu Gute thut oder durch Verachtung fremder Vorzüge, die wir nicht erreichen können, sich nach Art des berühmten Fuchses in der Fabel zu helfen sucht — seine wahre Richtung und sein ächtes Geschäft anzuweisen. Wenn unsre dermalige gesetzmäßige Constitution das Einzige ist, was uns Deutsche zu einer Nation macht, und wenn sie augenscheinlich der Grund unsrer wesentlichsten Vortheile ist: was kann denn also deutscher Patriotismus anders sein als Liebe der gegenwärtigen Verfassung des gemeinen Wesens und aufrichtiges Bestreben, zu Erhaltung und Vervollkommnung derselben Alles beizutragen, was Jeder nach seinem Stande, Vermögen und Verhältnisse zum Ganzen dazu beizutragen fähig ist? Mit wie vielem Rechte kann man von uns Deutschen sagen, was der römische Dichter von den Landleuten sagt: „Felices sua si bona norint!“ Glücklich, wenn der Schlummer der Gewohnheit uns nicht gleichgiltig, blind und undankbar gegen die größten Wohlthaten unsrer Verfassung gemacht hätte; wenn wir ihrer nicht genössen wie der Gesundheit, deren hohen Werth man erst fühlt, wenn man sie verloren hat!

Sollte dies Letztere aber — wie es denn nicht unmöglich ist — jemals bei uns oder unsern Nachkommen der Fall sein, so würden wir beim Verlust einer Verfassung, von welcher so mancherlei Nachtheile unzertrennlich sind, uns mit dem trösten können, was wir dabei auf einer andern Seite gewinnen würden. Und da der Mensch glücklicherweise nun einmal so organisirt ist, daß er sich mit der Zeit in Alles finden und seine Vorstellungsart und Lebensweise unvermerkt zu seinen Umständen umstimmen kann, so würden wir uns an die Vortheile halten müssen, die uns durch die Veränderung der Nationalverfassung zuwachsen würden, und vermuthlich in ihnen hinlängliche Beweggründe finden, uns ein Schicksal gefallen zu lassen, das so manche edle Nation schon betroffen hat und vermöge der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und der natürlichen Verkettung zwischen Ursachen und Wirkungen über lang oder kurz auch das unsrige werden dürfte.

Ueber die
Rechte und Pflichten der Schriftsteller,

in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile

über

Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände.

Zuerst gedruckt im Teutschen Merkur, 1785. III. Bd. S. 193–207, mit dem etwas abweichenden Titel: Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftsteller in Absicht ihrer Nachrichten, Bemerkungen und Urtheile über Nationen, Regierungen und andre politische Gegenstände. Von hier ging der Aufsatz mit geringen Aenderungen in Wieland's Sämmtliche Werke (Bd. XXX. Vermischte Aufsätze) über.

Bei der großen Menge von Schriften, worin gereiste Leute (unter welche von *Yorick's* Classen*) sie auch gehören mögen) die auf ihren Reisen und Wanderungen gesammelten Bemerkungen und Nachrichten in *Briefen an Freunde* oder vielmehr an das Publicum zum Druck befördern, und da die Begierde der *leselustigen Welt* nach Schriften dieser Art natürlicherweise die Anzahl der *reiselustigen Schriftsteller* und briefstellenden Wanderer täglich vermehrt, möchte wol Manchen mit einem Maßstabe gedient sein, an welchem sie die Befugnisse solcher Schriftsteller und die Grenzen ihrer Freiheit bei Bekanntmachung ihrer Bemerkungen, Nachrichten und Urtheile in allen vorkommenden Fällen mit Zuverlässigkeit bestimmen könnten.

Dieser Maßstab scheint mir in der folgenden Reihe von Wahrheiten enthalten zu sein.

Ich gebe sie mit Zuversicht für *Wahrheiten* aus, weil ich nicht nur selbst von ihnen überzeugt bin, sondern auch glaube, daß sie jedem nur mäßig aufgeräumten und einiges Nachdenkens fähigen Kopfe als Wahrheit einleuchten müssen.

I.

Freiheit der Presse ist Angelegenheit und Interesse des ganzen Menschengeschlechtes. Ihr haben wir hauptsächlich die gegenwärtige Stufe von Cultur und Erleuchtung, worauf der größere Theil der europäischen Völker steht, zu verdanken. Man raube uns diese Freiheit, so wird das Licht, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen, bald wieder verschwinden; Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten und Dummheit uns

---

*) S. in *Yorick's Empfindsamer Reise* die in der *Désobligeante* geschriebene Vorrede.

wieder dem Aberglauben und dem Despotismus preisgeben. Die Völker werden in die Barbarei der finstern Jahrhunderte zurücksinken, und wer sich dann erkühnen wird, Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heißen und als ein Verbrecher bestraft werden.

II.

Freiheit der Presse ist nur darum ein Recht der Schriftsteller, weil sie ein Recht der Menschheit oder, wenn man will, ein Recht policirter Nationen ist; und sie ist blos darum ein Recht des Menschengeschlechts, weil die Menschen als vernünftige Wesen kein angelegneres Interesse haben als wahre Kenntnisse von Allem, was auf irgend eine Art geradezu oder seitwärts einen Einfluß auf ihren Wohlstand hat und zu Vermehrung ihrer Vollkommenheit etwas beitragen kann.

III.

Die Wissenschaften, welche für den menschlichen Verstand das sind, was das Licht für unsre Augen, können und dürfen also ohne offenbare Verletzung eines unleugbaren Menschenrechtes in keine andere Grenzen eingeschlossen werden als diejenigen, welche uns die Natur selbst gesetzt hat. Alles, was wir wissen können, das dürfen wir auch wissen.

IV.

Die nöthigste und nützlichste aller Wissenschaften oder, noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrigen eingeschlossen sind, ist die Wissenschaft des Menschen:

„Der Menschheit eignes Studium ist der Mensch."

Sie ist eine Aufgabe, an deren vollständiger und reiner Auflösung man noch Jahrtausende arbeiten wird, ohne damit zu Stande gekommen zu sein. Sie anzubauen, zu fördern, immer größere Fortschritte darin zu thun, ist der Gegenstand des

Menschenstudiums; und wie könnte dieses auf andere Weise mit Erfolge getrieben werden, als indem man die Menschen, wie sie von je her waren, und wie sie dermalen sind, nach allen ihren Beschaffenheiten, Verhältnissen und Umständen kennen zu lernen sucht?

V.

Diese historische Kenntniß der vernünftigen Erdebewohner ist die Grundlage aller ächt philosophischen Wissenschaft, welche die Natur und Bestimmung des Menschen, seine Rechte und seine Pflichten, die Ursachen seines Elendes und die Bedingungen seines Wohlstandes, die Mittel, jenes zu mindern und diesen zu befördern, kurz, das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechtes zum Gegenstande hat. Um herauszubringen, was dem Menschen möglich ist, muß man wissen, was er wirklich ist und wirklich geleistet hat. Um seinen Zustand zu verbessern und seinen Gebrechen abzuhelfen, muß man erst wissen, wo es ihm fehlt, und woran es liegt, daß es nicht besser um ihn steht. Im Grunde ist also alle ächte Menschenkenntniß historisch. Die Geschichte der Völker, nach ihrer ehemaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit, in derjenigen Verbindung der Thatsachen und Begebenheiten, woraus man sieht, wie sie zusammenhangen, und wie die Wirkung oder der Erfolg des Einen wieder die Veranlassung oder Ursache des Andern wird — diese Philosophie der Menschengeschichte ist nichts Andres als Darstellung dessen, was sich mit den Menschen zugetragen und immerfort zuträgt, Darstellung eines immer fortlaufenden Factums, wozu man nicht anders gelangen kann, als indem man die Augen aufmacht und sieht, und indem Diejenigen, welche mehr Gelegenheit als Andere gehabt haben, zu sehen, was zu sehen ist, ihre Beobachtungen den Andern mittheilen.

VI.

Aus diesem Gesichtspunkte sind alle Beiträge zu beurtheilen, welche von verständigen und erfahrnen Männern, von Seefahrern und Landfahrern, Reisigen und Fußgängern, Gelehrten

und Ungelehrten (denn auch Ungelehrte können den Geist der Beobachtung haben und sehen oft aus gesundern Augen als Gelehrte von Profession) zur Erd- und Völkerkunde oder, mit einem Worte, zur Menschenkenntniß in größern oder kleinern Bruchstücken bekannt gemacht worden sind. Aus diesem Gesichtspunkt erkennt man ihre Schätzbarkeit, und daß dem menschlichen Geschlecht überhaupt und jedem Volke, jedem einzelnen Staatskörper und jedem einzelnen Menschen insbesondre daran gelegen ist, daß solcher Beiträge recht viele in dem allgemeinen Magazine der menschlichen Kenntnisse niedergelegt werden.

VII.

Insonderheit ist jedem großen Volke — und ganz vorzüglich dem unsrigen (dessen Staatskörper eine so sonderbare Gestalt hat und aus so mannichfaltigen und ungleichartigen Theilen mehr zufälligerweise zusammengewachsen als planmäßig zusammengesetzt ist) daran gelegen, seinen gegenwärtigen Zustand so genau als möglich zu kennen. Jeder noch so geringe Beitrag, der über die Beschaffenheit der Staatswirthschaft, Polizei, bürgerlichen und militarischen Verfassung, Religion, Sitten, öffentlichen Erziehung, Wissenschaften und Künste, Gewerbe, Landwirthschaft u. s. w. in jedem Theile unsers gemeinsamen Vaterlandes und über die Stufe der Cultur, Aufklärung, Humanisirung, Freiheit, Thätigkeit und Emporstrebung zum Bessern, die jeder derselben erreicht hat, einiges Licht verbreitet, jeder solche Beitrag ist schätzbar und verdient unsern Dank.

VIII.

Die erste und wesentlichste Eigenschaft eines Schriftstellers, welcher einen Beitrag zur Menschen- und Völkerkunde aus eigener Beobachtung liefert, ist: daß er den aufrichtigen Willen habe, die Wahrheit zu sagen, folglich keiner Leidenschaft, keiner vorgefaßten Meinung, keiner interessirten Privatabsicht wissentlich einigen Einfluß in seine Nachrichten und Bemerkungen erlaube. Seine erste Pflicht ist Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit; und da wir zu Allem berechtigt sind, was eine nothwendige Bedingung der Erfüllung unsrer

Pflicht ist, so ist auch, vermöge der Natur der Sache, Freimüthigkeit ein Recht, das keinem Schriftsteller dieser Classe streitig gemacht werden kann. Er muß die Wahrheit sagen wollen und sagen dürfen.

IX.

Diesemnach ist ein Schriftsteller vollkommen berechtigt, von dem Volke, über welches er uns seine Beobachtungen mittheilt, Alles zu sagen, was er gesehen hat, Gutes und Böses, Rühmliches und Tadelhaftes. Mit ungetreuen Gemälden, welche nur die schöne Seite darstellen und die fehlerhafte entweder ganz verdunkeln oder gar durch schmeichlerische Verschönerung verfälschen, ist der Welt nichts gedient.

X.

Niemand kann sich beleidiget halten, wenn man ihn abschildert, wie er ist. Die Höflichkeit, welche uns verbietet, einer Person in öffentlicher Gesellschaft ihre Fehler zu sagen, ist keine Pflicht des Schriftstellers, der vom Menschen überhaupt oder von Nationen, Staaten und Gemeinheiten (wie groß oder klein sie übrigens sein mögen) zu sprechen hat. Eine Nation würde etwas Unbilliges verlangen und sich lächerlich vor der Welt machen, welche für ganz untadelig und von allen Seiten vollkommen gehalten sein wollte; und ganz untadelig müßte sie doch sein, wenn ein verständiger Beobachter gar nichts an ihr auszusetzen hätte. Alles, was in solchem Falle die Ehrerbietung gegen eine ganze Nation oder Gemeinheit fordert, ist, in anständigen Ausdrücken, ohne Uebertreibung, Bitterkeit und Muthwillen von ihrer blinden Seite zu sprechen und vornehmlich seine Unparteilichkeit auch dadurch zu beweisen, daß man ihren Vorzügen und Allem, was an ihr zu rühmen ist, Gerechtigkeit widerfahren lasse.

XI.

Zu Erlangung einer richtigen Kenntniß von Nationen und Zeitaltern ist hauptsächlich vonnöthen, daß man das Unterscheidende oder Charakteristische eines jeden Volkes,

welches merkwürdig genug ist, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen, kennen lerne. Dieses Charakteristische äußert sich gewöhnlich ebensowol, ja oft noch stärker und auszeichnender in Fehlern als in Vollkommenheiten. Oft sind die Fehler nur ein Uebermaß von gewissen Eigenschaften, die in gehörigem Maße sehr löblich sind, wie zum Beispiel geziertes Wesen ein Uebermaß von Eleganz ist. Nicht selten sind die Fehler an Nationen, ebenso wie an einzelnen Menschen, blos natürliche (wiewol allezeit verbesserliche) Folgen eben derjenigen Sinnesart, wodurch ein Volk zu gewissen Tugenden besonders aufgelegt ist, wie zum Beispiel die Nationaleitelkeit des französischen Volkes ein Fehler ist, den es nicht hätte, wenn nicht hohes Ehrgefühl, Liebe zum Ruhm und lebhafte Theilnehmung an Nationalehre Hauptzüge seines Charakters wären. Fehler dieser Art bemerken, heißt nicht beleidigen, sondern einen Dank verdienenden Wink geben, wo und wie man in seiner Art besser und lobenswürdiger werden kann.

XII.

Ein unbefangener Beobachter, den die Natur mit Scharfsinn und Lebhaftigkeit des Geistes ausgesteuert und die Philosophie mit dem richtigen Maßstabe dessen, was löblich, schön, anständig und schicklich oder das Gegentheil ist, versehen hat, sieht überall, wo er hinkommt, die Menschen und ihr Thun und Lassen, ihre Gewohnheiten und Eigenheiten, Schiefheiten und Albernheiten in ihrem natürlichen Lichte; und ohne die mindeste Absicht, etwas lächerlich machen zu wollen, findet sich, daß man über das Lächerliche — lachen oder lächeln muß. Wohl dem Volke, das nur lächerliche Fehler hat!

XIII.

Zuweilen liegt der vermeinte Tadel, worüber man sich unzeitig beklagt, blos in der Vorstellungsart einer übermäßig reizbaren Selbstgefälligkeit. Als Xenophon seine zwei Gemälde von der Spartanischen und Athenischen Republik gegen einander stellte, schrieen die Athener, welche gewohnt waren, von ihren Sophisten und Lohnrednern immer nur schmeichel-

hafte Dinge zu hören, über großes Unrecht; aber wir, die keinen Grund haben, weder Athenern noch Spartanern zu schmeicheln oder mehr Vorliebe für die Einen als für die Andern zu haben, wir finden, daß Xenophon den Athenern kein Unrecht that. Er sagt mit der ihm ganz eigenen Simplicität und Geradheit, was Jedermann, der nach Athen ging und mit seinen eigenen Augen sah, sehen mußte. Die Athener schrieen über Satire und Ironie, wo Xenophon weder an Satire noch Ironie gedacht hatte. Die Wahrheit war, daß er sie blos in einen Spiegel schauen ließ. Sein Gemälde ist das Gemälde einer jeden Republik, in welcher das Volk die höchste Gewalt hat; und alle die besondern Züge, die nur auf die Athener zu passen scheinen, sind im Grunde bloße Modificationen, wovon der nähere Grund in ihrer Lage und in ihren äußern Umständen zu finden war. Ich kann die Verfassung der Athener nicht loben, sagt Xenophon; aber da es ihnen einmal beliebt hat, sich eine solche Verfassung zu geben, so finde ich, daß sie sehr inconsequent sein müßten, wenn sie anders wären, als sie sind. Man tadelt dies und dies und dies an ihnen und überlegt nicht, daß sie, ihre Staatsverfassung vorausgesetzt, in Allem dem, weswegen man sie tadelt, Recht haben. Sein Buch von der Athenischen Republik ist daher, wenn man will, eine Satire und eine Apologie zu gleicher Zeit, in der That aber weder mehr noch weniger als eine historische Darstellung dessen, was die Athener in ihrer demokratischen Epoche waren, in ein solches Licht gestellt, daß man deutlich begreift, wie sie das waren, und warum sie es waren, und warum es unmöglich war, daß sie anders hätten sein sollen, so lange sie nicht die Quelle Alles dessen, was an ihnen tadelhaft war, ihre Verfassung, änderten.

Eine ebenso simple, ebenso getreue und ungeschmeichelte Darstellung dessen, was in unserm gegenwärtigen Zeitmomente jeder besondre Staat, jede große oder kleine Haupt-, Residenz- und freie Reichsstadt in Deutschland wirklich ist, wie jene Xenophontische von Sparta und Athen, würde ihrem Verfasser zwar wahrscheinlich viel Verdruß und keine öffentliche Danksagung im Namen Kaisers und Reichs zuziehen (wie ehedem Doctor Burnet für seine Whiggische Geschichte von England vom Ober- und Unterhause des großbritannischen Parlaments erhielt), aber er würde eine solche Danksagung wenigstens verdienen; denn es wäre eine große Wohlthat, die er der Nation erwiese.

XIV.

Wer aus einem großen Staat in einen andern kommt, worin Verfassung und Einrichtung, Nationalcharakter und Nationalsitten mit jenem stark abstechen, zum Beispiel aus einem militarischen in einen, der seinen Wohlstand dem Frieden und den Künsten des Friedens zu danken hat, der bringt eine Disposition mit sich, vorzüglich Alles das zu bemerken, was den Unterschied zwischen beiden ausmacht, weil dies gerade die Züge sind, die ihm am Stärksten auffallen. Daher kommt es denn ganz natürlich, daß er ein Belieben daran findet, das Charakteristische der einen und der andern Nation gegen einander zu stellen und mit einander zu vergleichen — ein Verfahren, wodurch gemeiniglich herauskommt, daß das, worin die eine sich besonders hervorthut, gerade nicht die glänzendste Seite der andern ist. Kein Volk, zumal ein kleines, kann alle mögliche Vorzüge beisammen haben; es giebt sogar einige, die einander ausschließen. Ich bin gewiß, daß ein Haufen edler junger Mitbürger und Kameraden des Alcibiades, ihrer Tapferkeit unbeschadet, gegen ebenso viele Spartanische Knasterbärte wie ein Trupp schöner Herren, die zum Tanze gehen, aussahn. Spartaner und Athener, Thebaner und Korinther (alte oder moderne) in einem Gemälde gegen einander contrastiren zu lassen, ist immer eine sehr unschuldige Sache, wiewol die Einen auf die Andern wechselsweis ein nicht immer vortheilhaftes Licht werfen.

XV.

Was von Nationen gesagt worden, gilt auch von Regenten und großen Herren. August und Trajan, wenn man ihren Schmeichlern und Lobrednern glauben wollte, müßten keine Menschen, sondern Götter und Ideale aller Vollkommenheiten gewesen sein. Ebenso, wenn man den Büchermachern in ihren Zueignungsschriften, und den Zeitungsschreibern, wenn sie Todesfälle und Thronbesteigungen ankündigen, und den Leichenpredigern oder Standrednern, wenn sie aus bezahlter Pflicht zum letzten Male loben, unbeschränkt glauben müßte, so wären alle unsre Regenten, vom ersten Monarchen in Europa

bis zum kleinsten aller Dynasten im heiligen römischen Reiche, lauter Auguste und Trajane. Wollte Gott! Aber was ist — ist; und wie es überall in der Welt ist, das sieht, wer ein Paar gesunde Augen hat, und wer nicht sehen kann, fühlt's. Regenten, die von ihrer Würde und von ihrem Amte die gehörige Empfindung haben, verachten solche Schmeicheleien und wissen, daß, wer das Herz hat, ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen, es gewiß ehrlich mit ihnen meint. Der beste Fürst ist der, dessen größter Wunsch ist, der beste Mensch unter seinem Volke zu sein. Und gewiß, ein solcher kann und wird es nicht übel finden, wenn man ihm mit Bescheidenheit zu verstehen giebt, was die Nachwelt ohne Scheu heraussagen wird, wenn es zu spät für ihn sein wird, Nutzen daraus zu ziehen.

XVI.

So wie es keinen wissenschaftlichen Gegenstand giebt, den man nicht untersuchen, ja selbst keinen Glaubenspunkt, den die Vernunft nicht beleuchten dürfte, um zu sehen, ob er glaubwürdig sei oder nicht: so giebt es auch keine historische und keine praktische Wahrheit, die man mit einem Interdict zu belegen oder für Contrebande zu erklären berechtiget wäre. Es ist widersinnig, Staatsgeheimnisse aus Dingen machen zu wollen, die aller Welt vor Augen liegen, oder übel zu nehmen, wenn Jemand der ganzen Welt sagt, was einige hunderttausend Menschen sehen, hören und fühlen.

XVII.

Ein Augenzeuge kann ohne Schuld seines Willens unrichtig sehen. Wer einem Andern, den er für glaubwürdig hält, etwas nachsagt, kann falsch berichtet worden sein. Der aufmerksamste und scharfsichtigste Beobachter ist, wie alle Menschen, der Möglichkeit des Irrthums unterworfen und kann einen wichtigen Umstand übersehen oder Manches nicht aus seinem wahren Gesichtspunkt oder in dem gehörigsten Lichte gesehen haben. Es ist also kaum möglich, daß Schriften, worin Völker, Staaten, merkwürdige Menschen und Begebenheiten, Sitten der Zeit und dergleichen historisch geschildert werden,

selbst bei dem reinsten Vorsatze, die Wahrheit zu sagen, von allen Unrichtigkeiten gänzlich frei sein sollten. Auch ist es möglich, daß Jemand aus Unerfahrenheit oder Beschränktheit seiner Einsichten oder aus dunkeln Vorstellungen und Neigungen, die ohne sein Wissen auf seinen Willen wirken (zum Beispiel aus Vorliebe für sein eigenes Vaterland), zuweilen unrichtig sehen und urtheilen kann. Aber es wäre widersinnig, den Schluß hieraus zu ziehen, daß man also keine historische Schriften, keine Beiträge zur Völker- und Menschenkunde, keine Reisebeschreibungen und keine Sammlungen solcher Thatsachen, deren Publicität der Welt nützlich ist oder werden kann, mehr bekannt machen dürfe. Alles, was daraus folgt, ist, daß ein Jeder, der die Sache besser zu wissen glaubt oder die Irrthümer eines Schriftstellers aufzudecken und zu berichtigen im Stande ist, nicht nur volle Befugniß, sondern sogar eine Art von Pflicht auf sich hat, der Welt damit zu dienen.

Freimüthige Gespräche

über einige

neueste Weltbegebenheiten.

Gehalten im Jahre 1782.

Diese Gespräche sind zuerst gedruckt im Teutschen Merkur, 1782. II. Bd. S. 154—178 u. 253—279; III. Bd. S. 19—46. Sie gingen von da in Wieland's Kleinere prosaische Schriften (II. Bd. 1786) und in Bd. XV seiner Sämmtlichen Werke über; in letzteren sind sie zuerst „freimüthige“ Gespräche genannt.

Erstes Gespräch.

Walder. Aus dem Munde des einzigen Protestanten, der heute an unsrer Tafel saß, hätte ich mir eine so eifrige Vertheidigung des Mönchswesens und der Hierarchie nicht vermuthet.

Diethelm. Eifrige, sagen Sie? — Das wäre mehr, als meine Meinung war. Aber beinahe besorge ich selbst, der Muthwille, womit diese jungen Neulinge auf Alles, was ihren Voreltern heilig war, losstürmten, könnte mich wärmer gemacht haben, als ich unter bescheidnern Gegnern geblieben wäre.

Walder. Dafür haben Sie auch mit aller Ihrer Beredsamkeit schwerlich mehr gewonnen, als daß jeder Ihrer Zuhörer mit der Ueberzeugung weggegangen ist, Sie könnten eine schlimme Sache gut vertheidigen.

Diethelm. Was das Gewinnen betrifft, so glauben Sie wol, daß ich mir von dieser Seite wenig versprochen habe. Die Mönche haben nun einmal den fatalen Zeitpunkt erlebt, wo selbst die Beredsamkeit eines Basilius, Chrysostomus und Bernardus — wenn diese Heiligen auch in Person wiederkämen und ihre Vertheidigung übernehmen wollten — zu Schanden darüber würde. Aber wir sind jetzt unter vier Augen, und Niemand wehrt uns, einander unsre wahren Gedanken ohne Zurückhaltung mitzutheilen. Halten Sie die Sache, deren ich mich annahm — weil sich sonst Niemand ihrer annehmen wollte — wirklich für so schlimm, daß sie keine gute Seite hätte?

Walder. Welche Frage! Wo ist ein Ding in der Welt, das keine gute Seite hätte?

Diethelm. Ich will mich genauer ausdrücken. Ich bin überzeugt, daß eine Zeit war, wo das Mönchswesen —

Walder (ironisch). — ein vernünftiges, dem ersten aller göttlichen Gesetze — dem Gesetze der Natur, gemäßes und den wesentlichsten Endzwecken der bürgerlichen Gesellschaft sehr beförderliches Institut gewesen? Nicht wahr?

Diethelm (gelassen). Nun, das möcht' ich eben nicht zu behaupten haben! Aber dies werden Sie mir doch zugeben: daß eine Zeit war, wo das Mönchswesen der Kirche und dem Staate viele wichtige und wesentliche Dienste geleistet hat?

Walder. Ich hätte große Lust, Ihnen dies — nicht zuzugeben; und ich würde nicht verlegen sein, zu zeigen, wie Kirche und Staat Mittel gefunden haben könnten, sich diese wichtigen und wesentlichen Dienste durch andre Leute auf eine wohlfeilere und unschädlichere Art leisten zu lassen als durch die Mönche. Aber dies würde uns zu weit führen und am Ende doch zur Entscheidung der Frage, wie sie jetzt gestellt wird, wenig beitragen. Gesetzt also, ich hätte Ihnen zugegeben, was Sie verlangt haben; gesetzt, das Mönchswesen habe in jenen finstern Jahrhunderten, wo es entstand und sich so schnell und mächtig ausbreitete, der Welt wirklich Gutes gethan: was beweiset dies für seinen Nutzen, für seine Schicklichkeit im unsrigen? — Es war eine Zeit, wo die Bewohner Europens Eicheln aßen und Büffelshörner vor der Stirne trugen und sich wohl dabei zu befinden glaubten. Es war eine Zeit, wo der Adel von Kopf zu Fuß gepanzert mit Schild und Speer auf Abenteuer auszog, um Räuber und Heiden zu bekämpfen, bedrängte Jungfrauen zu erlösen, Wittwen und Waisen zu beschützen, kurz, überall sich des Schwächern gegen den Stärkern anzunehmen — welches wahrlich ein sehr löbliches Unternehmen war und dem Institut der fahrenden Ritterschaft zu seiner Zeit großen Ruhm und Ansehen zuwege brachte. Wollten wir aber darum diese Zeiten wiederhergestellt sehen?

Diethelm. Warum nicht? die Menschheit gewänne vielleicht mehr dabei, als sie verlöre —

Walder (erstaunt). Das Institut der alten Ritterschaft in unsern Zeiten?

Diethelm. Nicht doch! die Zeiten mit dazu, das versteht sich! Zeiten, worin dies Institut an seinem rechten Platze war, und außer welchen freilich Reinhold von Mont-

alban und der große Roland selbst nur Don Quixote wären.

Walder. O, das ist ein Andres, mein Herr! Ich dachte, wir sprächen im Ernste. Wenn es aber aufs Wünschen ankommen soll, warum wünschen wir nicht lieber gleich mit einem großen Zauberwunsche das ganze Geschlecht Adam's nach Eldorado oder ins Sevarambenland? — Bis dahin ließen wir, dächte ich, die Zeiten, wie sie sind; und da möchten denn wol in den unsrigen die Mönche gerade so nöthig und nützlich sein als — die Ritter von der runden Tafel.

Diethelm. Auch glauben unsre vernünftigen Leute an ihre Scapuliere, Lorettoglöckchen, Lucas- und Agathazettel, Ignatiusbleche, C†M†B†, wunderthätigen Bilder, Gespensterhistorien, Exorcismen u. s. w. gerade so viel als an die bezauberten Waffen, Talismane, unsichtbar machenden Ringe, Hippogryphen, Wassernixen, Zauberer und Feen der Ritterbücher — das gebe ich gerne zu. Aber, mein Freund, die runde Tafel, die Turnierspiele und das ganze irrende Ritterwesen ist vorbei; das Mönchswesen hingegen hat sich, trotz aller Policirung, Aufklärung und bessern Staatsorganisirung des christlichen Europa, bis Anfangs dieses 1782sten Jahres im Besitz aller seiner, wohl oder übel erworbenen Rechte, Befreiungen, Güter und Reichthümer — und (was nicht das Unbedeutendste ist) auch im Besitze seines Einflusses auf den größern Theil des geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Popelli in der katholischen Christenheit erhalten — und dies, däucht mich, macht einen großen Unterschied.

Walder. Sie meinen also, ein so weit ausgebreitetes, so tief eingewurzeltes Institut, wie das Mönchswesen noch bis diesen Tag ist, könne leichter verbessert als gänzlich aufgehoben werden?

Diethelm. O, was das betrifft, auch das Letztere möchte in unsern Tagen leichter zu bewerkstelligen sein, als man beim ersten Anblick denken sollte. Weder die Mönche noch die Laien sind in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts mehr, was sie ehmals waren. Jene scheinen die Unfüglichkeit ihres Daseins in einer Welt, wo der Mann im Monde kaum eine seltsamere Figur machen würde, unter Menschen, denen sie theils sehr entbehrlich, theils überlästig, theils gar verächtlich sind, selbst zu fühlen. Nichts entschädigt sie mehr

für das Opfer aller ihrer Menschenrechte und Ansprüche an häusliches Glück, das sie ihrem unnatürlichen Stande bringen müssen. Die Besten unter ihnen (und wer leugnet, daß es sehr vortreffliche, sehr ehrwürdige Männer unter ihnen giebt?) wissen sehr wohl, daß sie das, was sie sind, auch in einem andern Stande sein könnten, und seufzen heimlich unter der erdrückenden Last ihrer Gelübde, welche zu tragen man entweder ein Halbgott oder — ein Vieh sein muß. Ueberall setzt sich die Vernunft unvermerkt wieder in den Besitz ihrer unverlierbaren Rechte, und selbst von den Augen des Volks fällt eine Schuppe nach der andern ab. Wenigstens in den höhern Ständen blenden die alten Blendwerke Niemand mehr. Popanze, deren bloßer Name sonst Helden zittern machte, werden jetzt sogar von Knaben verlacht. Der furchtbare Fluch des Ernulphus, der ehemals so große politische Wunder wirkte, hat die magische Kraft verloren, die ihm die unwissende Einfalt unsrer Voreltern beilegte — kurz, Alles ist zu einer großen Revolution vorbereitet, die der Herrschaft des Aberglaubens den Untergang droht und die Religion in ihre ursprüngliche edle Simplicität und wohlthätige Lauterkeit wieder einzusetzen verspricht.

Walder. Dank sei dem Himmel, wenn es so ist! — Aber was für Aussichten giebt Ihnen dies für die Sache, die Sie in Ihren Schutz genommen haben? Was meinen Sie, daß die geistliche Ritterschaft des römischen Hofes sich von dem Tage, der in den Köpfen aller guten Katholiken aufzugehen anfängt, zu versprechen hat?

Diethelm. Wenn ich glaube, daß die gänzliche Einziehung und Abschaffung aller religiösen Ordensstiftungen in unsern Zeiten eine sehr mögliche Sache sei, so habe ich damit noch nicht eingestanden, daß ich sie so geradezu für billig oder der Kirche und dem Staat für zuträglich halte.

Walder (befremdet). Wie? Die Mönche, unter irgend einer Gestalt oder Modification, bei welcher sie Mönche bleiben, der Kirche, dem Staat nützlich? Sie machen mich auf den Beweis eines so paradoxen Satzes sehr begierig!

Diethelm. Ich sage nicht, daß die Mönche unter irgend einer Modification, bei welcher sie gerade solche Mönche bleiben, wie sie bisher waren, von einigem Nutzen, der sie der Erhaltung werth machte, sein würden. Ganz gewiß ist das, was Sie und ich unter dem Mönchsgeiste verstehen, einer der unsaubersten

Geister, die jemals von menschlichen Leibern Besitz genommen haben. Aber was hat die ursprüngliche Regel des heiligen Augustin oder Benedict mit dem Mönchsgeiste zu schaffen? Und wenn nun eine Anzahl Klöster in jedem katholischen Lande auf die genaueste, aber freiwillige Beobachtung dieser Regeln zurückgesetzt würde (so lang es noch Menschen geben mag, die sich aus eigner Bewegung dazu entschließen), hätten wir nicht Ursache, solche Institute, zumal wenn sie noch alle Modificationen, die der Aufklärung und dem Bedürfniß unsrer Zeit angemessen sind, erhalten hätten, für nützlich anzusehen?

Walder. Und diese Modificationen, worin sollen sie bestehen?

Diethelm. Ich denke mir zum Beispiel eine Art von klösterlichen Stiftungen, worin eine kleine Anzahl (denn klein wird sie unter diesen Umständen immer bleiben) von Personen, die sich zu einem contemplativen und abgeschiednen Leben berufen fühlten, mit freiwilliger Begebung aller Vortheile der Welt, aber auch ohne ihre Pflichten, Sorgen und Zerstreuungen, sich lediglich der ruhigen Betrachtung der himmlischen Wahrheiten widmeten und in ihrem Wandel die Unschuld, Einfalt und Reinigkeit des ersten Christenthums darstellten. Ich entferne von einem solchen Institute alle Formen, Gebräuche und Uebungen, die an der beschränkten Vorstellungsart jener Zeiten der Unwissenheit und Einfalt hangen und mit den richtigen Begriffen der unsrigen unverträglich sind. Ich entbinde sie von dem Zwang ewiger Gelübde, lasse ihnen die Freiheit, in die Welt zurückzukehren —

Walder. Kurz, Sie heben die religiösen Orden mit ihrer ganzen dermaligen Verfassung, ihre Gesetze, Gebräuche und Uebungen, ihre Disciplin und Hierarchie, ihren Geist und Zweck auf, nehmen den reichen Ordensleuten ihren unnützen Reichthum, den armen ihren dem Volk überlästigen Bettelsack ab und verwandeln durch eine Operation, die alle Verwandlungen der Fabel übertrifft, die Klöster und ihre dermaligen Einwohner aus dem, was sie jetzt größtentheils sind,

— fruges consumere nati,
Remigium vitiosum Ithacensis Ulyssei,

in apostolische Christen, wie sie sich dem guten mystischen Fénélon in den seligen Träumen seiner sanften Seele nach

dem Ideal eines Ignatius, Polykarpus u. s. w. darstellten! — Lieber Freund! was soll ich Ihnen antworten, wenn Sie die Beibehaltung des Mönchswesens auf Ovidische Metamorphosen gründen?

Diethelm. Lassen Sie mich den Ausleger meiner Meinung sein, Walder! Ich gestehe gern, daß die ungeheure Anzahl der Mönche, die jetzt für manchen europäischen Staat so drückend ist, durch meinen Vorschlag im Ganzen vielleicht auf wenige hundert zusammenschmelzen würde. Desto besser! Diese wenigen würden der Welt in zehn Jahren mehr Gutes thun als die ganze Möncherei, wie sie bisher gewesen ist, in ebenso viel Jahrhunderten. In ihren einsamen Wohnungen würden sich Menschen bilden, wie man in der Welt keine mehr sieht, und wie die Welt doch so sehr vonnöthen hat — wahre Gottesmänner, ächte Weise, über welche die Verführungen und Versuchungen, denen wir Weltleute fast immer unterliegen, keine Gewalt hätten; die, zu Erduldung jedes Ungemachs, zu Entbehrung jeder Gemächlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens gewöhnt, den festen Muth und die aushaltende Stärke hätten, sich dem Strome des sittlichen Verderbens entgegenzustellen und Wahrheit, Gerechtigkeit, allgemeines Bestes zu ihrem einzigen Zwecke zu machen. Sagen Sie mir, wo anders als in einer solchen Lebensordnung hätte sich ein Mann wie der große Ximenes bilden können? Ein Mann, dessen Charakter der Menschheit so viel Ehre bringt, daß ich (falls die Sache von mir abhinge) versucht wäre, die ganze unzählbare Familie des guten seraphischen Vaters — so wenig ihrer auch darunter sind, die er für seine Söhne erkennen würde — beizubehalten, wenn ich gewiß wäre, das alle funfzig Jahre nur ein einziger Ximenes aus ihrem Schooße hervorgehen sollte.

Walder. Ich verehre den großen Mann wie Sie; aber wahrlich, das hieße einen Ximenes theuer erkauft! Und warum so theuer? Erinnern Sie Sich des ebenso vortrefflichen, vielleicht im Grunde noch größern und bessern Johann von Palafox! Welchem Helden der Tugend, den irgend ein Zeitalter hervorbrachte, kann man diesen Mann nicht an die Seite stellen? — Und Palafox war kein Mönch! — Männer von dieser Art sind außerordentliche Erscheinungen in der moralischen Welt. Sie werden weder in Klöstern noch Philanthropinen gebildet; sie fallen gleichsam aus den Wolken herab. Der

Himmel selbst hat sie erzogen, sie zu besondern Verrichtungen, die nur durch sie geschehen konnten, herabgeschickt und ausgerüstet; sie erscheinen, führen ihren Auftrag aus und verschwinden wieder, ohne einen Nachfolger zu hinterlassen. — Lieber Freund! So wenig an der Zahl auch die Klöster sein möchten, welche Sie beibehalten wissen wollen, so würden auch diese wenigen zu viel sein, wenn Sie keine andre Absicht dabei hätten, als Männer Gottes, in der reinen Bedeutung dieses Wortes, darin gebildet zu sehen. Schulen, Seminarien, Institute, unter welchem Namen Sie wollen, können (wenn's noch gut geht) brauchbare Gelehrte, Geschäftsmänner, Cameralisten, Negocianten, Kriegsleute u. s. w. erziehen, aber die Ximenes, die Sarpi, die Palafox kommen von selbst. Ich sage noch mehr. Wenn Sie die Saiten auch nicht so hoch spannen, wenn Sie in den wenigen Klöstern, auf welche Sie das Mönchswesen zurücksetzen, auch nur eine gewöhnlichere Art von Menschen, aber reine Sitten, exemplarische Frömmigkeit und den Geist des unverfälschten Christenthums sehen wollten: so würden Sie gleichwol Ihren Zweck verfehlen, und diese wenigen, so gut auch ihr Anfang sein möchte, würden binnen funfzig Jahren schon wieder so unlauter und verdorben sein, als der Orden der Mindern Brüder schon bei Lebzeiten seines unschuldigen und wohlmeinenden Stifters war.

Diethelm. Die Ursachen, warum die Familie des heiligen Franziscus so bald ausartete, würden bei meinen Klöstern unter den Abänderungen, die ich voraussetze, gänzlich wegfallen.

Walder. Nun ja — ich besinne mich! Ihre Mönche würden freilich — keine Mönche sein.

Diethelm. Eine Art von Cönobiten, christliche Pythagoreer, wenn Sie wollen, auf eine kleine Anzahl und auf das bloße Nothwendige eingeschränkt, einer zweckmäßigen Lebensordnung oder Regel freiwillig unterworfen, übrigens einander alle gleich und von der Hierarchie ganz abgeschnitten — wo sollte da die Verderbniß herkommen?

Walder. Wo sie herkam, als nur ein Paar Menschen in der Welt war, und unschuldigere Menschen, als Sie unter allen Mönchen und Nonnen in der Christenheit finden werden. Aber ich will über Alles hinausgehen, was ich sagen könnte, um zu beweisen, daß Ihre christlichen Pythagoreer sich un-

vermerkt entweder in bloße Philosophen, Mathematiker, Sternseher, Sprach- und Alterthumsforscher — oder in eine neue Art von Jesuiten — verwandeln oder ganz aussterben würden. Ich will Ihnen die etlichen hundert Cönobiten, die Sie auf Ihre vorgeschlagene Weise beibehalten oder vielmehr neu gestiftet wissen wollen, gelten lassen. Aber was sind diese gegen das ganze unermeßliche Mönchswesen, welches Sie entweder abschaffen, oder wie es jetzt ist, lassen müssen? Daß das Letztere ungereimt sei, haben Sie selbst eingestanden; und das Erstere würde, wie Sie sagten, weder billig, noch dem Staat und der Kirche zuträglich sein.

Diethelm. Sie erinnern mich, daß ich Ihnen meine Erklärung über einen heutiges Tages so paradox klingenden Satz noch schuldig bin. Gut! — ich will Ihnen aufrichtig sagen, wie ich die Sache ansehe. — Sie hat viele Seiten und kann aus mehr als einem Gesichtspunkte betrachtet werden. Allein unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten ist doch nur einer, woraus sie angesehen werden muß, wenn die Frage ist, ob die klösterlichen Stiftungen länger bestehen sollen oder nicht. Und diesen Gesichtspunkt kann doch blos die Gerechtigkeit und das allgemeine Beste angeben? Die religiösen Orden, sowol diejenigen, deren

„Wohl begründete fruchtbare Capitale
Aus fetten Gütern uns entgegen glänzen,"

als diejenigen, die, wie Homer's Cyklopen,

— — — „Sich auf die Götter verlassend,
Nimmer pflanzen noch säen und nimmer die Erde beackern,"

alle diese Orden sind nun einmal größtentheils seit vielen Jahrhunderten im rechtmäßigsten, auf landesfürstliche und päpstliche Vergünstigungen und — was ihre Güter betrifft — entweder auf fromme Stiftungen und Schenkungen oder auf bürgerliche Contracte bestens begründeten Besitz ihrer Rechte, Befreiungen, Güter und Einkünfte. Wenn ein so wohl begründeter Besitzstand nicht hinlänglich ist, eine Gesellschaft oder Gemeinheit bei ihrem Eigenthume zu schützen, wer würde künftig bei dem seinigen sicher sein? — Aber falls auch diese Betrachtung nicht im Wege stände: wie ungewiß ist es immer, ob der Gebrauch, den man von den Reichthümern der geistlichen Orden machen wird, den Staat für das, was er durch

ihre Aufhebung verlöre, entschädigen werde? — Ich verstehe unter dem Staate Diejenigen, um derentwillen der Staat oder die bürgerliche Verfassung da ist — denn ein Grundsatz, über welchen wir hoffentlich einig sind, ist: daß der Staat der Menschen wegen und nicht die Menschen des Staats wegen da sind.

Walder. Ehe der Staat ist, müssen freilich Menschen sein, und alsdann wird er allerdings um der Menschen willen errichtet; sobald er aber eingerichtet ist, kann man mit der größten Richtigkeit sagen, daß die Menschen ebensowol des Staats wegen da sind als dieser der Menschen wegen. Aber was wollen Sie aus Ihrem Grundsatz erweisen?

Diethelm. Ich denke, Sie werden mir zugeben, daß es nicht blos Aberglauben oder dumme Ehrfurcht vor uralten Vorurtheilen ist, was die Klöster bei den großen Veränderungen, die in allen übrigen Theilen der alten Verfassung Europa's vorgegangen sind, bis auf diesen Tag erhalten hat. Ohne Zweifel hat der weit ausgebreitete Vortheil, den die Bewohner der katholischen Staaten von diesen Instituten ziehen, vielleicht das Meiste dazu beigetragen. Man kann sie als eine Art von Fideicommissen ansehen, die ebenso viele nie versiegende Quellen von Versorgung vornehmlich für den Bürger- und Bauernstand sind, welche diesen Ständen zu entziehen um so unbilliger scheint, je mehr das Bedürfniß solcher Hilfsquellen täglich zunimmt. So lange die Klöster beibehalten werden, kann doch jeder Hausvater, der sich mit einer zahlreichen Familie beladen sieht, darauf zählen, eines oder mehrere seiner Kinder auf diese Weise —

Walder (ihm einfallend). — sich mit Ehren vom Halse zu schaffen? — Bei den Sinesern wirft man die Neugebornen, wenn man nicht Lust hat, sich mit ihrer Erhaltung abzugeben, in die Canäle oder auf die Straße; und dies Mittel, so grausam es ist, ist doch kaum grausamer als Ihr angerühmtes Versorgungsmittel, wenigstens in manchen Fällen. Sprechen Sie im Ernste, Diethelm? oder soll ich Ihnen die Schriften nennen, worin Sie diesen angeblichen Vortheil der Klöster auf seinen wahren Werth reducirt finden können, und die — in Jedermanns Händen sind?

Diethelm. Ich will Ihnen diese Mühe ersparen. Alle Stände in der Welt haben ihr Gutes und Böses. Der Klosterstand hat Ungemächlichkeiten, welche durch die bloße Frei-

heit, ihn wieder verlassen zu dürfen, hinlänglich vergütet würden.

Walder. Die Untersuchung dieses Punkts möchte uns zu weit führen. Aber wenn wir auch diese Art von Kinderaussetzung, die man Versorgung in einem Kloster nennt, in Rücksicht auf die Ausgesetzten für eine wirkliche Versorgung gelten lassen wollten, so blieben noch immer die Fragen zu beantworten: Befinden sich die Familien desto besser dabei? Würde es für den Bürger- und Bauernstand nicht zuträglicher sein, wenn er für das, was es ihm kostet, einen Sohn in ein Kloster zu bringen und (falls es in einen Mendicanten-Orden ist) ein lebenslänglicher Wohlthäter dieses Ordens zu sein — wenn er, sage ich, seinen Sohn dafür irgend eine bürgerliche Hanthierung ergreifen ließe, wobei er durch Geschicklichkeit, Fleiß und gute Aufführung sich selbst, seiner Familie und dem Staate nützlicher sein könnte, als in dem unfruchtbringenden Stand eines geweihten Müssiggängers?

Daß dies Wahrheit sei, davon kann sich Jedermann augenscheinlich überzeugen, wenn er in Deutschland die Volksmenge und den Nahrungsstand der protestantischen Länder (wo man seit dritthalbhundert Jahren von dieser traurigen Ressource nichts weiß) mit beiden in den katholischen vergleichen will. Wie hoch sich der geistliche Vortheil belaufen kann, den ein Staat von so oder so viel Tausenden, Zehntausenden, oder Hunderttausenden meistens wohlgenährter, gesunder und baumstarker Mönche ziehen mag, deren Seelen- und Leibeskräfte (wenigstens insoferne sie ihren Gelübden treu bleiben) für das gemeine Wesen fast gänzlich verloren gehen, und die ihren Mitbürgern mit nichts als — Singen und Beten dienen — will ich Andern zu berechnen überlassen. Aber dies ist offenbar: daß sich sowol von den Klostergütern als von den Klostermenschen kein Gebrauch erdenken läßt, der dem Wesen der bürgerlichen Gesellschaft mehr zuwider und mit der jetzigen oder jeder andern vernünftigen Weltverfassung unverträglicher wäre als derjenige, der davon gemacht wird, so lange das Mönchswesen auf dem Fuße bleibt, wie es bisher in Deutschland und einigen andern europäischen Ländern gewesen ist.

Diethelm. Habe ich Ihnen die Nothwendigkeit einer durchgängigen gründlichen Reformation desselben nicht schon eingestanden? Aber Reformiren ist nicht Aufheben;

und Alles, was ich am Ende behaupte, ist blos: daß die Klöster nicht aufgehoben werden sollten, so lange eine Möglichkeit ist, sie dem gemeinen Wesen nützlich zu machen. Und wer kann an dieser Möglichkeit zweifeln? Die Klosterleute leisteten ehmals der Kirche und dem Staat gute Dienste. Warum sollten sie das unter den gehörigen Abänderungen nicht auch noch jetzt thun können? Man gebe ihnen eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung und Bestimmung. Man verwandle den größten Theil der Klöster nach Maßgabe ihrer Lage, Einkünfte u. s. w. in wohl eingerichtete Hospitäler, Findelhäuser, Waisenhäuser, Arbeitshäuser u. s. w. und beschäftige die Mönche mit der Aufsicht, Besorgung und Bedienung derselben im Leiblichen und Geistlichen. Man schaffe einige andre in Erziehungsinstitute um, — etwa nach dem Muster der württembergischen Klosterschulen oder der Schulpforte, des Klosters Berga bei Magdeburg u. a., in welchen seit ein paar Jahrhunderten so viele gelehrte und berühmte Männer ihre erste Bildung erhalten haben — so werden sie auch unsern Zeiten nützlich werden. Ihre Stiftungen, ihre Güter und Reichthümer sind nun einmal zu frommen Verwendungen gestiftet. Die wohlmeinende, aber übel berichtete Einfalt unsrer Voreltern hat sie Gott und seinen Heiligen geschenkt und auf ewig zum unveräußerlichen Eigenthum übergeben — Gott und seine Heiligen (sagt man) können nichts von diesen Geschenken und Vermächtnissen brauchen. — Gut! aber der Geist des Christenthums und die klaren Vorschriften Jesu Christi sollen die Ausleger der frommen Meinung jener Stifter und Wohlthäter der Klöster sein. Was Gott gewidmet wird, ist zu gottgefälligen Werken gewidmet. Die gottgefälligsten Werke sind die Werke der Menschenliebe, und die wohlthätigsten von diesen sind fortdauernde, wohleingerichtete, wohlunterhaltene und gewissenhaft verwaltete öffentliche Anstalten zu Versorgung Hilfsbedürftiger und Nothleidender; Anstalten, wodurch der menschlichen Gesellschaft unzählige brauchbare Glieder erhalten werden, die sonst zu Grunde gehen müßten, unzählige brauchbar gemacht werden, die ihr sonst nur überlästig wären. Ordensleute — die sich auf eine besondere Art und mit verdienstvoller Verleugnung aller zeitlichen Vortheile und Weltfreuden lediglich Gott, d. i. ihrem Nebenmenschen um Gottes willen, zu dienen verlobt haben, — schicken sich am Besten, den verschiedenen Aemtern und

Bedienungen, welche in solchen Instituten nöthig sind, vorzustehen — da sie reinere Beweggründe als die Weltleute und weder ihre Zerstreuungen noch Versuchungen noch eigennützigen Nebenabsichten haben. Wie wohlthätig, wie segensvoll könnten auf diese Weise die Klosterstiftungen für die Menschheit und für die Staaten werden, worin sie sich noch in so großer Anzahl befinden! — Und wenn die Heiligen im Himmel (wie die katholische Kirche glaubt) noch immer den wärmsten Antheil an allem Guten, was auf Erden geschieht, nehmen: wie sehr würden sich die frommen Ordensstifter Augustin, Benedict, Bernhard, Benno, Norbert, Franciscus, Dominicus u. s. w. freuen, ihre so zahlreichen und größtentheils so wohlbegüterten Familien aus einer anstößigen und verächtlichen Unbrauchbarkeit herausgehoben und aus fruges consumere natis (wie sie jetzt meistens sind) in die wohlthätigsten und ehrwürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft verwandelt zu sehen!

Walder. Und glauben Sie, mein Freund, daß die Söhne der vorbelobten heiligen Ordens-Patriarchen Augustin, Benedict, Bernhard, Benno u. s. w. geneigt sein würden, diese heilsame Verwandlung zu erleiden, wenn es von ihrem Willen abhinge?

Diethelm. Ich habe, wenigstens von Vielen unter ihnen, eine so gute Meinung, daß ich mir getraute, es auf ihren Willen ankommen zu lassen. Gesetzt aber auch, der Willigen wären weniger als ich mir vorstelle, sollte dies eine so löbliche, so gemeinnützige, so nöthige Veränderung aufhalten können? In einem solchen Falle ist die höchste Macht im Staat berechtigt, Leuten, die nicht wollen, was sie sollen, den Willen zu machen.

Walder. Aber Sie scheinen vergessen zu haben, daß alle diese ehrwürdigen Herren, aus denen Sie Spitalvorsteher, Waisenpfleger, Krankenwärter u. s. w. machen wollen, sich der Kirche und nicht dem Staate gewidmet haben; daß die meisten unter ihnen Priester sind —

Diethelm. Was sie nach dem Bedürfniß der Kirche und selbst nach der ursprünglichen Regel und Bestimmung ihres Ordens nicht sein sollten! — Da treffen Sie just auf den rechten Fleck, Walder! Das Priesterthum der Mönche ist gerade der erste Mißbrauch, dessen Abschaffung in unsern Zeiten unumgänglich nöthig ist. Die Kirche braucht keine größere Anzahl

von Priestern, als die Handhabung des öffentlichen Gottesdienstes und das, was man Seelsorge nennt, erfordern. Dieser Grundsatz macht wenigstens den größten Theil der Priestermönche zu höchst entbehrlichen Ueberzähligen, die im Weinberge des Herrn müssig und (wie die Erfahrung lehrt) den wirklich angestellten Arbeitern öfters nur im Wege stehen. Wenn es also unleugbar ist, daß die Kirche ihrer nicht bedarf, warum sollte der Umstand, daß sie sich der Kirche oder vielmehr dem Dienste Gottes gewidmet haben, ein rechtmäßiges Hinderniß sein können, sie sammt und sonders zu solchen wohlthätigen Verrichtungen zu gebrauchen, die eben darum, weil sie dem Staate wichtig und unentbehrlich sind, dem allgemeinen Vater der Menschen gewiß nicht weniger wohlgefällig sein können?

Walder. Sie kommen dem Grunde der Sache immer näher, und so nahe, daß wir unvermerkt zusammentreffen und die Auflösung des Problems, die wir suchen, auf einmal gefunden haben werden. Alles kommt zuvörderst darauf an, daß wir uns recht verstehen, d. i. bei den Worten, die wir gebrauchen, einerlei denken und die Frage in ihre einfachsten Bestandtheile auflösen. Fürs Erste also lassen Sie uns alles Zweideutige von den Worten Kirche und Staat entfernen. Man hört und liest nur allzu häufig, daß von beiden so gesprochen wird, als ob sie einander entgegenstehende Dinge wären und ganz verschiedenes Interesse hätten. Diese Art zu reden setzt sehr verworrene und irrige Begriffe voraus. In einem christlichen Lande können Kirche und Staat unmöglich zweierlei Interesse haben; man müßte denn (durch einen offenbaren groben Mißbrauch der Worte) Kirche und Klerisei für einerlei nehmen; welches gerade so wäre, als wenn man Staat und Staatsbediente für gleichbedeutende Dinge ausgeben wollte. In einem Staate soll und darf es keine Mitglieder geben, die den allgemeinen Gesetzen nicht unterworfen sind, von Demjenigen, dem die höchste Gewalt übertragen ist, nicht abhangen und zum gemeinen Besten nichts beitragen; giebt es aber wirklich solche Glieder, so müssen sie eben darum als unnütze und schädliche Auswüchse, Kröpfe, Schwämme u. s. w. auf jede mögliche Art, wie es mit der mindesten Gefahr des Ganzen geschehen könnte, ausgerottet werden. Ein christlicher Staat hat hierin vor den übrigen nichts Besonders. Was man in ihm die Kirche nennt, ist

kein eigner unabhängiger Staat im Staate. Sie ist die Totalsumme aller Glieder des gemeinen Wesens, insoferne sie sich zum christlichen Glauben bekennen. Setzen Sie noch das Wort katholisch hinzu, die Natur des Staats bleibt immer ebendieselbe. Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer ein Ganzes aus ebendenselben Theilen, eine Gesellschaft ebenderselben Menschen — Staat genannt, insofern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben — Kirche, insofern sie an Christum glauben. Es ist also ungereimt, die nämliche Gesellschaft von Menschen unter verschiedenen Benennungen und in verschiednen, aber vollkommen verträglichen Ansichten sich selbst entgegenzustellen. — Was zur Wohlfahrt des Staates wesentlich ist, kann der Kirche ebenso wenig nachtheilig sein, als der Kirche etwas nützlich sein kann, was dem Staate verderblich ist.

Diethelm. Setzen Sie immer voraus, daß wir in Grundsätzen von solcher Unleugbarkeit wie diese einverstanden sind.

Walder. Gut! so lassen Sie uns denn sehen, wohin sie uns führen werden. Man sagt: „es war eine Zeit, wo die Mönchsorden der Kirche und dem Staat zugleich nützlich waren.“ — Wenn je so eine Zeit war, so ist sie wenigstens schon lange vorbei. Und was für eine Zeit war das, mußte das sein, in welcher ein solches Institut dem gemeinen Wesen wohlthätig sein konnte? Jahrhunderte der Barbarei und Verfinsterung, die man zur Ehre der Menschheit aus ihren Jahrbüchern möchte auslöschen können, wenn sie nicht als warnendes Beispiel für die künftigen Zeiten lehrreich wären; wenn den Völkern, die jetzt (ohne den Werth davon zu fühlen) der unendlichen Vortheile der Aufklärung genießen, nicht so viel daran gelegen wäre, zu wissen, durch welche Stufen Nationen, die vor zweitausend Jahren der halben Welt Künste, Wissenschaften, Gesetze und Sitten gaben, nach und nach zu einem so tiefen Grade von Schwäche, Verderbniß, Unwissenheit, Aberglauben und Verwilderung herabsinken konnten, daß die Wilden in Nordamerika, mit ihnen verglichen, für edle und glückliche Menschen gelten mögen! Wenn auch in so abscheulichen Zeiten einige Mönche hier oder dort etwas dazu beigetragen haben, daß es nicht noch schlimmer wurde, sollen wir, dieses Verdienstes ihrer Vorfahrer vor sechs- oder achthundert Jahren wegen, Institute fortdauern lassen, die so

weit entfernt sind, der jetzigen Weltverfassung nützlich zu sein, daß es nicht einmal möglich ist, ein Mittel zu erdenken, wie sie nur unschädlich gemacht werden könnten?

Aber wie viel geht auch bei näherer und unbefangener Ueberlegung von jenen vorgeblichen Verdiensten ihrer Vorfahrer in den barbarischen Jahrhunderten ab; und wie unbedeutend werden die wirklichen Dienste, die sie der Welt gethan haben, gegen das unendliche Böse, das auf ihre Rechnung kommt! — „Sie haben", sagt man, „so viele Wildnisse und Oeden in Paradiese verwandelt!" — Können wir blöde genug sein, uns einzubilden, daß dies Alles nicht auch ohne sie hätte geschehen können und ohne sie geschehen wäre? — „Sie haben so viele gute Bücher abgeschrieben! Ihrem Fleiße haben wir's zu danken, daß sich in jenen finstern Zeiten noch so viele Werke der besten alten griechischen und lateinischen Schriftsteller erhalten haben!" — Aber wer hat denn mehr zur Verfinsterung dieser Zeiten beigetragen als die Mönche? Waren's nicht die Mönche, die, sobald sie zu Ansehn und Einfluß gelangten, nichts Angelegners hatten, als allen freien Gebrauch der Vernunft, alle wahre Philosophie zu unterdrücken und jenen Meisterstücken der alten Dichter und Weisen, welche sie den Leuten auf alle mögliche Art aus den Händen rissen, ihre eignen mißgeschaffnen Hirngeburten zu unterschieben? Was für Dank ist man ihnen also dafür schuldig, daß sie einige Jahrhunderte später alte Bücher abgeschrieben, nachdem sie es dahin gebracht hatten, daß sie beinah allein lesen und schreiben konnten? Unter allen Monopolien ist gewiß dasjenige, welches sie so lange Zeit mit der Gelehrsamkeit trieben, das verderblichste. Und wer ist der Literargeschichte so unkundig, daß er nicht wissen sollte, in was für einem heillosen Zustande Literatur, Philosophie und Theologie sich befanden, so lange sie in den Händen der Mönche blieben? Wem ist unbekannt, wie sehr es in jenen Zeiten das Interesse der Mönche war, sich aller Aufklärung, aller Ausbreitung der nützlichsten Kenntnisse, allem Geiste der Untersuchung und des Selbstdenkens zu widersetzen? Sogar das, was sie unverschämt genug waren, für Philosophie auszugeben, was war es anders als Schlingen für den Menschenverstand? Spinnengewebe, in welchen sich Diejenigen verfangen sollten und mußten, die etwas in sich fühlten, das sich dem unterdrückenden Despotismus der Hierarchie entgegenbäumte!

Diethelm. Die reine Wahrheit zu sagen, die Mönche sind verloren, wenn sie keine bessern Behelfe vor sich haben als die Verdienste ihrer Orden in den vergangnen Zeiten. Ich zweifle sehr, daß eine genaue Prüfung derselben im Besondern ihnen vortheilhaft sein würde. Was sie allenfalls Gutes gestiftet, haben sie für ihr eignes Interesse gethan —

Walder. — und (was wir nie vergessen müssen) es war blos zufällig und würde, wenn gar keine Möncherei in der Christenheit stattgehabt hätte, durch andre Mittel und Wege ebenso gut und mit unendlich wenigerm Schaden des Staats bewirkt worden sein. Doch ich habe dieses armseligen Behelfs nur erwähnt, weil es noch immer Leute giebt, die einen Beweis ihrer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit abzulegen glauben, wenn sie entweder jene zufälligen und zweideutigen Verdienste der Klöster oder die wirklichen Verdienste einzelner frommer oder gelehrter Ordensmänner dem Mönchsinstitut überhaupt zum Verdienst anschreiben — als ob der Mann, der als Mönch ein rechtschaffner oder aufgeklärter und mit nützlichen Talenten begabter Mann war, es nicht auch ohne Kapuz und Kutte gewesen wäre. Ich weiß sehr wohl, daß sich in diesem Augenblicke, wo wir reden, wohldenkende, gelehrte und brauchbare Männer, ja hier und da Subjecte von den größten Fähigkeiten unter den Ordensleuten befinden. Aber gerade dies ist in meinen Augen ein großer und dringender Beweggrund mehr, die Ordensinstitute selbst je eher je lieber aufzuheben. Je besser die einzelnen Ordensglieder, als Menschen betrachtet, sind; je nützlicher sie dem Staat werden könnten, wenn sie ihm wiedergegeben und Jeder dazu gebraucht würde, wozu er sich am Besten schickt: je mehr verliert das gemeine Wesen dabei, so viele brauchbare Personen länger in einem Stande zu lassen, worin ihre besten Fähigkeiten für die menschliche Gesellschaft verloren gehen; worin sie, durch tyrannische Gelübde gefesselt, unmöglich das Gute thun können, was sie in andern Umständen und Verhältnissen thun würden; ja, worin sie entweder unwirksam bleiben oder, vom Geiste ihres Standes, vom Interesse ihres Ordens, oder der mechanischen Gewalt der Subordination überwältigt, zum Schaden der großen politischen Gesellschaft wirken müssen, wie gut und redlich auch die Gesinnungen, Absichten und Wünsche vieler Einzelnen unter ihnen sein mögen.

Diethelm. Wollte der Himmel, daß diese Letztern zahl-

reich genug wären, um die Mehrheit der Stimmen auf ihre Seite zu bekommen! Die Reduction der Klöster würde dann eine so leichte Sache sein, als sie jetzt schwer, mühselig und vielleicht gefährlich ist. Die Mönche selbst würden die Ersten sein, die auf die gänzliche Abschaffung des Mönchswesens antragen würden. Denn wer kann und muß von dem ungeheuern Uebergewichte seiner Mißbräuche überzeugter sein als Diejenigen, welche am Ersten darunter leiden? — Wenn man bedenkt, wie klein verhältnißmäßig die Anzahl Derjenigen ist, die durch die höhern Grade und Dignitäten ihres Ordens für das, was sie ihm aufgeopfert, eine Art von armseliger Entschädigung erhalten, und wie gering bei jedem einzelnen Ordensmanne die Wahrscheinlichkeit ist, eine dieser Stufen zu ersteigen: so scheint es ganz unbegreiflich, daß nicht unter jedem Hundert Mönche wenigstens achtzig sein sollten, die der angebotenen Freiheit nicht mit offnen Armen und mit fußfälligem Danke gegen den großmüthigen Befreier entgegeneilen sollten.

Walder. Mir scheint dies nicht unbegreiflicher, als daß es in gewissen Ländern landstreichendes Gesindel bei Tausenden giebt, die, so lange man die Wahl in ihre Willkür stellt, lieber ohne Arbeit und Sorgen von Bettelbrod und Kapuzinersuppen leben, als durch Arbeit und wirthschaftlichen Fleiß wie ehrliche Leute ihren Unterhalt suchen wollen. Unter Hundert, lieber Diethelm, weß Standes sie immer sein mögen, sind gewöhnlicherweise Achtzig, die weder in ihrem Kopfe noch in ihrem Herzen dasjenige haben, was die edlern Menschen bei allem ihrem Thun und Lassen leitet. Mich befremdet's gar nicht, wenn (ungeachtet aller anscheinenden Beweggründe zum Gegentheil) bei Weitem der größere Theil der Mönche, wofern ihnen die Wahl gelassen würde, lieber bleiben würde, was sie sind, als daß sie sich freiwillig zu einer Standesveränderung bequemen sollten, worin sie genöthigt sein würden, bessere Menschen zu sein, als sie jetzt sind. Die bloße Macht der Gewohnheit, die Bequemlichkeit einer sorglosen Lebensart, deren Beschäftigung in Vergleichung mit den Anstrengungen des Landmanns, Handwerkers, Gelehrten, Künstlers, Kaufmanns u. s. f. wahrer Müssiggang ist; die Bequemlichkeit, ohne persönlichen Werth, blos durch den Habit eines Religiosen und durch den Begriff der Heiligkeit, den das Vorurtheil an diesen Stand geheftet hat, sich bei dem unverständigen Theile der Laien einen Respect zu verschaffen, an welchen

der verdienstvollste Mann in einem schlechten bürgerlichen Rocke weder Anspruch macht, noch machen darf; tausend kleine persönliche Erleichterungen von der Last ihrer Gelübde und animalische Befriedigungen von allerlei Art, welche sich die Meisten unter ihnen unter dem Mantel der Gleißnerei reichlich zu verschaffen wissen, und, was Alles auf einmal sagt, der unübersehliche Einfluß, in dessen Besitz sie sich noch überall befinden, wo die gesunden Grundsätze der ächten Regierungskunst noch nicht Wurzel gefaßt haben: — überlegen Sie nur einen Augenblick, mein Freund, wie groß diese Vortheile in den Augen eines in Armuth und Niedrigkeit gebornen, in roher Verwilderung aufgewachsnen, in elenden Schulen zum Mönch erzognen und von dem Augenblick seines Ausgangs aus der Welt (wie sie es nennen) mit lauter Finsterniß und Möncherei umfangnen Erdensohnes sein müssen — und sagen mir dann, ob zu erwarten sei, daß die Mönche selbst zu dem heilsamen Werke ihrer Entmönchung willige und dankbare Hände bieten werden?

Diethelm. Wenn auch der bessere Theil von ihnen, doch gewiß nicht der größere!

Walder. Es ist ihnen gar nicht zuzumuthen — so lang es für den fleischlichen Menschen, für den Bruder Esel (wie der gute redliche Sanct Franciscus seine animalische Hälfte nannte), noch so bequem, vortheilhaft und annehmlich ist, ein Mönch zu sein.

Diethelm. Ich weiß ein treffliches Mittel, es dem Bruder Esel ein Wenig saurer zu machen. Man dürfte die Herren sammt und sonders nur im buchstäblichen Verstand auf ihre ältesten Regeln und auf die ganze Lebensordnung ihrer heiligen Ordensstifter reduciren.

Walder. Das Mittel, lieber Freund, ist schon zu oft versucht und unwirksam oder vielmehr unausführbar befunden worden, um noch einmal auf Gerathewohl versucht zu werden. Ich weiß ein besseres und wahrscheinlich das einzige, dessen Wirkung unfehlbar ist. Dem ganzen Mönchswesen muß ohne Ausnahme gethan werden, wie man dem Jesuitenwesen gethan hat! Delenda est Carthago!

Diethelm. Und Sie halten ein so heroisches Mittel für ausführbar? — Glauben Sie, daß die Brut der Clements und Ravaillacs ausgestorben sei?

Walder. So lang es noch Fanatiker in der Welt

geben wird, ist kein Bubenstück so gräßlich, das nicht irgend ein betrogner Wahnsinniger in majorem Dei gloriam zu verüben fähig sein sollte. Von den dicken Köpfen und runden Bäuchen besorg' ich nichts, von den Gleißnern und Betrügern auch nichts, als was sie durch heimliche Cabalen, Verhetzungen, indirecte Ausstreuungen, kurz, unter Grund thun können. Aber von ehrlichen selbst betrognen Schwärmern, von Energumenen mit rauchendem Kopf und brennendem Herzen ist Alles zu erwarten. Zum Glück sind Menschen dieses Gelichters seltne Erscheinungen in unsern Tagen, und auf alle Fälle wird freilich Vorsicht und Behutsamkeit nöthig sein. Mancher wäre nicht in den Fall gekommen, unter Henkers Händen zu sterben, wenn er zeitig genug im Tollhause versorgt worden wäre. — Aber weg mit solchen unglückahnenden Vorstellungen! Der Heldengeist, den die Vorsehung zum Wohlthäter seines Zeitalters, zum Schöpfer einer bessern Welt berufen hat, ist über alle Furcht erhaben; auch sind alle gute Menschen auf seiner Seite — und, lassen Sie mir immer den tröstlichen Wahn, wenn der Glaube, daß auch unsichtbare Beschützer für ihn wachen, nur Wahn sein sollte. Große Seelen haben sich noch nie durch kleinmüthige Vorstellungen und Gespenster möglicher Gefahren von Ausführung eines Plans, der für Millionen auf undenkliche Zeiten wohlthätig ist, abschrecken lassen. — Doch, mein Freund, dies ist's nicht, wovon zwischen uns die Rede war. Ich spreche nicht von dem, was geschehen wird, sondern von dem, was (meiner Ueberzeugung nach) über lang oder kurz geschehen muß, wenn irgend eine mit dem Mönchswesen vorgehende Veränderung einen wahrhaft großen, für Religion und Staat wesentlichen Nutzen schaffen soll. Werfen Sie Ihre Augen auf den Zustand Europens im vierzehnten Jahrhunderte zurück und vergleichen Sie ihn mit demjenigen, worin sich der größere und glücklichere Theil desselben jetzt befindet. Welch eine Menge von Mißbräuchen, von religiösen, politischen, militarischen, wissenschaftlichen und andern Ungeheuern sind schon ausgerottet worden! Wie wenig ist in manchen Ländern von der alten Barbarei der mittlern Jahrhunderte übrig! Und das Mönchswesen allein, der unschicklichste, mit der Aufklärung unsrer Zeiten, mit der Verfassung und dem Interesse unsrer heutigen Staaten unverträglichste aller Mißbräuche — ein Institut, das seiner Natur nach keiner wahren dauerhaften Verbesserung fähig ist, sollte

übrig gelassen werden? Und warum? — Es ist doch ausgemacht: die Kirche bedarf keiner Mönche — der Staat bedarf keiner Mönche — Wer bedarf ihrer also?

Diethelm. Auf diese Frage ist die Antwort bald gefunden. Der römische Hof bedarf ihrer, als Derjenigen, die immer die eifrigsten Verfechter seiner übertriebensten Anmaßungen gewesen sind. — Der römische Hof bedarf ihrer, der, so lange das Mönchswesen bleibt, was es war und ist, eine stehende Armee, die ihm keinen Heller kostet und Millionen einträgt, in den Ländern aller römisch-katholischen Souveräns auf den Beinen hält und also ein unleugbares Interesse hat, ihre Erhaltung zu wünschen.

Walder (lachend). Ein vortrefflicher Beweggrund für die besagten Souveräns, ihre Ohren vor der Stimme der gesunden Vernunft zu verstopfen! — Aber wenn ich nun weiter fragte: Wozu braucht der römische Hof diese stehende Armee in Staaten, wo er (von Rechts wegen) nichts zu befehlen noch zu beschützen, nichts einzunehmen noch auszugeben hat?

Diethelm. Wozu er sie braucht? — oder wenigstens, sobald Zeit und Gelegenheit günstig wären, sie brauchen könnte? — Die Antwort wäre zu weitläufig, aber sie liegt in der Geschichte der römischen Päpste, die Ihnen besser als mir bekannt ist.

Walder. Ich will Ihnen die Mühe gern schenken, Sich weitläufiger zu erklären. Es würde sehr überflüssig sein — nachdem Sie selbst den wahren Gesichtspunkt, woraus man die Mönche betrachten muß, so richtig angegeben haben — ein Wort mehr von den Ursachen zu sagen, die ihre Abschaffung nach allen Grundsätzen einer vernünftigen Staatskunst nothwendig machen.

Diethelm. Sie sehen, lieber Walder, daß ich ein sehr unbefangner Sachwalter bin und meine Clienten nicht auf Kosten der Wahrheit zu vertheidigen verlange.

Walder. Ich sehe auch, daß Ihren Clienten mit einem so ehrlichen Sachwalter wenig gedient sein wird.

Diethelm. Aufrichtig zu reden — ich bin von der Wichtigkeit aller Gründe, welche gegen die Mönche streiten, und von der Unzulänglichkeit aller Ausflüchte, womit man ihnen durchhelfen will, so vollkommen überzeugt als Sie selbst. Ich sehe ihre Abschaffung für eine der nützlichsten Unternehmungen an, die ein Fürst zum Besten seiner Staaten ausführen kann.

Noch mehr: ich bin überzeugt, daß das Mönchswesen dem Lernäischen Drachen auch darin gleicht, daß es vergebens wäre, ihm nur einige Köpfe abzuhauen. Wenn der heilsame Zweck vollständig und dauerhaft erreicht werden soll, wenn man nicht nur für gegenwärtige Bedürfnisse, sondern auch gegen künftige Uebel arbeiten, der Nachwelt die Mühe, wieder von vorn anzufangen, ersparen will, so muß das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet werden. Wer das Recht hat, ein einziges Kloster aufzuheben, hat aus den nämlichen Ursachen das Recht, alle aufzuheben. Dies Alles geb' ich Ihnen zu; aber gleichwol liegt noch immer ein Stein des Anstoßes im Wege, über den ich nicht so schnell hinwegkommen kann.

Walder. Lassen Sie sehen!

Diethelm. Lieber Freund, wem das Beste der Menschheit am Herzen liegt, dem kann wahrlich bei dem schnellen Anwachs des Despotismus in unserm von uralten Zeiten her so freien Welttheile und bei den Verfahrungsarten, wovon wir in unsern Zeiten einige sehr auffallende Beispiele gesehen haben, nicht wohl zu Muthe sein. Was ist in der bürgerlichen Gesellschaft wesentlicher, was soll der obersten Gewalt im Staat heiliger sein als das Recht des Eigenthums? — Und da Sie mir dies unfehlbar zugestehen werden, warum sollen die Klöster in diesem Stücke nicht mit jedem einzelnen Bürger des Staats gleiches Recht genießen?

Walder. Sind die Klosterleute denn Bürger des Staats? Gehören sie zu einer Classe, die dem Staat unentbehrlich ist? Was tragen sie zu seinen Lasten, zu seiner Aufnahme, zu seinem Ruhme bei?

Diethelm. Es mag sein, daß die Beantwortung dieser Fragen nicht zum Vortheil der Mönche ausfallen würde. Aber Sie glauben doch hoffentlich nicht, die meinigen dadurch beantwortet zu haben? Dem Staat nützlich oder nicht, genug, die Klöster besitzen Güter im Staat, sie besitzen sie unter den rechtmäßigsten Titeln und können derselben also nicht beraubt werden, ohne daß die Heiligkeit des Eigenthumsrechts angegriffen würde, auf welche sich die Sicherheit eines Jeden bei dem Seinigen gründet. Was würde aus dieser Sicherheit werden, wenn es erlaubt wäre, Jemanden seines Vermögens deswegen zu entsetzen, weil er dem gemeinen Wesen nicht nützlich genug sei? wenn ein Jeder, um im Besitz seines Erbgutes gelassen zu werden, erst beweisen müßte: „daß er eine unentbehrliche

Person sei, und daß sein Vermögen nicht auf diese oder jene Art zu größerm Vortheil des Fürsten oder des Staats angewendet werden könnte?"

Walder. Dies geb' ich Ihnen gerne zu. Aber mit Gemeinheiten möchte es hierin eine andre Bewandniß haben als mit einzelnen Personen und Familien.

Diethelm. Auf keine Weise! Gemeinheiten sind als einzelne moralische Personen zu betrachten und genießen als solche der nämlichen Rechte wie andre.

Walder. So hat es wenigstens mit den Klöstern eine andre Bewandniß.

Diethelm. Walder, nehmen Sie Sich in Acht! Jedem das Seine, und wenn's der leibhafte Baphometus selber wäre! Warum sollte, was gegen alle andere Menschen unrecht wäre, nur gegen die Klöster recht sein?

Walder. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle, die ich in einer alten Reisebeschreibung gelesen habe, und wobei es vorerst gar nicht darum zu thun sein soll, wie viel oder wenig sie auf unser gegenwärtiges Problem passen mag.

In Californien (sagt meine Nachricht) herrschte in uralten Zeiten der seltsame Aberglaube, daß die Hamster für unverletzliche, den Göttern besonders angenehme und aus diesem Grunde dem gemeinen Wesen sehr ersprießliche Thiere gehalten wurden. — So auffallend uns dies klingen mag, so läßt sich doch die Möglichkeit eines solchen Wahns begreifen, da wir wissen, wie weit eine ihrer Weisheit wegen einst berühmte Nation die Verehrung ihrer heiligen Thiere trieb, und welche unermeßliche Summen auf den Unterhalt und religiösen Dienst derselben aufgewandt wurden. Was im alten Aegypten der Stier Apis und seine Consorten waren, das konnten ja wol in Californien die Hamster sein.

Diethelm. O, das versteht sich — Nur weiter, wenn ich bitten darf!

Walder. Die Californier waren (wie leicht zu erachten) etwas dumm, und die Philosophie hatte noch keine sonderliche Fortschritte unter ihnen gemacht, als die Hamster bei ihnen in so hohem Ansehen standen. Indessen war es nun einmal eine ausgemachte Sache, daß jeder Ort, um sich wohl zu befinden, seinen Hamsterbau haben müsse; und wie man in dergleichen Dingen immer weiter zu gehen pflegt, so geschah es

auch, daß sich gar bald Leute fanden, die aus besonderm Eifer oder aus Lust zum Müssiggange sich lediglich der Bedienung und Verpflegung der Hamster widmeten. Unvermerkt wurde aus diesen Leuten eine besondere Classe, deren Anzahl und Wichtigkeit ebenso unvermerkt zunahm, ohne daß den Californiern geahnet hätte, welche Folgen dies neue Institut nothwendig nach sich ziehen müßte. Da diese Herren (die, um ihrem neuen Orden mehr Ehrfurcht zuzuziehen, selbst den Namen der Hamster annahmen) die Ehre, welche den gebornen Hamstern erwiesen wurde, mit ihnen theilten, so wußten sie es auch mit guter Art so einzurichten, daß sie in allen übrigen Stücken einerlei Interesse hatten. In wenigen Jahrhunderten war Californien mit Hamsterhöfen angefüllt, die der Aberglaube des Volks so reichlich mit liegenden Gründen, Zinsen und andern Einkünften begabte, daß endlich der vierte Theil des Ertrags vom ganzen Lande in den Pfoten der Hamster war. Es versteht sich von selbst, daß diese letztern nicht so ungroßmüthig dachten, um das Alles umsonst zu verlangen; sie wußten sich vielmehr auf mancherlei Art und Weise um ihre Wohlthäter und deren Nachkommenschaft verdient zu machen. Sie besaßen eine Menge Geheimnisse gegen alle Krankheiten an Menschen und Vieh, insofern solche von Bezauberung durch böse Leute herrührten; sie verstanden die Sprache der Vögel, legten die Träume aus, hatten ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen, konnten Gespenster in einem Sacke forttragen und präparirten aus der Losung eines Hamsters, der zwei Monate lang mit Hechtlebern und Fasanenzungen genährt werden mußte, gewisse Amulete, die den schwangern Frauen eine leichte Geburt machten und das Zahnen der Kinder beförderten. Die Californier waren mit diesen guten Diensten so wohl zufrieden, daß ihnen drei bis vier Jahrhunderte lang nichts billiger und schicklicher zu sein schien, als das Mark ihres Landes von so nützlichen und verdienstvollen Leuten verzehren zu sehen.

Mittlerweile gingen nach und nach mit der Nation allerlei Veränderungen vor. Cultur und Policirung nahmen zu; Fleiß und Handlung gebaren Reichthum, der Reichthum neue Bedürfnisse, und Beides jene Anstrengung, wodurch neue Künste erfunden und die alten vervollkommnet werden. Unvermerkt schliff sich die Rohheit der Californier ab; es wurde heller in ihren Köpfen; sie lernten allmählich ihren Verstand brauchen,

um zu sehen, was ihnen gut oder schädlich war. Der lockere Grund der alten Vorurtheile senkte sich. Zuletzt fanden sich Leute, die es wagten, laut zu denken und ihren trägen oder blödsichtigen Mitbürgern die Augen über unzählige Mißbräuche zu öffnen, die an dem schlechten Zustande der Nation Schuld hatten, und deren Abstellung lediglich von der Belehrung der guten Californier abhing.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, ob den Hamstern bei dieser Wendung der Sachen wohl zu Muthe war. Es wäre beinahe unbillig, ihnen übel zu nehmen, daß sie einer Nationalverbesserung, bei der sie nichts zu gewinnen, wohl aber vermuthlich Alles zu verlieren hatten, auf alle mögliche Weise entgegenwirkten. Ihr Institut war ungereimt, widersinnig, lächerlich und stieß wider alle Begriffe des gemeinen Menschenverstandes an. Das war nicht zu leugnen. Aber eben darum hatten sie die Vorsicht gebraucht, vorlängst ein Gesetz auszuwirken, vermöge dessen Niemand als den Hamstern selbst erlaubt war, irgend etwas, das die Hamster oder ihre Höfe und Angelegenheiten betraf, in Untersuchung zu ziehen; und da es endlich demungeachtet, nachdem man beinahe mit allen andern Mißbräuchen fertig war, auch über die Hamsterhöfe zur Sprache kam, so hatten ihre Gegner nichts als die gesunde Vernunft, die Hamster hingegen einen Besitzstand von mehrern Jahrhunderten und die Dummheit des Volkes für sich, dem es gar nicht in den Kopf zu bringen war, daß Fieberrinde einzunehmen ein kräftigeres Mittel gegen das kalte Fieber sei, als ein Stückchen von einem Hamsterfell auf dem Magen zu tragen. Funfzig und mehr Jahre gingen darüber hin, ehe die Californier so viel Zutrauen zu ihrem eignen Menschensinn bekamen, um eine vernünftige Entschließung in dieser albernen Staatsangelegenheit zu fassen. Endlich mußte es doch dazu kommen. Verschiedne zufällige Umstände begünstigten die Revolution; kurz, an einem schönen Morgen fand sich, daß irgend ein mitleidiger Genius den Californiern zu so viel Verstand verholfen hatte, daß sie von den Hamstern und Hamsterhöfen ungefähr ebenso dachten, wie — bei uns Jedermann davon denken würde. Die Leute waren nun auf einmal so klug, daß sie gar nicht begreifen konnten, wie sie so einfältig hätten sein können, den vierten Theil ihres Landes Hamstern abzutreten und den sechsten Theil ihrer Mitbürger hungern zu lassen, um etliche

Myriaden vier- und zweibeiniger Thiere von der entbehrlichsten Gattung fett zu machen.

Die Sache wurde vor eine Art von Landesgemeinde der ganzen californischen Nation gebracht; und da die Aufhebung des Hamsterwesens mit einer großen Mehrheit von Stimmen durchgegangen war, so enstand nun die doppelte Frage, erstlich, was mit den Hamsterhöfen, und dann, was mit den Hamstern selbst anzufangen sei.

Die Hamster behaupteten: die Californier hätten kein Recht, sie aus dem Besitz der Höfe zu werfen, die ihrem Institut vor Jahrhunderten von den frommen Vorfahren einer ausgearteten Nachkommenschaft (wie sie sich ausdrückten) wohlmeinend, ohne Bedingung und auf ewige Zeiten geschenkt worden seien.

Die noch lebenden Abkömmlinge der besagten Stifter und Gutthäter behaupteten: wenn die Hamster, wie billig, abgeschafft würden, so wäre es ebenso billig, die Güter, die von ihren Voreltern zu ihrem Schaden auf eine so widersinnige Art weggeschenkt worden, ihnen als den rechtmäßigen Erben zurückzugeben.

Der Advocat des Fiscus behauptete: die Familien der Stifter hätten nicht den mindesten Anspruch an Güter zu machen, die von ihren Vorfahren vor so langer Zeit ohne einige Bedingung von Rückfall veräußert worden seien. Wenn das Institut der Hamster eingezogen werde, so seien die besagten Güter als verlassne herrenlose Dinge zu betrachten, die dem Fiscus anheim fielen, welcher ihrer auch zu so vielen guten Anstalten, deren das californische gemeine Wesen aus Mangel an hinlänglichen Mitteln bisher hätte entbehren müssen, gar sehr benöthigt wäre.

Endlich trat auch die californische Priesterschaft hervor. Sie hätten zwar, sagten ihre Deputirten, an dem ganzen bisherigen Hamsterwesen aus bewegenden Ursachen niemals sonderliches Wohlgefallen getragen. Indessen sei doch unleugbar, daß die Stifter und Wohlthäter der Hamsterhöfe bei ihren Schenkungen keine andre Absicht gehabt hätten, als den Göttern dadurch einen Dienst zu erweisen; so wie etwa ein Liebhaber dem Schooßhund seiner Dame Zuckerbrod giebt, nicht um den Hund, sondern die Dame, deren Günstling der Hund ist, sich verbindlich zu machen. Die sämmtlichen Hamstergüter seien also offenbar als heilige, den Göttern angehörige Dinge

anzusehen; und wenn das Hamsterwesen aufgehoben werden sollte — wogegen sie ihres Orts nichts Erhebliches einzuwenden wüßten — so könnten doch die dazu gehörigen Güter den Göttern nicht entzogen werden, und es käme der Priesterschaft allein zu, über die künftige Verwendung derselben zu erkennen.

Dieses Letztere war ein kitzliger Punkt. Die Californier waren noch nicht so weit gekommen, um die Rechte des Staats und der Priesterschaft, deren Grenzen immer sehr schwankend gewesen waren, auf deutliche Grundsätze zurückzuführen und in Gemäßheit derselben auf einen festen Fuß zu setzen. Die Landesgemeinde theilte sich in Parteien. Man sprach für und wider; man erhitzte sich, und vermuthlich würden die Hamster, wiewol ihre Aufhebung eine beschlossne Sache war, Mittel gefunden haben, diese Uneinigkeit zu ihrem Vortheil zu wenden, wenn nicht ein alter Mann, den seine grauen Haare und vielen Verdienste um das gemeine Wesen dem Volke lieb und ehrwürdig machten, aufgestanden wäre und folgende Meinung eröffnet hätte.

„Lieben Brüder, Ihr wißt, daß unser Land, wiewol es von den Göttern reichlich gesegnet ist, weder so viele, noch so glückliche Menschen nährt, als es seinem Umfang und seiner Fruchtbarkeit nach billig ernähren sollte. Es war ungereimt, mit dem vierten Theil unsers Landes sechzigtausend Hamster zu mästen und dagegen eine halbe Million armer Californier zu Stillung ihres Hungers an die magern Suppen zu verweisen, die vor den Pforten der Hamsterhöfe ausgetheilt werden. Die Götter haben uns endlich die Gnade verliehen, einzusehen, daß dies nicht länger so bestehen könne. Wir haben eine Menge armer Waisen, welche Erziehung, eine Menge dürftiger Haushaltungen, welche Arbeit und Brod, eine Menge hilfloser, alter und kranker Leute, die für den kurzen Rest eines mühseligen Lebens Versorgung nöthig haben. Wir bedürfen also höchst nothwendig Waisenhäuser, Erziehungshäuser, Arbeitshäuser und Spitäler in allen Gegenden unsers weitläufigen Reiches; und dazu kämen uns nun, wie Ihr seht, die fetten Hamsterhöfe trefflich zu Passe. Aber sie gehören, wie die ehrwürdige Priesterschaft sagt, den Göttern an; und die Götter bewahren mich, daß ich ihnen streitig machen sollte, was ihnen angehört! Die Rede kann also nur von der Nutznießung dieser Güter sein. Die Götter selbst bedürfen nichts,

weil sie bereits Alles haben; auch lehrt man uns (und die Vernunft würde es uns gesagt haben, wenn uns auch die ehrwürdigen Priester ein Geheimniß daraus hätten machen wollen), daß die Götter den Menschen hold sind und ihnen gern Gutes thun. Sie bedürfen der Hamsterhöfe, die ihnen von unsern Vorfahren geschenkt worden, nicht, aber sie wollen, daß unsre Waisen und Findlinge erhalten, unsre Kinder erzogen, unsre Armen versorgt, unsre Kranken und Schwachen verpflegt werden. Die Götter haben Freude an unserm Wohlstand; sie wollen, daß die Californier fleißig, betriebsam, wohlhabend, wohl genährt, wohl gekleidet, wohlgemuth und mit dem Leben, das sie von ihnen empfangen, zufrieden seien und sich vermehren wie Sand am Meere. Sie haben keinen Gefallen am Fette der Hamster, aber sie haben Freude daran, unsre Felder wohl bestellt, unsre Anger von Schafen wimmelnd, unsern Flachs, unsre Wolle von Californiern verarbeitet, unsre Städte mit emsigen Handwerkern, Künstlern und Handelsleuten angefüllt, unsre Landstraßen mit beladnen Wagen, unsre Flüsse und Seen mit reichen Schiffen bedeckt zu sehen, die den Ueberfluß und die Früchte des Fleißes gleich einem allbelebenden und erhaltenden Nahrungssafte durch alle Theile unsers glücklichen Reiches tragen. Sie schenken uns zu diesem Ende den Gebrauch und die Nutznießung ihrer Hamsterhöfe; und wir Alle nehmen ein Geschenk, dessen wir so sehr bedürfen, aus den wohlthätigen Händen, deren Eigenthum die ganze Schöpfung ist, dankbar und ohne Bedenken an und machen uns anheischig gegen sie, diese Schenkung zu dem guten Endzwecke, wozu sie uns verliehen worden, redlich anzuwenden!"

Hier hörte der alte Mann auf zu sprechen, und alles Volk jauchzte ihm den lautesten und einmüthigsten Beifall zu. Die Priester selbst konnten nicht so unverschämt sein, etwas gegen einen so billigen Ausweg einzuwenden, und bekräftigten die Schenkung der Götter — mit zusammengebissenen Lippen.

Diethelm. Und die Hamster? Was ward aus denen?

Walder. Da die meisten von ihnen zum Pfluge geboren waren, so wurde für recht und billig angesehen, daß sie zum Pfluge zurückkehrten. Diejenigen, die dazu nicht Verstand genug zu haben schienen, wurden zum Dreschflegel und zur Holzaxt verwiesen. Die untauglichsten lernten Wolle kämmen; und zum Besten derjenigen, die im Müssiggang und

Wohlleben ihres Standes grau und unbehilflich geworden waren, wurden ein paar Hamsterhöfe in Spitäler verwandelt. — Die gebornen Hamster überließ man ihrem Schicksale. — Sind Sie nun befriediget, lieber Diethelm? Oder bedarf es noch einer schärfern Erörterung?

Diethelm. Sie sind ein loser Vogel, Walder! Ihr Alter sprach wie ein Orakel. Ich bin zufrieden, und die Californier waren's vermuthlich auch. Wenigstens konnten sie das Geschenk der Götter mit gutem Gewissen annehmen. Wenn die Hamster am Schlechtesten dabei wegkamen, so war's ein kleines Uebel um ein großes Gut. Wer wollte auch immer Jedermann zufriedenstellen können?

Zweites Gespräch.

Diethelm. Ihre Californier haben mir diese Nacht den schönsten Traum gegeben, den ich in meinem Leben gehabt habe. Mir war, als ob ich Flügel hätte; ich durchflog mit jener leichten Behendigkeit, die in Träumen ein so großes Vergnügen ist, die ganze Christenheit und sah überall — alle Klöster ohne Ausnahme in Erziehungsanstalten, Freischulen, Gymnasien, Akademien der Wissenschaften, Waisenhäuser, Findelhäuser, Blatternhäuser, Arbeitshäuser und Spitäler verwandelt. Stellen Sie Sich mein Entzücken über diesen Anblick vor, aber auch meinen Verdruß, als ich beim Erwachen fand, daß ich nur geträumt hatte. Aber warum, dachte ich, sollte der wahre Gott, den wir anbeten, der liebreiche Vater der Menschen und aller Wesen, er, der so gar nichts bedarf, weniger geneigt sein als die Götter der Californier, uns, die so viel bedürfen, zu einem so guten Gebrauch ein Geschenk mit den Häusern und Gütern zu machen, die ihm in Zeiten der Unwissenheit und Verblendung von der Einfalt unsrer guten Alten wider seinen Willen aufgedrungen wurden?

Walder. Auch fehlt es gewiß nicht an seinem guten Willen; Alles kommt wol blos darauf an, daß wir, was er uns anbietet, was er nicht bedarf und zu nichts brauchen kann, was hingegen für uns die reichste Quelle von so vielem Guten werden könnte — anzunehmen wissen. Keines von allen Geschenken, die er uns macht, wird auf eine andre Art gemacht. Sie sind da; wir haben Sinne, Gliedmaßen, Vernunft, sie in Empfang zu nehmen, zu genießen, in unsern möglichsten Nutzen zu verwenden. Unterlassen wir dies, thun wir das Unsrige nicht dabei, so hat er uns mit Sonne, Mond und Sternen, mit Feuer, Luft, Wasser und Erde und Allem, was darin ist, ja mit unsern Sinnen, unsern Gliedmaßen und unsrer Ver-

nunft selbst ein vergebliches Geschenk gemacht. Es wäre ungereimt, zu warten, bis ein Engel herabstiege und den christlichen Völkern, bei denen das Mönchswesen zum unermeßlichen Schaden des gemeinen Wesens noch in seinem alten Stande ist, einen förmlichen Schenkungsbrief über die Klostergüter oder einen ausdrücklichen Befehl, sie nützlicher anzuwenden, vom Himmel brächte. Der Schenkungsbrief ist unnöthig, denn der Befehl ist schon da; wenn anders die Stimme der gesunden Vernunft, die so laut ruft, daß sie der ganze Erdboden hört, so gut ein Orakel Gottes ist als irgend ein geschriebenes.

Diethelm. Nichts ist klärer — und es ist mit den antimönchischen Grundsätzen wie mit der Epiktetischen Moral und der sentimentalischen Staatsweisheit, die unser wohlmeinender und redseliger Freund Raynal den Königen und Völkern der Erde auf allen Blättern seines voluminösen Werkes zu predigen nicht müde wird. Jedermann ist, was die Grundsätze betrifft, mit ihm einverstanden. Jedermann gesteht, daß es menschlicher, edler, besser, vortheilhafter wäre, in allen Fällen gerecht, billig und wohlthätig, vernünftig, systematisch und consequent zu sein. Aber gleichwol werden die Könige und Völker der Erde — so oft sie ihr besondr'es Interesse dabei zu finden glauben — ungerecht, gewaltthätig, grausam, inconsequent und dem Interesse des Ganzen zuwider handeln und, ohne unserm Freunde Raynal seine Moral streitig zu machen, immer den Fall, wo sie ihr entgegenhandeln, für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel halten. Gerade so ist's auch mit dem Mönchswesen. Alle vernünftigen Köpfe in der Welt denken so richtig darüber, als Plato und Aristoteles thun würden, wenn sie von den Todten auferständen und die feine Wirthschaft ansähen, die ein Dutzend barbarische Jahrhunderte in dem Theile des Erdbodens angerichtet haben, über welchen sie einst so viel Licht verbreiteten — ohne gleichwol mit allem ihrem Lichte den bösen Dämon des Menschengeschlechts verjagen zu können, welcher es ewig im nämlichen Kreise von Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, Wohlstand und Elend herumtreiben und ewig verhindern wird, daß es durch seine vergangenen Thorheiten klüger werde.

Walder. Indessen ist, wie Sie sehen, ein guter Anfang gemacht.

Diethelm. Allerdings! Ein so guter Anfang, daß es wirklich Jammerschade wäre, wenn es beim bloßen Anfang

bleiben sollte. Was schon geschah, ist in gewisser Rücksicht viel; aber was ist es gleichwol gegen das Gute, das noch geschehen könnte?

Walder. Wir haben noch nie so viel Ursache gehabt, das Beste zu hoffen, als in diesem Augenblicke.

Diethelm. Die Hyder erschreckt mich, der für jeden abgehauenen Kopf wieder ein paar andre wachsen.

Walder. Desto größer das Verdienst des Hercules, der sie vertilgen wird! — Wir verstehen uns doch, denke ich? Die Hyder, die wir ausgerottet sehen möchten, ist ein unsichtbares Ungeheuer. Nicht die Mönche, nicht die Mönchsklöster, nicht die Mönchsorden — der Mönchsgeist ist es, was vertilgt werden muß. Aber dieser Kakodämon ist von einer so polypenartigen Natur, daß er, man schneide so viel Stücke von ihm ab, als man will, sich immer wieder ergänzen und bei Leben bleiben wird, so lange noch eine einzige runde oder spitzige Kapuz, eine einzige schwarze, weiße oder braune Kutte übrig ist, in die er sich verkriechen kann. — Man kann es mit den wackern, gelehrten, ehrwürdigen Männern, die in diesen Masken stecken, nicht besser meinen als ich. — Wenn ich sie von dem gefährlichen Habit, der heutiges Tages einen so wunderlichen Contrast mit der Außenseite aller übrigen ehrlichen Leute macht, befreit sehen möchte, so möchte ich ihnen hingegen von ihren persönlichen Gerechtsamen und Ansprüchen an einen anständigen und glücklichen Platz in der menschlichen Gesellschaft nicht einen Sonnenstaub entzogen wissen.

Diethelm. Ich kenne Manche unter ihnen, die bei der Veränderung viel zu gewinnen hätten. Ihr Verstand, ihre Talente, ihre Wissenschaft, ihre Geschicklichkeit zu Geschäften, ihre Annehmlichkeit im gesellschaftlichen Umgang würden durch ihre Rückkehr in die Welt, durch Versetzung in einen größern oder wenigstens nützlichern und freiern Wirkungskreis sich ganz anders ausnehmen als jetzt, da ihr Licht unter einem Scheffel steht und persönliche Vorzüge, anstatt ihnen zum Vortheil zu dienen, ihnen vielmehr von ihren Brüdern und Obern nicht selten zum Verbrechen gemacht werden. In der That sind Ihre Ordensgeistlichen, was diesen Punkt betrifft, ohne alle Vergleichung besser daran als die californischen Hamster; und insofern sie nur so viel Gnade vom Himmel empfangen, mit der Kutte auch den vorbesagten unsaubern Geist von sich zu werfen, so bin ich versichert, daß es Wenige unter ihnen giebt, die nicht

zu den edlern Bestimmungen in der menschlichen Gesellschaft brauchbar wären.

Walder. Hier, besorge ich, lieber Diethelm, möchten Sie um ein gutes Theil zu viel gesagt haben! Aber lassen wir's auch dabei bewenden, so würde doch in dem priesterlichen Stande, der (wie Sie wissen) bei uns einen unauslöschlichen Charakter aufdrückt, immer die größte Schwierigkeit liegen, die Mönche, falls ihr Institut gänzlich aufgehoben würde, jeden an die Stelle zu setzen, wo er dem Staat und sich selbst am Nützlichsten wäre.

Diethelm. Wie selten läßt sich von irgend einem andern Subject sagen, daß es gerade an dieser Stelle sei! Warum wollte man's nun mit den Mönchen so genau nehmen? Im Nothfall läßt sich ein Suppentopf für einen Kaffeetopf gebrauchen; der Kaffeetopf kann sich also im Nothfall auch wol zum Suppenkochen gebrauchen lassen. Vorzügliche Geschicklichkeiten werden (zumal in einem Staat, wo sie selten sind, und wo man das Bedürfniß derselben zu fühlen anfängt) nicht lange verborgen bleiben. Aber zugestanden, daß der größte Theil der Mönche ihres Priesterthums wegen zu sogenannten weltlichen Geschäften und Aemtern nicht qualificirt wäre, dies würde mich, wenn ich ihnen ihre Bestimmung anzuweisen hätte, nicht verlegen machen. Es ist doch wol unleugbar, daß in den meisten katholischen Staaten an der Einrichtung des Kirchen- und Schulwesens — auch was das gehörige Verhältniß der Anzahl der Kirchen- und Schuldiener zu dem Bedürfniß der Gemeinen betrifft — noch Vieles zu verbessern ist. In manchen Gegenden sind der Kirchspiele zu wenig; die Pfarreien sind oft bei einem kaum zureichenden Einkommen mit mehrern Filialen belastet, und manche Dorfschaften haben zwei und mehr Stunden zur Kirche zu gehen. Unzählige haben entweder gar keine oder so schlecht besoldete und übel versehene Schulen, daß es ebenso viel ist, als ob sie keine hätten. Allen diesen Gebrechen könnte durch Aufhebung des Mönchswesens abgeholfen werden. Die reichsten Klöster würden einen Fonds herstellen, woraus die zu jeder solchen Verbesserung nöthigen Ausgaben bestritten würden. An Orten, wo die Pfarrei bisher durch einen Ordensgeistlichen im Namen seines Abts versehen worden, würde die neue Einrichtung desto leichter zu bewerkstelligen sein. An andern, wo neue Pfarrkirchen und Schulen zu dotiren wären, würden die Güter eines benachbarten Klosters dazu verwendet werden können.

Aus einigen Klöstern könnten Seminarien künftiger Kirchendiener, aus andern Seminarien tauglicher Schullehrer, besonders für das Landvolk, gemacht werden. Die Reichthümer der Klöster reichen zu dem Allen und noch Mehrerm zu. Und wie glücklich sind die katholischen Staaten in diesem Stücke vor den protestantischen! Tausend gute und sogar unentbehrliche Anstalten müssen in vielen der letztern unterbleiben, weil es an den Mitteln zur Ausführung fehlt; jenen hingegen darf es nur an Verstand und Willen nicht fehlen; sie dürfen sich nur umsehen, was für gemeinnützige Anstalten ihnen noch mangeln, oder was einer Verbesserung bedarf; vor den Unkosten, so beträchtlich solche immer sein mögen, dürfen sie nicht erschrecken. Jeder besitzt an den reichen Klöstern innerhalb seiner Grenzen ein Potosi, einen Schatz, der zu den trefflichsten Unternehmungen reichlich zureicht —

Walder. Und der, wiewol er von allerlei schwarzen und weißen Geistern bewacht wird, doch viel leichter und sichrer zu heben ist als die unterirdischen Schätze, die den Sonntagskindern zuweilen von Gespenstern oder Erdgeistern gezeigt werden. Denn zu gutem Glücke sind es meistens sehr materielle Geister, die so viele Berührungspunkte haben, daß man es wahrlich ungeschickt angehen müßte, wenn man sie nicht dahin bringen könnte, ihre Schätze gutwillig herzugeben; zumal da sie im Grunde, wie die Greifen in den alten Rittermärchen, doch nur blos die Hüter davon sind und deswegen keinen bessern Wein zu trinken bekommen, wie reich auch der Heilige sein mag, dem ihre Güter und Schätze zugehören. — Ernsthaft zu reden, ich glaube, daß Sie auf den rechten Fleck getroffen haben, wenn Sie behaupten, man könnte die Klostergüter nicht besser und schicklicher als auf Kirchen und Schulen verwenden. Aber Ihre Meinung ist doch wol nicht, aus den Klosterherren selbst — Pfarrer und Schuldiener zu machen?

Diethelm. Warum nicht?

Walder. Nun freilich, bei dem günstigen Vorurtheile, das Sie (wie es scheint) von der Rechtschaffenheit, Geschicklichkeit und Frömmigkeit unsrer Ordensgeistlichen gefaßt haben, begreife ich leicht, wie Sie Sich überreden können, daß man ihnen einen so großen Einfluß auf die gegenwärtige und nächstkünftige Generation ohne Gefahr anvertrauen dürfte. Aber!

Diethelm. Ich verstehe Ihr Aber, mein vorsichtiger

Herr! Ihr Mißtrauen möchte wol so ungegründet nicht sein. Aber ich weiß ein Mittel, wodurch wir uns der wackern Männer gänzlich versichern und sie so zuverlässig machen können, daß man ihnen ohne mindeste Gefahr etwas noch Wichtigers anvertrauen dürfte, wenn anders etwas noch Wichtigers in einem Staat wäre als die Erziehung der Jugend und die moralische Bildung und Leitung des Volks.

Walder. Das muß ein sonderbares Arcanum sein! Lassen Sie hören, wofern meine Neugier nicht zu unbescheiden ist!

Diethelm. Ganz und gar nicht. Mein Mittel ist so wenig ein Arcanum, daß es sogar in Italien, ja mitten in der heiligen Stadt Rom auf den Dächern gepredigt wird; und für seine Wirksamkeit wollte ich mit meinem Leben stehen.

Walder. Ach, nun errath' ich's! Sie wollen den geistlichen Herren — Weiber geben?

Diethelm. Allerdings! und zwar ohne Ausnahme; auch den Bischöfen, nach der ausdrücklichen apostolischen Verordnung des heiligen Paulus: „Ein Bischof soll eines Weibes Mann sein!"

Walder. Also — auch ohne den Papst auszunehmen?

Diethelm. Warum nicht? Als Bischof von Sanct Johann im Lateran (welches, wie Sie wissen, sein ältester und — unter uns gesagt — sein einziger unbestreitbarer Titel ist) kann er so gut eines Weibes Mann sein als der Erzbischof von Canterbury, der darum nicht weniger Primas und erster geistlicher Lord von Großbritannien ist.

Walder. Es läßt sich hören! Alles wohl überlegt, denke ich nicht, daß die Gemahlin und Kinder eines jeweiligen Papstes den heiligen Aposteln Peter und Paul und dem Stato della Chiesa lästiger fallen würden als seine Neffen und Basen. — Es käme blos auf eine gute Einrichtung an.

Diethelm. Der Apostel Petrus war verheirathet (denn er hatte eine Schwiegermutter, wie Sie aus dem Evangelium wissen), ohne daß das Witthum seiner Gemahlin oder das Etablissement seiner Kinder der Kirche (so viel man weiß) viel gekostet hätten. Warum sollte das bei seinem Nachfolger nicht ebenso gut angehen? Aber — so weit wollen wir uns vor der Hand noch nicht versteigen. Ich sehe eben nicht, warum es unumgänglich nöthig wäre, daß die Bischöfe und Fürsten der Kirche schlechterdings verheirathet sein müßten. Ich möchte

dies selbst bei den bloßen Pfarrherren nicht zu einem indispensabeln Gesetze gemacht sehen. Genug, wenn die Geistlichen — versteht sich diejenigen, die einen wirklichen Kirchendienst mit hinlänglicher Versorgung haben — heirathen dürften, und wenn es als eine moralische Pflicht angesehen würde, von welcher kein rechtschaffner Mann ohne wichtige Ursache sich selbst dispensirt. Sie wissen ohne Zweifel, wie es hierin bei uns Protestanten gehalten wird. Unsre Geistlichen sind zwar nicht bei Strafe verbunden, sich zu verheirathen; aber das Volk hat überhaupt kein rechtes Zutrauen zu ehelosen Pfarrern. Selbst der höchste Grad von exemplarischer Tugend und Frömmigkeit würde kaum hinlänglich sein, einen solchen Geistlichen mit den Vorurtheilen seiner Gemeine über diesen Punkt auszusöhnen. Man würde doch immer übel finden, daß er sich nicht in den Stand setze, seinen Pfarrkindern auch durch die Tugenden eines Ehemannes und Hausvaters vorzuleuchten; und dies allein muß die Wirkung thun, daß wenige Geistliche unter den Protestanten ehelos bleiben; gesetzt auch, daß die Freiheit — der Stimme der Natur und dem ersten Gesetze des Schöpfers folgen zu dürfen — nicht für sich selbst schon hinreichend wäre.

Walder. Bei unserm Volke würde die Priesterehe, wenn unsre Klerisei auch durch den Schluß einer allgemeinen Kirchenversammlung darzu berechtigt würde, gerade das entgegengesetzte Vorurtheil wider sich haben. Unsre Geistlichen würden, wenn sie sich einer solchen Vergünstigung bedienen wollten, allen Respect bei ihrer Heerde verlieren; und ich glaube, sie sind hiervon so überzeugt, daß keiner der Erste sein wollte, der sich durch einen so stark gegen uralte Vorurtheile anstoßenden Schritt dem Spotte der Weltleute und der Verachtung des gemeinen Volkes aussetzte.

Diethelm. Ich zweifle nicht, daß die Sache, wie alle ungewöhnlichen Dinge, anfangs Aufsehen machen würde. Aber wie bald gewöhnte sich im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts das Volk in den Staaten, die sich der geistlichen Oberherrschaft des römischen Stuhls entzogen, an die Priesterehe! Wie es damals ging, so würde es wieder gehen. Ueberdies ist auch der gemeine Mann in den katholischen Ländern so einfältig nicht mehr, daß er den ehelosen Stand der Geistlichen in concreto wirklich für etwas so Heiliges und Erbauliches halten sollte, wie er ihm wol zuweilen von der Kanzel in ab-

stracto vorgespiegelt wird. Die Laien wissen über diesen Punkt zu viel von den kleinen Geheimnissen der Geistlichkeit und denken auch überhaupt größtentheils schon zu vernünftig, als daß eine Bulle des heiligen Vaters, worin die Vortheile der Priesterehe angepriesen würden, nicht hinlänglich sein sollte, alle etwa noch übrigen großmütterlichen Skrupel (veteres avias, wie sie Juvenal nennt) aus dem Grunde auszureuten.

Walder. Alles dies kommt Ihnen, lieber Diethelm, weil es mit dem, was Sie von Kindheit an gehört und gesehen haben, übereinstimmt, viel leichter vor, als es in der Ausführung sein würde. Wenn auch alle andern Hindernisse gehoben wären, so würde (dies bin ich gewiß) kein Priester von einiger Delicatesse sich entschließen können, das erste Beispiel zu geben.

Diethelm (lächelnd). So müßte es nur von oben herab gegeben werden. Aber in ganzem Ernst, ich bin gewiß, ein Mann wie Pius VI., dem alle Verrichtungen und Feierlichkeiten des prophetischen und hohenpriesterlichen Amtes so wohl anstehen, würde auch in die Ceremonie seiner öffentlichen Vermählung so viel Würde und etwas so Rührendes und Auferbauliches zu bringen wissen, daß alles Volk Amen! dazu sagen und kein Einziger von Denen, die sein Apostolat anerkennen, länger Anstand nehmen würde, einem so schönen Beispiele nachzufolgen. Ich bin gewiß, das wäre der kürzeste Weg, alle Hindernisse, die der Sache noch entgegenstehen, wegzuräumen. Und weggeräumt müssen sie doch werden, über lang oder kurz; oder es wird nie eine wahre Harmonie zwischen Kirche und Staat hergestellt, die Klerisei nie in ihre gehörigen Schranken und in das bürgerliche Verhältniß gesetzt werden, worin sie stehen muß, wenn sie nicht ewig ein Staat im Staate bleiben und durch tausend Collisionen, die alle Augenblicke wiederkommen, dem Wohlstande des Ganzen immer im Lichte stehen soll.

Walder. Ich besorge in der That, daß es endlich, wie Sie sagen, dazu kommen wird.

Diethelm. Wie? Sie besorgen es?

Walder. Weil ich mich noch immer nicht davon überzeugen kann, daß die Vortheile, die dem gemeinen Wesen durch die Priesterehe oder (welches ebenso viel ist) durch Herabwürdigung des geistlichen Standes in den bürgerlichen zuwachsen möchten, wichtig genug wären, um ihnen diejenigen aufzuopfern, die aus dem ehelosen Stande der Priester ent-

stehen und durch den Vorschlag, der jetzt einigen wohlmeinenden Leuten so sehr am Herzen liegt, verloren gehen würden.

Diethelm. Ich habe wol nicht nöthig, Ihnen die alten Gründe zu wiederholen, die für die Aufhebung des Verbots der Priesterehe seit einiger Zeit in öffentlichen Schriften wieder aufgewärmt worden sind? Mir scheinen sie von der entscheidendsten Stärke zu sein.

Walder. Das sind sie auch unstreitig aus dem Gesichtspunkte, woraus Sie, mein Freund, mit Allen, die — seit dem unschuldigen alten Ketzer Vigilantius bis auf diesen Tag — ihre Stimme gegen den Cölibat der Geistlichen erhoben haben, die Sache ansehen. Ich gestehe Ihnen auch gern, daß der Eifer, womit die Bischöfe von Rom vom vierten Jahrhundert an auf diesen Punkt der Kirchendisciplin gedrungen haben, hinlänglich sein könnte, die Absicht desselben verdächtig zu machen. Aber da die weltlichen Fürsten in unsern Zeiten Macht und Mittel genug haben, die Klerisei ihrer Staaten, ehelos oder verehlichet, in gebührendem Respecte zu erhalten, so dünkt mich, die alte Geheimabsicht des römischen Hofes komme gar nicht mehr in Betrachtung; und wenn ich die Aufhebung des Cölibats unsrer Geistlichkeit mehr befürchte als wünsche, so habe ich dazu Gründe, die auf einer ganz andern Seite liegen.

Diethelm. Sie erregen meine Aufmerksamkeit.

Walder. Ich setze als einen ausgemachten Grundsatz voraus, daß gute Sitten und eine Religion, welche die Sitten unterstützt und vor der Verderbniß möglichst verwahren hilft, die wesentlichste Angelegenheit eines Staates sind. Es braucht nur einen aufmerksamen Blick auf den Zustand der heutigen Welt, um zu sehen, wie wichtig der Dienst ist, den die christliche Religion dem Staat von dieser Seite leistet. Wo wäre ohne sie das Gegengewicht gegen die Einflüsse der übermüthigen und unbesonnenen Modephilosophie unsrer Zeiten, die in der wohlgemeinten Absicht, uns aufzuklären und von Vorurtheilen zu befreien, alle Bande der menschlichen Gesellschaft in ihre zartesten Fäden auflöst, um unvermerkt einen nach dem andern davon abzureißen? Je weniger das ist, was unsre angebliche Aufklärung uns von der Religion unsrer Väter übrig gelassen hat; je gemeiner es unter den Großen, unter den Gelehrten und überhaupt unter den angesehensten Ständen zu werden anfängt, die Religion noch blos als ein politisch-

moralisches Märchen gelten zu lassen, und je mehr sie durch diese Art zu denken täglich von ihrem Ansehen und nützlichen Einfluß verliert: — um so nöthiger scheint es mir, daß man bei Abstellung und Verbesserung offenbarer Mißbräuche (wie zum Beispiel das Mönchswesen ist) sich hüte, auch an solche Theile der kirchlichen Disciplin Hand zu legen, die, in unsern Zeiten wenigstens, vielleicht noch das kräftigste Mittel sind, die Religion bei demjenigen Ansehen und Einflusse zu erhalten, dessen Erhaltung oder Verlust keinem Wohlgesinnten gleichgiltig sein darf. So wie in unsern Tagen Mißbrauch sein kann, was vor einigen Jahrhunderten ein guter Brauch war, so ist's auch sehr möglich, daß jetzt, in Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Sachen, etwas ein guter Brauch ist, was vormals unter ganz andern Umständen Mißbrauch war. Ehemals hatte die Klerisei zu viel Ansehen und Einfluß, jetzt hat sie zu wenig. Immerhin schaffe man alle unnützen Kleriker ab. — Aber man lasse den unentbehrlichen, denen, welchen die Seelsorge anvertraut ist, das Ansehen, ohne welches sie ihr Amt nicht mit Nutzen verwalten können. Diese Seelsorge — (ich nehme das Wort, wie billig, in seiner unverfälschten Bedeutung) macht den großen Unterschied zwischen ächten christlichen Pfarrherren und den Sacrificulis, Pfaffen, Bonzen, Fakirn, Lamas, Fufus und Kakafus unsrer und aller Religionen in der Welt. Ein Pfarrer ist als Seelsorger seiner Gemeine eine Art von moralischem Vormund und Aufseher; dies ist es, was ihn zu ihrem Hirten, sie zu seiner Heerde, ihn zu ihrem geistlichen Vater, sie zu seinen geistlichen Kindern macht. Aber wie soll er ohne das Ansehen und die Macht eines Aufsehers, Hirten und Vaters den Pflichten dieser ihm aufgetragnen Aemter genug thun können? Und wie kann er dieses Ansehen behaupten, ohne die möglichste Unabhängigkeit von Denen, die unter seiner moralischen Aufsicht stehen?

Diethelm. Unabhängigkeit?

Walder. Sie erschrecken ja vor dem Wort Unabhängigkeit wie vor einem Popanz? — Bei Euch Protestanten mag es freilich zu einem politischen Grundsatze geworden sein, die Geistlichen so tief niederzudrücken als möglich. Aber mich däucht, eine kleine Aufmerksamkeit auf das, was Religion und Sitten bei Euch dadurch gewonnen haben, sollte uns Katholiken in Adoptirung Eurer Grundsätze über diesen Punkt ein Wenig behutsam machen. — Doch auf diesem Wege würden wir zu weit

von dem unsrigen kommen. — Wir haben uns bisher noch immer verstanden, lieber Diethelm, das Wort Unabhängigkeit soll uns nicht entzweien! Meine Meinung ist, wie Sie wissen, nichts weniger, als der Klerisei politische Unabhängigkeit und Exemtion von der höchsten Gewalt im Staate, welcher Jedermann unterthan sein soll, zuzugestehen. Ich will nicht, daß die Geistlichen Eingriffe in das obrigkeitliche Amt sollen thun können, noch daß die Heiligkeit des ihrigen sie vor dem Schwerte der Gerechtigkeit schütze, wenn sie es durch Verbrechen schänden. Ich räume ihnen keine Gewalt über Vermögen, Ehre und Leben der geistlichen Schafe, deren Hirten sie sind, ein; keine Bannkeile, womit sie sogar Könige von ihren Thronen herunterdonnern könnten; — kurz, ich verwandle die Nachfolger der Propheten und Apostel in keine Druiden, wie unsre rohen neubekehrten Väter vor dreizehnhundert Jahren gethan haben. Aber wenn man ihnen eingestehet, wie bei uns wenigstens geschieht — daß sie die Nachfolger und Stellvertreter der Propheten und Apostel sind, so müssen sie auch das Ansehen, die Würde und die Art von Unabhängigkeit haben, ohne welche sie das nicht sein können, was sie vorstellen sollen. Sie müssen von dem Volke nicht als Seinesgleichen, sondern als Diener und Gesandte Desjenigen angesehen werden können, der auch die Könige der Erde richtet. Ihr Mund muß frei sein, die Laster des Volks und der Großen zu strafen. Keine Rücksichten auf persönliche und ökonomische Nachtheile, die ihnen daraus entstehen könnten, müssen ihre Zunge binden und die öffentlichen Vertreter der Wahrheit und Tugend nöthigen, das Interesse derselben zu verrathen oder doch nur lässig und furchtsam zu betreiben. Und, was ebenso wesentlich ist, sie müssen in solchen Umständen sein, daß sie die erhabne Sittenlehre des Evangeliums, die Geringachtung der vergänglichen Befriedigungen dieses Lebens gegen die ewigen Güter des zukünftigen, den himmlischen Sinn, die allgemeine Liebe und Wohlthätigkeit, die Aufopferung ihrer selbst für ihre Gemeine u. s. w. noch stärker durch ihr Beispiel und Leben als durch Lehren und Declamationen predigen können. Aber wie soll Alles dies möglich sein, wenn wir sie bei ihrem ohnehin so mäßigen und meistens kärglich zugemessenen Einkommen noch mit der Sorge für Weib und Kinder beladen? sie dadurch in allerlei ihrem erhabnen Beruf hinderliche Geschäfte und Zerstreuungen verwickeln? sie durch Alles dies mit dem geringsten ihrer Untergebenen in einerlei

Kategorie stellen und nicht nur von den weltlichen Herren und ihren Dienern, sondern von dem gemeinen Manne selbst in tausend Rücksichten abhängig machen? Wie soll Derjenige Gastfreiheit und Wohlthätigkeit ausüben und immer Alles, was er seinem nothdürftigen Bedürfniß entziehen kann, mit den Armen und Nothleidenden zu theilen bereit sein können, der öfters (wie es bei Euch Protestanten ganz gewöhnlich sein soll) mit der angestrengtesten Nebenarbeit kaum noch so viel zu seinem armseligen Tagelöhnersgehalt verdienen kann, als er braucht, um seinen Kindern Brod und nothdürftige Kleidung zu schaffen? Wie soll Der die Geschäfte des Reichs Gottes mit Würde treiben, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit mit dem gehörigen Eifer führen und die Sünden des Volks mit freimüthigem Ernst und Nachdruck strafen können oder zu einem David sagen dürfen: „Du bist der Mann des Todes!“ — der dem Volke wegen seiner Dürftigkeit verächtlich ist, und dem eine Lage, worin er Jedermann schonen muß, allen Muth benimmt, als Einer, der Gewalt hat, zu sprechen? — Sehen Sie, lieber Diethelm, von dieser Seite betrachte ich den seit einiger Zeit diesseits und jenseits der Alpen so eifrig in Bewegung gebrachten Vorschlag, unsrer Geistlichkeit den Ehestand zu erlauben. In meinen Augen würde dies einer der tödtlichsten Stöße sein, den unsre Modephilosophie dem nöthigen Ansehen der Klerisei und dadurch mittelbarer Weise der Religion selbst beibringen könnte. Und wie sehr auch die Gebieter über unser irdisches Schicksal die Bevölkerung (aus Ursachen, über die ich mir leider keine Illusion machen kann) auf alle mögliche Weise zu begünstigen geneigt sein mögen, so däucht mir doch der Vortheil, der dem Staat dadurch zugehen könnte, wenn auch unsre Geistlichkeit zum Bevölkern angehalten würde, nur eine sehr schlechte Entschädigung für die nachtheiligen Folgen zu sein, die ich aus dieser staatswirthschaftlichen Speculation haufenweise und in einer unendlichen Progression hervorwimmeln sehe.

Diethelm. Ich müßte große Lust haben, den Sophisten zu spielen, wenn ich leugnen wollte, daß in Ihrer Vorstellungsart über diesen Punkt etwas Wahres ist. Aber entscheidend kann ich Ihre Einwendung darum noch nicht finden. Alles, was daraus folgt, ist: daß die Sache mehr als eine Seite hat; daß sich unter den gegenwärtigen Umständen ebenso wichtige Gründe für als wider den Cölibat der Geistlichen hervorthun, und daß es also um so nöthiger wäre, auf ein Auskunftsmittel

zu denken, wodurch den beiderseitigen Unfüglichkeiten geholfen werden könnte, ohne daß man genöthigt wäre, die Geistlichen an ein für die meisten so drückendes und für die Gemeinen, denen ihr Beispiel vorleuchten soll, so wenig erbauliches Enthaltungsgelübde anzufesseln.

Walder. Und dies Auskunftsmittel?

Diethelm. Ist schon gefunden! Es liegt vor uns. Wie ist's möglich, daß Sie es übersehen können? Die Klostergüter, lieber Walder, die Klostergüter reichen zu Allem zu. Sie haben doch nicht schon wieder vergessen, daß wir alle Mönchsorden aufgehoben und alle ihre Güter und Kirchenschätze eingezogen haben? Der dritte Theil davon ist (wie ich gewiß glaube) mehr als hinlänglich, um allen Pfarrherrn in jedem katholischen Lande ein so reichliches Einkommen zu stiften, daß sie, so gut als irgend ein Rector in der englischen Kirche, mit ihren Familien standesmäßig davon leben, ihre Kinder gebührlich erziehen und versorgen und dennoch immer so viel übrig haben können, um die Pflichten der Gastfreiheit und Menschenliebe auf eine sehr edle Art auszuüben.

Walder. Nun, daran hab' ich freilich nicht gedacht — und es lag mir doch, wie Sie sagen, vor der Nase! Das muß man Ihnen lassen, Diethelm, Sie haben eine glückliche Imagination! Ehe man sich's versieht, ist sie mit Ihnen — im Severambenlande. Aber im Ernste, sollten Sie wol eine so gutherzige Seele sein, zu glauben, daß auf diesem unsern armen Planeten, wo von allen politischen und patriotischen Träumen der Menschenfreunde und Kosmopoliten (seit dem Babylonischen Thurmbau bis auf diesen Tag) nicht ein einziger jemals zur Wirklichkeit reif geworden ist, so viel Weisheit und Tugend wäre, daß ein solches Project wie das Ihrige zu Stande kommen könnte?

Diethelm. Ich besorge beinahe selbst, daß ich immer zu gut von den Menschen denke.

Walder. Nicht zu gut — denn man kann nicht zu gut von den Menschen denken; nur zuweilen nicht schlecht genug — denn man kann auch nicht schlecht genug von ihnen denken. Suchen Sie bei den Bewohnern unsers Erdballs Alles, was Sie wollen, nur keine reine Absichten, nur keine Consequenz im Kopfe und kein Ausharren beim Wahren und Guten, weil es wahr und gut ist! — Mir ist kein einziges Beispiel bekannt, daß Menschen jemals ein gutes Werk

unternommen hätten, ohne etwas daran unvollendet zu lassen oder irgend einen häßlichen Schwanz dranzuflicken und gerade durch das, was sie unvollendet ließen oder dranflickten, alles Uebrige, was sie gut gemacht hatten, wieder zu verderben. Wissen Sie eines, Diethelm, so bitte ich Sie, bereichern Sie mich durch die Mittheilung einer so seltnen Seltenheit.

Diethelm. Ich will mich besinnen — Aber ehe wir uns trennen, was halten Sie von dem Project, die protestantischen Kirchen mit der katholischen wieder zusammenzuschmelzen, woran (dem Vernehmen nach) einige Kosmopoliten und Menschenfreunde von Neuem so eifrig arbeiten sollen?

Walder. Und was halten Sie von der neuen Menschengeneration, die jetzt nach dem schönen Project der Frau Gräfin von Genlis gezeugt, geboren und erzogen werden wird? und von den herrlichen Wundern, die durch diese Menschen, wie noch keine gewesen sind, im neunzehnten Jahrhundert werden zu Tage gefördert werden?

Diethelm. Und Sie, Walder, was halten Sie von einer Toleranz, vermöge deren (wie neulich gewisse Zeitungen versicherten) der Uebergang von der herrschenden Religion zur geduldeten als ein Verbrechen gestraft werden soll?[1])

Walder. Und von der großen Reformation, die in diesem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch zu Stande kommen soll?

Diethelm. Und von den gewaltigen Weltbegebenheiten, welche die den dritten November dieses Jahres bevorstehende große Zusammenkunft des Jupiter's mit seinem Vater Saturnus nach sich ziehen wird?

Walder. Wissen Sie was, Diethelm? — Wenn man,

---

[1]) Im ersten Druck folgte hier noch:

„Walder. Und Sie, Diethelm, von einer Ode an den Kaiser, worin Seine päpstliche Heiligkeit Pius VI. als ein dreikrontragender Obermönch und Ihre Hochwürdigsten Eminenzen, das ganze heilige Collegium als seine purpurbemäntelte Mönchlein tractirt werden, und die man uns sogar für ein Werk des erhabensten Dichters unsers Jahrhunderts hat aufheften wollen?

„Diethelm. Und Sie von allen den Abläßen, welche Pius VI. zu W. verschenkte, und von allen den Rosenkränzen, die er eigenhändig einweihte, vermuthlich um den Protestanten desto mehr Lust zur Wiederkehr zu machen?"

Schon beim Wiederabdruck in der Sammlung seiner Kleineren prosaischen Schriften (1786) hat Wieland diese Stelle weggelassen und auch später in den Sämmtlichen Werken nicht wieder aufgenommen. — A. d. H.

wie wir, nicht jung genug ist, um Alles, was gleißt, gleich für Gold zu halten, und nicht alt genug, um der allgemeinen Farce, die um uns her gespielt wird, gleichgiltig zuzusehen, — so fühlt man zuweilen, wie dem ehrlichen Juvenal zu Muthe sein mochte, da es ihm so schwer vorkam, keine Satire zu schreiben. Aber bei dem Allen ist für Leute, die gern in heiler Haut schlafen, doch nur ein guter Rath.

Diethelm. Und der ist?

Walder. Der, den Merry Andrew beim Prior seinem Meister giebt:

Mind neither good nor bad, nor right nor wrong,
But eat your pudding, Slave, and hold your tongue!

„Sorg nicht um recht noch unrecht, gut noch faul!
Friß Deinen Pudding, Sclav', und halt Dein Maul!"

Marc-Aurel an die Römer.

Aus dem Englischen

der Mß. Knight sehr frei übersetzt.

Zuerst gedruckt im Teutschen Merkur, 1784. Bd. I. S. 193–196, und von Wieland nachträglich in den VI. Supplementband seiner Werke aufgenommen.

Als unterm majestät'schen Dom
Des hohen Capitols, im schauervollen Kreise
Der alten Herrn der königlichen Rom,
Vor Allen Marc-Aurel, der Weise,
Mich näher zog und mein gerührter Blick
In jedem Zug den Geist erspähte,
Der, so geschäftig einst zum Glück
Der halben Welt, noch jetzt um seine Lippen wehte:
Auf einmal — (grenzlos ist die Allmacht der Natur!)
Verschwand um seinen Mund des Lächelns leise Spur,
Aus seinen Augen schien ein blitzend Licht zu brechen,
Und (wundervoll!) so fing der Marmor an zu sprechen:

„Wie lange soll ich noch dem schnöden Blick voll Hohn
Von jenem Wütherich als wie zum Ziele stehen?
Hinweg von mir mit Agrippinens Sohn!
Laßt mich an seiner Statt den neuen Titus*) sehen,
Den Vater seines Volks, den Solon auf dem Thron!
Den Fürsten, der in ungeborgtem Glanze,
Der Sonne gleich, erleuchtend, streng und mild,
Den unermessnen Kreis der Königspflicht erfüllt;
Als Mann des Staats nur immer für das Ganze
Wohlthätig und gerecht, vor keinem Götzenbild
Des Wahnes kniet und heldenmüthig, mitten
Durch den Gespensterwald, von keinem Widerstand
Gehemmt, erweicht von keinen Bitten,
Geschreckt von keiner Furcht, mit unaufhaltbarn Schritten,
Die Fackel der Vernunft in seiner festen Hand,
Sein großes Ziel verfolgt, von jedem Eisenband,
Das Geist und Leiber drückt, die Menschheit zu befreien
Und — (was ich selbst kaum einen Augenblick
Dem Erdkreis einst gezeigt) — im allgemeinen Glück
Asträens Herrschaft zu erneuen."

---

*) Kaiser Joseph II.

Wie, Pius, kannst Du noch verziehn,
Mit eigner Hand sein Bild hier zu erheben?
Du selbst besuchtest ja sein neugeschaffnes Wien,
In seinem großen Werk — den Segen ihm zu geben.

Der Gedanke und die Wendung der Verse der Madame Knight (geschrieben den 18. April 1783 in dem Saale des Capitols, wo die Brustbilder der alten Kaiser aufgestellt sind), die ich aus dem sechsten Hefte der „Pomona" zuerst kennen lernte und vor Kurzem in der Retzerischen Sammlung wiederfand, gefiel mir so wohl, daß ich versuchte, sie in deutsche Verse überzutragen. Doch behielt ich blos die Hauptidee der englischen Dichterin bei und überließ mich in der Ausführung mir selbst. Das Original verlor so viel dadurch, daß ich es für eine Art von Schuldigkeit halte, die Leser, die des Englischen kundig sind, durch Mittheilung desselben zu entschädigen.

Beneath the Capitol's majestic dome,
Amidst the mighty Chiefs of ancient Rome,
At Marc-Aurelius as I chanc'd to gaze,
A sudden change I view'd with deep amaze:
The smile benignant from his features broke,
And, strange to tell, the living marble spoke:
„How long must I the look insulting bear
Of yon tyrannic Nero's impious air?
Remove that bust, and if, to fill the place,
You seek some Hero, who these walls may grace,
Some Chief, who makes his country's good his aim,
Who treads the glorious path of honest fame,
Who makes Philosophy Religion's cause,
Whom no deceit allures, no precept awes,
Who gives new vigour to his warlike bands
And emulates the virtue he commands,
Whose active mind indignant scorns repose,
Whom prejudice and art invain oppose,
Who frees from chains the body and the mind,
In Austria's Caesar such a Chief you'll find."

Eine

Luftreise ins Elysium.

Die „Luftreise ins Elysium" erschien zuerst im Teutschen Merkur, 1787. Bd. III. S. 108—141 (überschrieben: Eine Luftreise in die Unterwelt) u. Bd. IV. S. 3—28 (überschrieben: Die Luftreise in Elysium). Die von Wieland beabsichtigte fernere Fortsetzung ist unterblieben und bei dem Abdruck in den Sämmtlichen Werken (Bd. XXVIII) blos ein kurzer Schluß zugefügt (s. S. 268, Anm.).

Ich denke nicht, daß es in diesem goldnen Alter der Menschheit, wo seit weniger als zehn Jahren so viele neue Wunderkräfte in unsrer Natur aufgespürt worden sind, irgend einer Person, die dieses lesen wird, wofern sie nicht an einer ganz unheilbaren Verstopfung und Verhärtung ihres Glaubensorgans*) krank ist, befremdlich vorkommen werde, wenn ich mit aller gebührenden Bescheidenheit gestehe, daß ich — oder wenn man lieber will, das unerforschliche Etwas, das ich (um gewöhnliche Prose zu reden) meine Seele zu nennen pflege, unter andern geringen Naturgaben auch diese besitze, vermittelst einer gewissen sehr einfachen Operation, so oft es mir oder ihr beliebt, aus meinem Körper herauszugehen und sich in jede selbstbeliebige Bestimmung des Raumes und der Zeit — mit andern Worten, in jeden Ort der Welt und in jeden Zusammenhang des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen zu versetzen, worin ein Lebendiges meiner Gattung seiner Natur und Art nach nur immer fortkommen oder zugelassen werden kann.

Ich setze diese Einschränkung nicht aus bloßer Bescheidenheit hinzu, sondern weil ich (wie der edle und wahrheitliebende Eukrates in Lucian's Lügenfreund) meinen Freunden nicht gerne mehr sagen möchte, als wahr ist; und ich muß daher aufrichtig gestehen, daß der Kreis, über welchen mir nicht er-

---

*) Bekanntermaßen sprechen unsre neuesten Adepten von dem, was sie Glauben nennen, in solchen Ausdrücken, daß man (wenn anders eine Art von Sinn darin sein soll) nothwendig denken muß, sie nähmen in gewissen besonders dazu begabten Menschen, ich weiß nicht was für ein inneres Glaubensorgan oder natürliches Werkzeug an, vermittelst dessen ein Mensch ebenso glaubt, wie er vermittelst seines Auges sieht; nur mit dem Unterschiede, daß wir andern menschlichen Menschen mit unsern Augen nur sichtbare Dinge sehen, jene Virtuosen im Glauben hingegen vermittelst ihres unnennbaren Organs auch unglaubliche Dinge glauben, welches ihnen freilich einen großen Vortheil über uns giebt.

laubt ist hinauszugehen, um ein Beträchtliches kleiner ist als jener berühmte Hermetische Zirkel,

„Dessen Mitte aller Orten,
Dessen Umkreis nirgends ist."

Außerdem sind mir auch, wenigstens dermalen, noch nicht alle Elemente gleichgiltig; und ich leugne nicht, daß ich (aus Ermanglung eines gewissen flüchtigen Oels, das aus concentrirten Sonnenstrahlen gezogen wird und neben andern Wunderkräften auch die Tugend hat, jeden damit gesättigten Körper feuerbeständig zu machen) es noch nicht so weit habe bringen können, in dem Elemente der Salamander länger als zwei bis drei Secunden auszudauern, und daher zu meinem großen Leidwesen nicht so viele Beobachtungen in dieser merkwürdigen Region der Geisterwelt habe machen können, als ich wol wünschen möchte, seitdem mir mein alter Freund Gabalis (den ich mit dem berühmten Gablitone nicht zu verwechseln bitte) von der Schönheit und den geistigen Reizen der Salamanderinnen, mit denen er sehr genau bekannt ist, die außerordentlichsten Dinge von der Welt erzählt hat.

Man wird mir vielleicht einwenden: „zwei bis drei Secunden seien für eine Seele, die aus ihrem Leibe herausgehen könne, eine lange Zeit, und Muhamed habe auf dem weltberühmten Esel Alborak in keiner längern Zeit alle neun Himmel durchwandert und nicht weniger als sechzigtausend Unterredungen mit dem Mann im Monde*) gehalten."

Ich will nicht so unhöflich sein, die historische Wahrheit dieser musulmanischen Erzählung in Zweifel zu ziehen oder (wie wol Mancher, der es nicht Ursache hätte, ohne Bedenken thun würde) ein von sehr ansehnlichen Männern bekräftigtes und an sich selbst so simples Factum dreiste wegzuleugnen. Ganz gewiß ist die Zeit ebenso unendlich theilbar als der Raum. Es kann Wesen geben, denen das, was wir eine Secunde nennen, ein Jahrhundert, und wieder andere, denen unsre Jahrhunderte ebenso viele Secunden sind. Aber ich erröthe nicht, zu gestehen, daß ich keines dieser Wesen bin — wiewol

*) Die Muhamedaner sagen zwar, mit Gott; aber es ist augenscheinlich, daß es kein Anderer als der Mann im Monde gewesen sein kann. Ueberhaupt kann man sich darauf verlassen, daß von Allem, was seit zwanzig- oder dreißigtausend Jahren auf Unkosten des lieben Gottes gesagt und geschrieben worden, nicht der hundertste Theil wahr ist.

mir (im Vorbeigehen zu sagen) nicht unbekannt ist, daß ein gewisser Grad des Hermetischen Adeptenordens, wovon der berühmte Misphragmutosiris zur Zeit der unsichtbare Obere ist (wenn ich nicht irre, ist es der siebenhundertsiebenundsiebzigste), im Besitz des Geheimnisses sein soll, sein Seelenuhrwerk so zu richten, daß es so langsam oder so schnell läuft, als man verlangt; ein Geheimniß, vermöge dessen es nur von den Besitzern desselben abhängt, allenfalls in noch kürzerer Zeit als Muhamed alle Sterne des himmlischen Archipelagus (den der gemeine Mann die Milchstraße zu nennen pflegt) zu besuchen und Alles da zu sehen und in ihr Reisejournal zu notiren, was darin sehenswürdig ist.

Wenn ich indessen meine Meinung über diese und dergleichen Dinge aufrichtig sagen soll, so will ich zwar einem berühmten Seher unsrer Tage gern glauben, daß eine Zeit kommen werde, wo ein Adamssohn, um sich aus einem Klumpen Urmaterie ein schönes und mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehenes Weltchen zu bauen, nicht mehr Zeit und Mühe aufzuwenden nöthig haben wird als ein Knabe, um ein Kartenhaus aufzuführen, und wo der Geringste von uns die Reise um das Universum in ebenso viel Minuten machen wird, als in unserm dermaligen Raupenstande (mit dem großen Haller zu reden) ein Cook Jahre nöthig hatte, die kleine Welt, auf deren Oberfläche wir kriechen, in seiner Nußschale zu umsegeln; ja, ich gebe sogar zu, daß diese Zukunft so weit nicht mehr entfernt ist, als die Unglaubigen und Epikureer denken. Indessen wollte ich doch wohlmeinend gerathen haben, die Saiten nicht auf einmal gar zu hoch zu spannen.

Alles nach und nach und zu seiner Zeit! Ich dächte, wir könnten uns vor der Hand damit begnügen, daß wir es in so Kurzem schon so weit gebracht haben! In der Luft schiffen, auf dem Wasser gehen, durch eine dreißig Schuh tiefe Erdrinde Quellen riechen, mit geschlossnen Augen in dem Magen eines Kranken sehen, was ihm fehlt und womit ihm geholfen werden kann, aus Urinsalz Gold und, ich weiß nicht aus welchem Salz ohne Zuthun eines Weibes sogar Menschen machen, mit den Ohren riechen, mit den Augen hören, sich von seiner eigenen Nasenspitze zum Anschauen des Unendlichen — Nichts erheben u. s. w. — Alles das sind doch, beim Hercules! keine Kleinigkeiten; und das Alles ist gleichwol seit wenigen Jahren entdeckt und das Antheil einer Anzahl auserwählter Erdensöhne ge-

worden, welche (wie alles Gute sich gern mittheilt) bereit sind, ihre Brüder und Schwestern um wenige Louisd'or in diesen herrlichen Mysterien einzuweihen. Nach einem solchen Anfang hat man alle Ursache von der Welt, sich die luxuriantesten Hoffnungen zu erlauben; und ich sehe in der That nicht, warum wir es nicht noch vor Ablauf dieses achtzehnten Jahrhunderts so weit gebracht haben sollten, nach Gefallen jede Gestalt anzunehmen, auf Besenstielen oder auf geflügelten Widdern, wie Phrixus und Helle, durch die Luft zu reiten, im Wasser und im Feuer unter Ondinen und Salamandern zu leben, mit einem Wort, alle die Wunder der Mythologie, der Mönchslegenden, der Tausend und einen Nacht und der ganzen Feengeschichte zu realisiren, die bis auf diesen Tag von kurzsichtigen, blödherzigen oder übelgesinnten Leuten für Träumerei und Kinderspiel gehalten worden sind.

Indessen dürfte es doch des gemeinen Besten wegen nöthig sein, die bevorstehende große Umkehrung und Umgestaltung aller Dinge nicht gar zu schnell auf einmal zu bewirken. Alle plötzlichen Veränderungen sind gefährlich, wie wir die Beispiele täglich vor Augen sehen. Besonders will ich hiermit die Besitzer des Steins der Weisen und des Wassers aus der Jugendquelle angelegentlichst gebeten haben, in der Mittheilung ihrer Geheimnisse mit etwas mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung zu verfahren, als die Adepten des thierischen Magnetismus und Somnambulismus mit dem ihrigen. Denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß eine ganze Ilias von Verwirrung und Unheil daraus entstehen müßte, wenn das Gold auf einmal so gemein würde wie Gassenkoth, oder wenn das Wasser der Unsterblichkeit in Hamburg, Frankfurt und Leipzig ebenso leicht und wohlfeil zu haben wäre als die privilegirten Universalarzneien, solarischen Tincturen, gekrönten und ungekrönten Wunderessenzen u. s. w., die mit allen ihren bewährten und weltbekannten Zauberkräften bisher doch nicht verhindert haben, daß die Leute ebenso gut an ihren Krankheiten gestorben sind, als ob gar keine Universalarznei in der Welt wäre.

Doch ich sehe, daß ich unvermerkt weiter von meinem Wege abgekommen bin, als ich Willens war. Um also auf meine eigene Wenigkeit und die oben besagte Gabe zurückzukehren, so finde ich für nöthig, noch beizufügen, daß diese Naturgabe (oder wie man es nennen will) nichts weniger als ein besonderes

Privilegium, dessen ich mich ausschließlich zu rühmen gedächte, sondern eine Sache ist, in deren Besitz sich schon von uralten Zeiten her mehrere Sterbliche befunden haben. Vermuthlich ist der junge Derwisch des Königs Fadlalla von Mussel in den persischen Erzählungen und der Wohlthätige in den Illustres Fées der Gräfin d'Aulnoy nur Wenigen, die dieses lesen, unbekannt. Ich begnüge mich, diese zwei Beispiele anzuführen, weil sie aus Quellen gezogen sind, deren Glaubwürdigkeit hoffentlich Niemand in Zweifel ziehen wird. Indessen kann ich doch nicht unbemerkt lassen, daß sich ein nicht ganz unbedeutender Unterschied zwischen der Verfahrungsart dieser beiden Adepten und der meinigen befindet. Fürs Erste konnten sie, wie es scheint, ihre Seele nicht anders aus ihrem Leibe herausbringen, als indem sie ihr einen andern entseelten menschlichen oder thierischen Körper zu beseelen gaben; und dann bewirkten sie diese Metempsychose mit Hilfe gewisser magischer Worte, und zwar der Wohlthätige durch das bloße Aussprechen des Wortes Quiribirini. Ich gestehe offenherzig, daß mir die vorgebliche Kraft dieses und aller andern magischen Wörter und Formeln, vermittelst deren man zu fliegen, im Feuer oder unter dem Wasser zu leben, Geister zu sehen und Schätze zu erheben vermeint, um so verdächtiger sind, da bekanntermaßen alle diese Wunderdinge von unsern heutigen Adepten nicht durch Zauberei, sondern durch ganz natürliche Mittel und auf die simpelste Art von der Welt zu Stande gebracht werden.

Wie es aber auch damit sein mag, meine Methode wenigstens ist von dieser ganz verschieden. Ich gehe aus meinem Körper heraus, ohne in einen andern überzugehen; und die ganz schlichte Ursache hiervon ist, weil meine Seele, auch nachdem sie ihren Körper abgelegt hat, ihn, oder vielmehr einen ihm gleichen phantastischen Leib, noch immer um sich zu haben glaubt. Etwas Aehnliches hat schon der große Swedenborg an den Neuverstorbenen wahrgenommen und erklärt diese sonderbare Erscheinung sehr philosophisch aus der Macht einer zur andern Natur gewordenen Gewohnheit. Der Unterschied ist blos, daß dieser phantastische Körper wegen seiner außerordentlichen Leichtigkeit meine Seele nicht verhindern kann, durch einen bloßen Act ihres Willens und in ungemein kurzer Zeit Reisen zu machen, die sie, mit ihrem wirklichen Leibe bepackt, entweder gar nicht oder nicht anders als in sehr langer Zeit, mit viel Gefahr, Beschwerlichkeit und Aufwand hätte machen können.

Ueberdies bediene ich mich dabei weder des Zauberwortes Quiribirini noch irgend eines andern Mittels, wodurch ich mit den Handhabern des berüchtigten Hexenhammers in unangenehme Verhältnisse gerathen könnte, sondern es geht dabei wenigstens so natürlich zu als bei Desorganisirung eines Mädchens von zwanzig Jahren. Nur ist die dabei erforderliche Manipulation unendlich einfacher und, die Wahrheit zu sagen, auch unendlich züchtiger; und so wie bekanntermaßen nur eine nervensieche Person die gehörige Empfänglichkeit hat, unter den Händen eines in Rapport mit ihr stehenden Magnetisirers in den erhabenen Zustand des magnetischen Somnambulismus versetzt zu werden, so werden im Gegentheil zu der Wirkung, wovon ich rede, und die ich aus guten Ursachen mit keinem lateinischen oder griechischen Namen belegen will, ziemlich gesunde Nerven erfordert.

So viel habe ich für nöthig erachtet, zu Befriedigung der Wißbegierde meiner geneigten Leser vorauszuschicken, da die Höflichkeit zu erfordern schien, ihnen aus der Art und Weise, wie es mit diesen Ausflügen meiner Seele zugeht, kein Geheimniß zu machen. Sie haben nun ein neues Beispiel von der Wahrheit des großen und zeither so häufig angeführten Grundsatzes, in welchen der erhabene Stifter der neuesten Philosophie, Hamlet, Prinz von Dänemark, sein ganzes System eingeschlossen hat:

„Es giebt der Dinge viel im Himmel und auf Erden,
Die in den Schulen uns nicht vordociret werden!"

Eine Wahrheit, die mit klafterlangen goldnen Buchstaben an alle Wände geschrieben zu werden verdient, da sie nicht nur den Schatz der menschlichen Erkenntnisse auf die leichteste Art von der Welt ins Unendliche vermehrt, sondern auch durch die billige Achtung, die jeder Entdecker neuer Naturkräfte, neuer Sinne und neuer Manipulationen natürlicherweise für die Entdeckungen, Sinne und Manipulationen seiner Brüder trägt, die gegenseitige Duldung und allgemeine Menschenliebe unendlichemal mehr befördert als alle Sprüche der sieben Weisen aus Griechenland zusammengenommen.

Ich bitte um Vergebung, wenn dieser Prolog diejenigen Leser, die sich lieber, in der Homerischen Manier, so bald als möglich mitten in den Strom der Erzählung hineinwerfen

lassen, ein Wenig ungeduldig gemacht hat; nur noch ein Wort, und ich komme zur Sache.

Die Art und Weise, wie sich meine Seele bei ihren kleinen Wanderungen benimmt, oder, wenn man lieber will, der Zustand, worin sie sich dabei befindet, hat eine so große Aehnlichkeit mit dem, was man träumen nennt, daß ich anfangs selbst dadurch hintergangen wurde und das, was mir in diesem sonderbaren Zustande begegnete, für einen bloßen Traum hielt. Indessen bemerkte ich bald, daß es in jenem Falle allezeit von meiner Willkür abhing, an welchen Ort ich mich versetzen wollte, und daß ein Zusammenhang und eine Ordnung in meinen Vorstellungen war, die in eigentlich sogenannten Träumen nicht leicht stattfindet. Diesen gedoppelten sehr wesentlichen Unterschied abgerechnet, ist beinahe alles Uebrige in beiden Fällen gleich. Meine Seele hat bei einer solchen Auswanderung aus ihrem Körper, gerade wie im Traume, nur einen Augenblick nöthig, um einen Weg von mehrern hundert oder tausend Meilen zu machen. Nichts übertrifft die Leichtigkeit des Quasi-Körpers, womit sie, in der Meinung, daß es ihr gewöhnlicher sei, bekleidet ist. Alle ihre Sinne sind ungewöhnlich scharf. Die fremdesten Gegenstände kommen ihr bekannt vor, sie wundert sich über nichts, glaubt Alles schneller und leichter zu verstehen als in ihrem alltäglichen Zustande, ist gleich mit allen vorkommenden Personen auf dem Fuß alter Freunde, die sich nach langer Trennung wiedersehen u. s. w. Ich überlasse, um nicht in eine neue Digression verwickelt zu werden, dem geneigten Leser, über Alles dieses nach dem größern oder kleinern Maße seiner psychologischen Weisheit zu denken, was er kann und will, da ich durch diese Bemerkungen blos dem Irrthume zuvorkommen wollte, welchen die leicht wahrzunehmende Aehnlichkeit zwischen Seelenwanderungen und Träumen hätte veranlassen können.

Die Lucianischen Todtengespräche, deren Uebersetzung mich zeither beschäftigt hatte, veranlaßten auf eine sehr natürliche Art den Wunsch in mir, wo möglich mit eigenen Augen zu erkundigen, wie es in der sogenannten Unterwelt aussehe. Wie unwahrscheinlich auch die Erfüllung eines so seltsamen Wunsches den Unglaubigen und Epikureern vorkommen mag, so überzeugte mich doch der oben angeführte Hamletische Grundsatz, daß sie nicht unmöglich sei. Es ist nichts unmöglich, sagte ich herzhaft zu mir selbst, zumal seitdem die große Entdeckung gemacht worden ist, daß es in irgend einem andern Planeten oder Kometen Wesen geben kann, bei denen zweimal zwei — drei oder fünf ist.

Ich dachte der Sache nach, fand aber immer den leidigen Grundsatz in meinem Wege, daß, wenigstens auf unsrer sublunarischen Welt, nichts ohne Mittel geschehen kann, und daß ordentlicherweise zwischen den Mitteln und dem, was dadurch gewirkt werden soll, irgend ein mehr oder weniger begreiflicher Zusammenhang stattfinden muß.

Zu gutem Glücke rüttelte dieses vergebliche Nachdenken in meinem Gedächtniß endlich die Erinnerung auf, daß ich vor langer Zeit in einem alten Bouquin ohne Titelblatt und Schluß von einer gewissen Manipulation gelesen hatte, vermittelst deren die Seele aus ihrem Körper herausgehen und sich an jeden beliebigen Ort versetzen könne. Damals hatte ich aus dem Vorurtheil gegen alles Wunderbare, welches unsre Wundermänner mit so vielem Recht als das größte Hinderniß der möglichsten Exaltation unsrer Natur ansehen, dieses Kunststück mit dem Quiribirini des Feenmärchens in eine Classe gesetzt und nicht der geringsten Aufmerksamkeit gewürdiget. Aber jetzt, da ich in dem Falle war, zu wünschen, daß es anschlagen möchte, hielt ich es wenigstens des Versuchs würdig. Die Manipulation ist, wie gesagt, ohne Vergleichung einfacher als die somnambulatorische und erfordert kaum

eine Viertelstunde Zeit. Ich versuchte sie, und siehe, es gelang.

Ich befand mich auf einmal, und so schnell als ein Mensch sich in Gedanken nach Rom, Peking oder in den Mond versetzen kann, in einer Gegend, die ich beim ersten Anblick für die Gefilde Elysium's erkannte, wovon Virgil schon in meiner ersten Jugend das anmuthigste Bild in meine Seele gesenkt hatte. Nur jene Günstlinge der Natur, die, mit dem zartesten Gefühl geboren, in den Tagen der ersten Liebe mit der geliebten Seele (denn in dieser seligen Periode des Lebens webt man in einer ganz geistigen Körperwelt und liebt nur Seelen) allein Arm in Arm in einer vom Monde beleuchteten lauen Sommernacht lustwandeln gegangen zu sein sich erinnern, sie allein können sich von diesen lieblichen Thälern der Ruhe eine Vorstellung machen, die meinem Unvermögen, sie zu schildern, zu Hilfe kommt; für alle Uebrigen würde auch die lebhafteste Beschreibung nur todter Buchstabe sein.

Diese reizenden Gefilde sah ich von einer unzähligen Menge menschlicher Gestalten belebt, die in größern oder kleinern Gesellschaften unter hohen Bäumen oder an schattigen Quellen traulich beisammen saßen oder selbander, durch schlängelnde Gebüsche lustwandelnd, sich mit Sokratischen Gesprächen zu unterhalten oder auch einzeln in stillen Lauben und Grotten ihren eignen Betrachtungen nachzuhängen schienen. Ich selbst schlüpfte mit der Leichtigkeit eines Schattens über die Blumen hin, die allenthalben ohne Pflege dem Boden entsprossen und die mildeste Luft, die ich jemals athmete, mit einem Balsam erfüllten, der Alles, was hier lebt und webt, in ewiger Jugend zu erhalten scheint.

Ungewiß, wohin ich mitten unter so vielen meine Neugierde gleich anziehenden Gegenständen mich zuerst wenden sollte, blieb mein Blick endlich auf einer sanften Anhöhe schweben, die, mit dichten Lorbeerbäumen umzirkelt, ein Amphitheater vorstellte, wo eine große Schaar majestätischer Schatten im Kreise saß und dem Ansehen nach in einer sehr ernsthaften Berathschlagung begriffen war. Ungeachtet der Zwischenraum, der mich von ihnen entfernte, ziemlich groß war, sah ich sie doch vermöge der ungemeinen Schärfe der Sinne, die ein Vorrecht der Abgeschiedenen ist, so genau, als ob sie nur drei Schritte von mir entfernt wären. Die Physiognomie der Meisten schien mir ganz bekannt zu sein; und gleichwol konnte

ich mich weder besinnen noch errathen, wer sie wären und was sie vorhätten.

Indem ich mich nun nach Jemand umschaute, der mir aus dem Wunder helfen könnte, sah ich einen Schatten auf mich zukommen, den ich seiner Gestalt und Kleidung nach beim ersten Anblick für einen Kapuziner-Bruder gehalten hätte, wenn sich diese Art von Thieren im Elysium vermuthen ließe. Aber schon auf den zweiten Blick erkannte ich an seiner Glatze, an seinem Faunengesicht und an einem gewissen Spottgeiste, der ihm aus den Augen lachte, den Lucianischen Menippus, den man, um seine Aehnlichkeit und Verschiedenheit mit dem Weisesten der Griechen in zwei Worte zusammenzufassen, den lachenden — so wie seinen Meister Diogenes den rasenden — Sokrates zu nennen pflegte. Dieser Menippus wurde hier (wie ich in der Folge erfuhr) als eine Art von philosophischem Harlekin ungefähr aus eben dem Grunde geduldet wie Momus unter den Göttern. Ein Spötter, der sogar an den Bewohnern Elysium's noch immer dies und jenes zu persifliren fand, schien zur Unterhaltung einer gewissen genialischen Munterkeit in ihrer Gesellschaft beinahe unentbehrlich, und man fand sein Salz sehr geschickt, der Conversation, die unter so vielen gleich gestimmten Seelen zuweilen ins Eintönige hätte fallen können, mehr Anziehendes und Mannichfaltiges zu geben.

„Wer sind", fragte ich ihn in dem vertrauten Ton einer alten Bekanntschaft, „jene hohen und ehrwürdigen Gestalten, die auf der umlorbeerten Anhöhe dort wie die Amphiktyonen des ganzen Elysium's beisammensitzen und über irgend eine wichtige gemeine Angelegenheit zu rathschlagen scheinen?"

„Es ist", antwortete mir Menippus, „die löbliche Innung der sämmtlichen Könige im Elysium, die, ich weiß nicht wie, auf den weisen Einfall gekommen sind, Einen aus ihrem Mittel zu erwählen, den sie, wie ehemals die Fürsten der Griechen den Agamemnon, für ihr gemeinsames Oberhaupt erkennen wollen. Vermuthlich arbeiten sie so eben an der Wahlcapitulation."

Ich. Ich dachte, hier in der Unterwelt hätten alle Einwohner gleiche Rechte?

Menippus. So ist es auch. Diejenigen unter uns, die in ihrem vorigen Leben Könige oder Fürsten waren, haben hier nichts mehr zu befehlen und genießen keiner andern Vorzüge,

als die ihnen ihrer persönlichen Tugenden und Verdienste wegen freiwillig zugestanden werden. Aber die Herren, scheint es, sind des Regierens so gewohnt, daß sie in Ermanglung andrer Unterthanen lieber sich selbst dazu machen wollen, um wenigstens Einem aus ihrem Mittel das Vergnügen zu regieren zu verschaffen.

Ich. Du scherzest! Unmöglich kann an so großen und von jeder irdischen Leidenschaft geläuterten Seelen eine so kleine Eitelkeit haften. Oder sollte sich auch nur Einer unter ihnen finden, der das Glück, ein Bürger Elysium's zu sein, nicht dadurch verdient hätte, daß er ein guter König war?

Menippus. Darf man fragen, was Du unter einem guten Könige verstehst?

Ich. Unter einem guten Könige?

Menippus. Ja! denn vermuthlich denkst Du Dir etwas bei der Zusammensetzung dieser zwei Worte, die, wenn ich nicht sehr irre, keine sonderliche Anmuthung zu einander haben. Kein Ding in der Welt ist gut oder böse an sich selbst, und was in einem gewissen Verhältnisse gut ist, kann in einem andern böse sein. Verstehst Du unter einem guten Könige einen König, der ein guter Mensch, oder einen Menschen, der ein guter König ist?

Ich. Ich könnte mich über diese Frage verwundert stellen, aber ich merke, wo Du hin willst. Ein guter König ist wol öfters genöthigt, ein böser Mensch zu sein —

Menippus (in die Rede fallend). — Oder ist auch öfters ein böser Mensch, ohne dazu genöthigt zu sein.

Ich. Wie so?

Menippus. Weil kein Ding in der Welt gut ist, als wenn es das ist, wozu die Natur es machte; nun macht die Natur keine Könige, sondern Menschen: Ergo —

Ich. Um Vergebung, die Natur macht ebensowol Könige, als sie Sackträger, Handarbeiter, Künstler, Dichter oder Philosophen macht. Das, wozu Einer von Natur am Besten taugt, dazu macht ihn die Natur. Wer also unter einigen Millionen Menschen am Besten dazu taugt, die Uebrigen zu regieren, den hat die Natur zu ihrem Könige gemacht.

Menippus. Dagegen hätte ich viel einzuwenden und will mir mein Recht hiermit vorbehalten haben. Aber gesetzt, ich gäbe Dir zu, die Natur mache zuweilen einen König, so wirst Du hoffentlich so ehrenhaft sein und mir wieder ein-

gestehen, daß gerade dieser König keiner von den besten Menschen unter den Millionen, über die er gebietet, sein wird.

Ich. Warum das?

Menippus. Mich däucht, das versteht sich. Damit Einer ein guter Mensch sei, muß es ihm natürlich sein, alle andern Menschen als Seinesgleichen zu betrachten; er muß sich nichts über sie herausnehmen, jedes ihrer natürlichen Rechte ehren, nie vergessen, daß Dürftigkeit, Schmerz, Verachtung, Zwang, Unterdrückung, Sclaverei dem Geringsten unter ihnen ebenso empfindlich und verhaßt sind als ihm selbst; und diesen Gesinnungen muß er auch immer gemäß handeln. Wo ist jemals der König gewesen, der dies gethan hat, es immer gethan hat, es immer thun konnte und durfte? Kurz, ich kann keinen Menschen für einen guten Menschen gelten lassen, der eine Profession treibt, wobei er alle Augenblicke bereit ist und bereit sein muß, Tausende und Hunderttausende seiner Gattung elend zu machen.

Ich. Allenfalls würde ich sagen, daß seine Profession nicht viel tauge. Aber wenn diese Profession nun einmal unentbehrlich und er zu dieser Profession geboren ist, so muß er, gern oder ungern, alles Böse thun, wodurch ein ungleich größeres Uebel verhütet oder ein diese Uebel weit überwiegendes Gutes erzielt werden kann.

Menippus. Es kostet mir Ueberwindung, Dich nicht zu unterbrechen — aber rede nur fort — weil ich doch sehe, daß Du noch mehr sagen möchtest.

Ich. Ich werde bald fertig sein. Alles, was ich sagen wollte, ist, daß ein König, der seine Rolle gut spielen will, unmöglich immer wie ein guter Mensch handeln kann, und umgekehrt, daß der König, der sich zum Gesetz gemacht hätte, immer wie ein guter Mensch zu handeln, gerade dadurch weit mehr Böses thun würde als jener.

Menippus. Das müßte er ungeschickt machen!

Ich. Es könnte nicht anders sein, weil er sich, anstatt von seinem Kopfe, von seinem Herzen führen ließe. Jener kümmert sich nichts um das, was einzelne Menschen unter den Maßregeln, die er zum Besten des Ganzen nimmt, zu leiden haben; Dieser opfert bei allen Gelegenheiten den größern Vortheil des Ganzen auf, um jedes einzelne Uebel zu heben, das ihm bekannt wird, jedes einzelne Gute zu

thun, wozu man ihn auffordert. Jener ist zufrieden, inner- und außerhalb seines Reichs gefürchtet zu sein; Dieser möchte sich von Allen, die ihn umgeben, geliebt sehen. Das unfehlbarste Mittel, sich Liebe zu erwerben, ist Gefälligkeit. Ein Monarch, der Alles bewilligt, was man von ihm bittet, immer nichts als fröhliche Gesichter um sich sehen will und, wie Titus, den Tag für verloren hält, woran er nicht wenigstens einen Glücklichen gemacht hat, wird von seinen Höflingen die Freude und Wonne des Menschengeschlechts genannt werden. Alle, die bereits von ihm erhalten haben, was sie wollten, oder es noch zu erhalten hoffen, werden ihm diesen schönen Titel bestätigen. Versemacher und Prosemacher werden seine Bonhommie zu göttlicher Güte erheben. Und gleichwol braucht es nichts als eine solche Güte, um das mächtigste Reich in einem einzigen Menschenalter zu Grunde zu richten. Der größte Vortheil des gütigen Titus war, daß er nur zwei Jahre regierte. Hätte er so lange wie Augustus gelebt, so würde er sich entweder genöthigt gesehen haben, andere Grundsätze anzunehmen, oder das römische Reich würde das Opfer seiner Bonhommie geworden sein.

Menippus. Tiberius war also in Deinen Augen ein besserer König als Titus?

Ich. Ein besserer, oder wenn Du lieber willst, ein größerer König, ganz gewiß, wiewol ein schlimmerer Mensch.

Menippus. Ich sehe also, daß für das arme Menschengeschlecht nur ein Rettungsmittel ist, um von den großen Königen nicht durch ihre Größe und von den guten nicht durch ihre Güte elend gemacht zu werden.

Ich. Und dieses Mittel wäre? —

Menippus. Gar keine Könige zu haben.

Ich. Ein wohl ausgedachtes Mittel!

Menippus. Wenn Du länger bei uns bleibst, wirst Du sehen, daß wir Einwohner der Unterwelt uns sehr wohl dabei befinden.

Ich. Aber wie die Menschen auf der Oberwelt sich dabei befinden würden?

Menippus. Es wäre ihre eigene Schuld, wenn es ihnen nicht ebenso wohl bekäme.

Ich. Und würde es ihnen darum weniger übel bekommen, wenn sie selbst Schuld daran wären? Ich dächte, gerade das Gegentheil.

Menippus. Ich will auch nichts Andres gesagt haben, als daß es ihnen wirklich sehr wohl bekommen würde. Wie schwach die Menschen immer sein mögen, so dumm sind sie wenigstens nicht, daß sie nicht wissen sollten, in welcher Lage sie am Bequemsten liegen.

Ich. Und darum haben sie sich, laut der Geschichte und Erfahrung, auf dem ganzen Erdboden immer zu den Füßen der Könige gelegt?

Menippus. Das mußten sie wol! Gewalt geht über Recht.

Ich. Gewalt? Der erste König, und wenn er nur über zweihundert oder auch nur über zwanzig Mann König war, konnte es doch nicht durch Gewalt sein?

Menippus. Auch stehe ich Dir dafür, der erste König war ein sehr guter König.

Ich. Der Meinung bin ich auch. Deswegen sagte ich vorhin, gewisse Menschen machte die Natur selbst zu Königen. Der erste König eines jeden Volkes in der Welt war gewiß einer, den die Natur dazu gemacht hatte. Er war der Kräftigste, der Kühnste, der Anschlägigste und Entschlossenste unter den Uebrigen; er warf sich zu ihrem Anführer auf, weil er sich dazu tüchtig fühlte, und die Andern folgten ihm, weil sie fühlten, daß sie einen solchen Anführer nöthig hätten.

Menippus. Er warf sich nicht auf, sondern sie erwählten ihn.

Ich. Wozu braucht es eine Wahl? Wo Du einen Haufen wilder Jungen beisammen siehst, wirst Du einen sehen, dem die übrigen folgen, nicht weil sie ihn zu ihrem Obersten gewählt haben, sondern weil er's sein will und kann. Der Stärkste, der Behendeste, der Verwegenste steht bei allen ihren Unternehmungen an der Spitze; sie folgen ihm, weil sie ihn dafür erkennen, und erkennen ihn dafür, weil sie ihn so erfahren haben. Unter gleichartigen Wesen ist kein Anführer, ehe die Gelegenheit da ist, wo man einen braucht. Ist diese gekommen, so hat man keine Zeit zum Wählen; wer den Muth hat, sich zum Anführer aufzuwerfen, wird dafür erkannt.

Menippus. Das mag sein; aber wenigstens um es immer zu bleiben, wird eine förmliche ausdrückliche Einwilligung der Uebrigen erfordert; und dies ist doch Wahl?

Ich. Alle Menschen, und vornehmlich rohe Menschen

(die überall und zu allen Zeiten den größten Haufen ausmachen) werden durch Gewohnheit geleitet. Wer, so oft es die Noth erheischte, ihr Anführer war, wird unvermerkt bei allen Gelegenheiten für den Ersten anerkannt. Doch wir streiten nicht um Worte. Nenn es Wahl, wenn Du willst; was ist damit gewonnen?

Menippus. Sehr viel. Menschen, die sich Einem ihresgleichen freiwillig unterwerfen, können und werden es nie anders als um ihres eigenen Besten willen und also unter Bedingungen thun. Beide Theile, der neue Anführer oder König (wie wir ihn nennen wollen) und seine neuen Unterthanen, machen sich zu Erfüllung dieser Bedingungen gleich anheischig, und dies nennt man einen Vertrag. Die Hauptbedingung des Vertrags zwischen dem ersten König und seinen Unterthanen war, daß sich die letztern bei seiner Regierung besser befinden sollten als ohne dieselbe. Die nämliche Bedingung liegt bei dem Vertrage aller folgenden Könige mit den ihrigen zum Grunde. Nun befinden sich aber, wie wir so eben gefunden haben, die Menschen auf der Oberwelt bei ihren Königen nicht wohl; der Vertrag hat also ein Ende, und die Contrahenten sind frei, sobald sie wollen.

Ich. Ich sah Dich schon lange kommen, aber ich leugne Dir Alles, Major, Minor und Conclusion. Die Menschen haben sich nie freiwillig, sondern allemal aus Noth unterworfen; nie Einem ihresgleichen, sondern immer Einem, den die Natur oder ihr eigener Wahnglaube, oder Beides zugleich zu etwas mehr als sie gemacht hatte; nie vermittelst eines vorgehenden Vertrags, der sich hier gar nicht denken läßt, weil er die Unterthanen zu Richtern in ihrer eigenen Sache machte und es von ihrem Gefühl, ihren Launen, Aufwallungen und einseitigen Urtheilen oder von den Absichten und Intriguen des Ersten Besten, der sich zu ihrem neuen Anführer aufwerfen wollte, abhangen ließe, ob sie die Bedingung dieses angeblichen Contracts für erfüllt oder unerfüllt halten wollten. Alle Deine Vordersätze sind ungegründete Voraussetzungen, denen die Erfahrung, die allgemeine Geschichte und die menschliche Natur widerspricht.

Menippus. Die menschliche Natur? Die Menschen sind also Deiner Meinung nach um der Könige willen in der Welt?

Ich. Die Menschen — sind in der Welt, weil sie nicht

außer der Welt, und die Könige, weil die Menschen nicht ohne Könige sein können.

Menippus. Lächerlich! Wie viele Jahrhunderte waren die Griechen, die Karthager, die Römer ohne Könige?

Ich. Wir streiten nicht um Worte, Menipp! Eine Aristokratie hat so viele kleine Könige als regierende Bürger. In einer Demokratie sind die Unterthanen selbst der König; und weil dies am Ende doch nicht recht angehen will, so siehst Du, daß alle Staaten, die mit dieser unglücklichen Verfassung gestraft sind, so lange zwischen der Regierung eines einzigen oder etlicher Demagogen hin und her schwanken und herumgetrieben werden, bis sie sich in Monarchien verwandeln oder in politischem Sinne gar zu nichts werden. Regiert müssen die Menschen immer werden, durch wen es auch sei; und daß die Regierung durch Könige die natürlichste sei, bezeugt Vater Homer*) und — der ganze Erdboden.

Menippus. Die Menschen kommen also gleich bei ihrer Geburt als Unterthanen auf die Welt? Das ist lustig zu hören!

Ich. Lustig oder unlustig, es ist Ordnung der Natur. Kinder kommen als Unterthanen ihrer Eltern auf die Welt, und jeder große Haufen erwachsener Kinder muß, gern oder ungern, sich von Dem regieren lassen, der Gewalt über ihn hat.

Menippus. Immer besser! Also ist Gewalt die Quelle des Rechts?

Ich. Erkläre Dich deutlicher, lieber Menipp, damit wir nicht wieder um Worte streiten.

Menippus. Ein Straßenräuber, der nach und nach Mittel fände, eine Armee zusammenzubringen, mit der er das Königreich Persien eroberte, hätte also ein Recht, König von Persien zu sein?

Ich. Wenn er die Mittel hat, Persien zu erobern, so hat er wol auch die Mittel, sich für König anerkennen zu lassen; und so wird er anerkannt, und Niemand, der nicht die Mittel hat, ihn vom Throne zu stürzen, wird ihm sein Recht streitig machen.

Menippus. Und Du siehst nicht, daß Du, was geschieht oder gelingt, mit Recht vermengst?

*) Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη u. s. w. Ilias, II. 204.

Ich. Nicht ich, sondern die Menschen haben das von je her gethan. Alexander, Philipp's Sohn, hatte kein anderes Recht an Persien. Alle oder doch gewiß die meisten Monarchien, die jetzt für rechtmäßig anerkannt werden, sind durch Eroberer gestiftet worden, die, wenn sich das Glück nicht für sie erklärt hätte, in einem Kerker oder am Galgen gestorben wären. Und bis auf diesen Tag schalten und walten die Könige mit ihren Provinzen als mit ihrem Eigenthum, verhandeln sie, vertauschen sie oder treten sie durch Friedensschlüsse ab, ohne daß es ihnen einfällt, die Unterthanen zu fragen, ob sie auch Lust haben, sich verkaufen, vertauschen und abtreten zu lassen.

Menippus. Und Du hältst ein solches eigenmächtiges, gewaltsames Verfahren für recht?

Ich. Davon ist nicht die Rede; auch kümmert es die Könige wenig, ob ich und Du, und hunderttausend einzelne Menschen unsersgleichen ihre Handlungen für recht oder unrecht halten. Ein Andres wäre es, wenn wir die Leute wären, ihnen unsre Meinung an der Spitze eines überlegenen Kriegsheeres zu sagen, und auch dann würde Der Recht behalten, der das Feld behalten hätte.

Menippus (seinen Knüttel schwingend). Du siehst die Ueberlegenheit, die mir dieser Knüttel und meine Schultern über Dich geben; ich kann Dich also zu meinem Sclaven machen, sobald mir's beliebt?

Ich. Ohne Zweifel.

Menippus. Und mein Knüttel giebt mir das Recht dazu?

Ich. Das Recht? — Wir wollen ehrlich mit einander handeln. Ich fühle mich nicht zum Sclaven aufgelegt und würde es also schwerlich jemals recht finden, wenn Du mich kraft Deines Knüttels zu Deinem unterthänigsten und treugehorsamsten Knechte machen wolltest. Aber wenn Dein Knüttel ein Talisman wäre, womit Du etliche Millionen ebenso rüstiger und tapfrer Männer, als ich bin, zu Deinen Sclaven machtest, so würde Dein Recht an uns von dem ganzen Erdboden eingestanden werden, und wir armen Wichte würden, wenn wir uns dagegen sträuben wollten, so lange geknüttelt, bis man uns den gehörigen Respect vor dem Rechte des Stärkern eingebläut hätte. Die Knüttel der Könige sind

solche Talismane, und daher haben sie gegen die Schwächern immer Recht.

Menippus (lachend). Ha, ha, ha! Ich fange an zu merken, daß Du Deinen Spaß mit mir und mit den Königen treibst. Im Ernste wären wir also einerlei Meinung?

Ich. Nicht so ganz; und um Dich davon zu überzeugen, will ich (wiewol gegen das laute Zeugniß der Geschichte und Erfahrung) so höflich sein und zugeben, daß alle Monarchie und überhaupt alle Obrigkeit ursprünglich aus einem förmlichen Vertrag entstanden sei. Nun laß einmal sehen, was Du damit gewonnen haben wirst! Ein Vertrag zwischen einem ganzen Volke, das aus einigen hunderttausend Köpfen und doppelt so viel Armen und Fäusten besteht, an einem, und einem einzelnen Manne als König am andern Theil, ist ein Vertrag zwischen sehr ungleichen Parteien, und der König wird sich also fürs Erste an einer sehr eingeschränkten Gewalt begnügen lassen müssen?

Menippus. Desto besser! Natürlicherweise wird man über gewisse Grundgesetze einig werden, zu deren Befolgung sich sowol der König als das Volk anheischig macht.

Ich. Und um diesen Gesetzen die gehörige Kraft zu geben und die Uebertretung derselben zu verhüten oder zu bestrafen, ist eine Gewalt nöthig?

Menippus. Eine gesetzmäßige Gewalt allerdings.

Ich. Entweder Du mußt annehmen, daß die rohen Völker, die Deinen ursprünglichen Vertrag mit ihren Königen schlossen, ganz erstaunliche Meister in der politischen Dynamik und Statik waren und zu gehöriger Vertheilung und Ausgleichung der Staatskräfte eine sehr künstliche Verfassung ausklügelten, oder diese gesetzmäßige Gewalt wird uns in ziemlich kurzer Zeit böse Händel machen. Denn ist diese Gewalt in den Händen des Königs, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß er bald genug Mittel finden wird, durch die Schranken des Vertrags zu brechen und so willkürlich zu regieren, als ihm und seinen Ministern, Höflingen, Günstlingen, Weibern und Kebsweibern belieben wird. Ist sie aber in den Händen des Volkes, wer soll die Unterthanen zu Erfüllung ihrer Vertragspflichten zwingen, wenn sie in vorkommenden Fällen, aus welcher Ursache es sei, keine Lust dazu haben? Was für eine traurige Rolle wird da der König spielen, und was Andres kann man von ihm und seinen Nachfolgern er-

warten, als daß sie nicht eher ruhen werden, das Mögliche und Unmögliche zu versuchen, bis sie sich in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt haben? Je widerspenstiger sich die Unterthanen dabei bezeigen werden, desto schlimmer für sie! Gegen ein Beispiel, wo das Glück den Ausschlag auf die Seite des Volkes gab, sind wenigstens zehn, wo es sich für den König erklärte. Hat dieser einmal die Macht in Händen, so wird der zwischen ihm oder seinen Vorfahren und dem Volk errichtete Vertrag, und wenn er mit goldnen Buchstaben auf eherne Tafeln geschrieben wäre, ebenso wenig geachtet werden, als ob er gar nicht existirte. Wehe dann dem Volke, das seine dadurch versicherten Rechte gegen willkürliche Anmaßungen und Eingriffe seines Monarchen geltend machen wollte! Jeder Widerstand wird als Empörung angesehen und mit Schwert und Galgen an den Anführern, mit gänzlicher Unterdrückung an dem Volke gerächet werden. Was hilft also Dein ursprünglicher Vertrag, der aus Mangel einer höhern Gewalt, wodurch beide contrahirende Theile zu Erfüllung der Bedingungen gezwungen würden, nicht länger gilt, als ihn der eine oder andere Theil gelten lassen will?

Menippus. Er kann seine Verbindlichkeit durch unrechtmäßige Eingriffe ebenso wenig verlieren, als irgend eine Pflicht dadurch, daß sie übertreten wird, aufhört, Pflicht zu sein.

Ich. Ein herrlicher Trost für die Unterdrückten! Um wie viel wird ihr Zustand etwa durch den Gedanken, daß sie Unrecht leiden, gebessert? Aber auch dieses armseligen Trostes hätten sie sich durch die Vorwürfe beraubt, die sie sich selbst über den Unverstand machen müßten, ihre Rechte und Freiheiten auf einen so schwachen Grund, als Worte oder geschriebene Buchstaben sind, gebaut zu haben. Wie konnten sie jemals erwarten, daß ein Vertrag, der einem herrschsüchtigen und eigenmächtigen Monarchen papierne Schranken entgegensetzt, ihre Rechte gegen seine Gewalt sicherstellen würde? Nichts als die eiserne Nothwendigkeit setzt Schranken, die auch der mächtigste Tyrann respectiren muß. Sie ist das erste und größte Naturgesetz und das einzige, das nie übertreten wird, weil es nicht übertreten werden kann. — Der erste König war der Anführer eines Volkes, das sich ihm unterwarf, weil es ein natürliches Vorrecht an ihm erkannte und eines Anführers bedürftig war.

Die Menschen fühlen sich frei, sobald sie durch keinen äußern Zwang, sondern durch die Meinung, daß ihr eigenes Bestes eine gewisse Art zu handeln nothwendig mache, in ihrem Thun und Lassen bestimmt werden. Insofern kann man also sagen, daß die ersten Völker sich ihre ersten Anführer freiwillig gaben. Einen förmlichen Vertrag mit diesen Anführern zu schließen, konnte ihnen um so weniger einfallen, da sie nichts von einem Oberhaupte fürchteten, das ihnen immer mit seinem Leben für seine Aufführung bürgte. Der erste König war ganz gewiß gut und maßte sich nicht mehr Gewalt an, als ihm seine Untergebenen zugestanden; aber der erste entscheidende Sieg, den er über ein feindliches Volk erhielt, verschaffte ihm Unterthanen, die es nicht freiwillig waren, und legte den Grund zu künftiger Unterdrückung der freiwilligen. Der Eroberer wurde nach und nach, schneller oder langsamer, ein großer Monarch, der an der Spitze eines besoldeten Kriegsheeres von dem größern friedlichen Theil seiner Unterthanen nichts mehr zu befürchten hatte und von diesem Augenblick an sich Alles erlaubt hielt. Sein Recht war das Recht des Stärkern, das ist ein Uebergewicht, das von den Schwächern stillschweigend und duldend so lange für rechtmäßig anerkannt wird, als es erträglich ist, oder als der Gedanke an Widerstand ihnen ebenso wenig einfallen kann als der Gedanke, mit dem Kopfe vorwärts durch eine ellendicke Mauer zu rennen. In lange schon bestehenden policirten Staaten — wo der Druck der obersten Gewalt durch ein so künstliches Räderwerk vertheilt ist, daß er von den Meisten nur auf eine sehr dumpfe Art gefühlt wird; wo die Gewohnheit dieses Gefühl endlich so mechanisch gemacht hat, daß der größte Haufe die ihm aufgelegten Lasten ebenso gedankenlos wie jedes andere Lastthier die seinige trägt; wo zu allen physischen Ursachen des leidenden Gehorsams noch so viele moralische hinzukommen; wo besonders die Religion mit ihrer ganzen Stärke zu Gunsten des Monarchen wirkt und die Priester, so lange er sich nicht gelüsten läßt, ihre wohl oder übel hergebrachten Rechte anzutasten, seine furchtbarste Leibwache sind: — in solchen Staaten wird der tyrannische Uebermuth auf der einen und die sclavische Unterwürfigkeit auf der andern Seite oft bis zum Unbegreiflichen getrieben. Indessen ereignet sich doch auch hier zuweilen der Fall, daß der allzu straff gespannte Bogen auch einmal bricht, daß ein aufs Aeußerste getriebenes Volk in der Wuth der Ver-

zweiflung seine eigene lange verkannte Stärke zu fühlen anfängt und, wofern günstige Umstände ihm das Uebergewicht geben, nun auch an seinem Theile das Recht des Stärkern gegen seinen Unterdrücker geltend macht.

Menippus. Ungefähr wie ein Tiger, der seine Kette zerbrochen, oder ein Mastochs, der sich vom Stricke, woran er zur Schlachtbank geführt wird, losgerissen hätte?

Ich. Die Geschichte der Monarchen und Völker, so weit ich sie kenne, giebt mir kein anderes Resultat als dieses: Der Stärkere herrscht, und der Schwächere gehorcht so lange, bis er selbst der Stärkere wird.

Menippus. Ich gestehe Dir, daß ich mich nicht an eine Theorie gewöhnen kann, worin die Menschen mit den Ochsen und Eseln in eine Reihe gestellt werden.

Ich. Ist es meine Schuld? — Aber da sehe ich einen stattlichen feinen Mann mit einer offnen Miene und einnehmenden Gesichtsbildung hinter dem Gebüsche hervorkommen. Du kennst ihn vermuthlich. Willst Du, daß wir ihn zum Schiedsrichter unsers Streites herrufen?

Menippus. Es ist Xenophon, der Lieblingsschüler des weisen Sokrates. Ich bin es zufrieden, wenn er Lust hat, das Richteramt anzunehmen.

Xenophon hatte zufälligerweise hinter dem Gebüsche, wo er ruhete, unserer Unterredung zugehört. Er gestand es uns selbst und überhob uns dadurch der Mühe, ihm den Gegenstand unsers Streites vorzutragen. „Wir glauben," sagte ich, „daß uns Niemand besser auseinandersetzen könne als der Verfasser des Hieron und der Cyropädie."

Xenophon. Und ich denke nicht, daß es sehr schwer sein werde, Euch zu vergleichen, oder ich müßte nur Eure Meinungen nicht verstanden haben.

Menippus. Ich dächte, meine Meinung wäre von der seinigen (auf mich deutend) gerade so weit entfernt als Recht von willkürlicher Gewalt, und das ist die weiteste Entfernung, die ich kenne.

Xenophon (zu Menippus). Du behauptest, das Recht der Könige oder der Obrigkeit überhaupt gründe sich auf einen Vertrag zwischen dem gehorchenden und dem befehlenden Theile des gemeinen Wesens?

Menippus. Das behaupte ich! Der Vertrag mag nun ausdrücklich mit allen zu einer öffentlichen Handlung gehörigen

Formalitäten und Feierlichkeiten errichtet oder stillschweigend eingegangen worden sein, ein Vertrag muß immer vorausgesetzt werden als die einzige mögliche Bedingung, unter welcher vernünftige und frei geborne Wesen, wie die Menschen sind, Einem ihresgleichen mit Recht unterworfen sein können.

Xenophon (zu mir). Und Du behauptest ein natürliches Recht des Stärkern, den Schwächern zu regieren, und gründest darauf das Recht der Obrigkeit?

Ich. Ich behaupte, die Nothwendigkeit sei die Quelle des Naturgesetzes und das Naturgesetz die Quelle des Rechts. Die Menschen können ohne Regierung nicht bestehen. Die Natur ließ es also nicht auf ihre Willkür oder einen Vertrag, der nur so viel gilt, als man ihn gelten lassen will, nicht auf Zufall oder launisches Spiel der Leidenschaften oder das wankelmüthige Urtheil der Menschen, das fast immer von jenem abhängt, ankommen, ob und wie sie regiert sein wollten: sie machte Anstalten, vermöge deren sie regiert werden, sie mögen wollen oder nicht. Der Stärkere regiert immer den Schwächern. Die ganze Geschichte des menschlichen Geschlechts bestätiget diesen Satz, und ein paar allenfallsige Ausnahmen beweisen nichts gegen die Regel. Das Recht des Stärkern wird auf dem ganzen Erdboden anerkannt. Wenn nach einem langen und blutigen Kriege Friede gemacht wird, so ist es immer der Stärkere, der die Bedingungen vorschreibt, und diese Bedingungen werden von den Schwächern nur so lange gehalten, als sie die Schwächern sind. In den ältesten Zeiten der Welt kannte man kein anderes Völkerrecht, und die ersten großen Monarchien wurden sowie alle folgenden blos dadurch groß, weil sie, den Raubfischen gleich, viele kleinere verschlangen.

Menippus. Und wo kamen denn unsre griechischen Freistaaten her? Warum wurden unsre Könige von Argos und Theben und Athen und so weiter, welche anfangs blos Heerführer und Häupter ansehnlicher Stämme waren, nach und nach abgeschafft?

Ich. Weil ihnen eine kleine Anzahl mächtiger Familien über den Kopf gewachsen war. Die überwiegende Macht der letztern verwandelte die Monarchien in aristokratische Republiken. Das gemeine Volk, des Gehorsams gewohnt, ließ sich anfangs nicht einfallen, den Mächtigsten und Reichsten aus ihrem Mittel, so lange sie zusammenhielten, das Recht der

Regierung streitig zu machen. Aber nach und nach zerfielen die Aristokraten unter einander und wurden durch ihre Uneinigkeit unvermerkt die Schwächern. Nun fing das Volk an, seine eigne Stärke zu fühlen; es machte eine Forderung nach der andern, nahm sich endlich mit Gewalt, was man ihm nicht gutwillig geben wollte, und die Aristokratie verwandelte sich in Demokratie. Diese letztere grenzt so nahe an Anarchie, daß sie nothwendig von Zeit zu Zeit in einen Zustand verfallen muß, wo es einem beliebten, listigen und unternehmenden Menschen gelingen kann, sich einen mächtigen Anhang und vermittelst desselben die Alleinherrschaft zu verschaffen. So entstanden die kleinen Tyrannen, wie Ihr Griechen es nanntet, von denen einige Eurer Republiken bald wohl, bald übel regiert wurden. Auch die großen, aber kurz dauernden Monarchien Alexander's und Antiochus' des Großen hatten keinen andern Ursprung als überwiegende Gewalt, und die Römer wurden vermöge eben dieser Uebermacht die Herren und Unterdrücker der Welt, sobald es durch die Waffen entschieden war, daß ihnen weder Karthago, noch Pyrrhus, noch Antiochus, noch Mithridates die Oberherrschaft streitig machen konnten. Kurz, es ist die unleugbarste aller Thatsachen, daß alle Republiken und Monarchien, die jemals in der Welt gewesen sind, ihr Dasein der überwiegenden Stärke Derer, die sie errichteten, zu danken hatten, und es bleibt also dabei und wird, so lange es Menschen giebt, dabei bleiben:

„Befiehlt, wer kann, gehorcht, wer muß."

Xenophon. Ihr habt Euch Beide so deutlich erklärt, daß ich Eure Meinung vollkommen gefaßt zu haben glaube, und ich finde mich dadurch in dem, was ich vorhin sagte, bestätiget. Sobald Ihr Euch nur selbst recht verstehet, werden wir, denke ich, alle Drei über diese Sache einer Meinung sein.

Menippus. Das soll mich wundern!

Xenophon. Wir sind wenigstens über einen Punkt einverstanden, nämlich daß die Menschen ohne bürgerliche Verfassung und Regierung nicht bestehen können; man müßte denn annehmen wollen, die Natur habe die einzige Gattung von Wesen, die einer unabsehbaren Vervollkommnung fähig ist, dazu bestimmt, ewig in einem Zustande thierischer Wildheit und eines ewigen Krieges unter sich selbst und mit der ganzen Natur zu beharren. Denn dies ist der natürliche und nothwendige

Zustand aller Menschenstämme, die ohne bürgerliche Regierung leben.

Menippus. Zum Beweise, daß ich nicht haberechten will, soll dies von meiner Seite unnachtheilig zugestanden sein.

Xenophon. Wenn es wahr ist, so wollen wir unbesorgt sein, was daraus folgen mag. Wahrheit kann nichts als Wahrheit gebären und ist nie mit sich selbst im Widerspruch. Wir stimmen also darin überein, daß es den Menschen um ihres eigenen Besten willen nöthig ist, in bürgerlicher Verfassung zu leben und regiert zu werden. Aber auch darin werden wir, denke ich, übereinstimmen, daß unter allen Thieren, die nicht von Natur ganz wild und unbezähmbar sind, keines ungeneigter ist, sich regieren zu lassen, als der Mensch. Sogar die natürliche Herrschaft der Eltern über ihre Kinder ist ein Joch, wogegen sich die letztern von Jugend auf sträuben und dem sie sich, da sie es nicht ganz abschütteln können, doch auf alle mögliche Weise zu entziehen suchen. Bei diesem angebornen Triebe zur Unabhängigkeit und willkürlichen Selbstbestimmung, bei diesem instinctmäßigen Haß gegen Alles, was unsrer Freiheit Schranken setzt, was sollte da wol die Menschen dahin bringen können, sich regieren zu lassen, wenn es nicht eine Nothwendigkeit wäre, der sie sich nicht entziehen können?

Menippus. Ich sehe, wo Du mich an diesem Faden hinführen willst; aber es giebt allerdings außer der Nothwendigkeit noch etwas, das die Menschen bewegen kann, sich willig regieren zu lassen, und dieses Etwas — ist ihre Vernunft.

Xenophon. Sehr wohl! Aber Du vergissest doch nicht, Menippus, daß alle Menschen als Kinder geboren werden, deren Vernunft sich nur langsam durch Erziehung entwickelt und nur spät durch Erfahrung zur Reife gelangt? Unmöglich kann es die Vernunft sein, was die Kinder ihren Eltern unterwürfig macht. Eben dies ist und war auch von je her der Fall bei allen noch unpolicirten Stämmen, Horden und kleinen Völkerschaften, aus denen sich die größern Völker und die bürgerlichen Verfassungen nach und nach gebildet haben. Ein rohes Volk ist ein Haufen großer Kinder, ebenso rasch und heftig in seinen Trieben und Leidenschaften und beinahe ebenso unerfahren als diese, aber um so viel unbändiger,

da sie mehr Kräfte haben und sich ihrer besser zu bedienen wissen.

Menippus. Auch die Vernunft wirkt anfangs blos als Instinct in dem Menschen, ohne darum weniger Vernunft zu sein. Es ist eine Blume in der Knospe. Eltern, welche die Liebe und das Zutrauen ihrer Kinder zu gewinnen wissen, werden sie immer sichrer und besser regieren als diejenigen, die ihr häusliches Regiment auf bloße Gewalt und Furcht der Strafe gründen.

Xenophon. Eine sehr wahre Bemerkung, woraus wir aber nicht mehr folgern wollen, als wirklich aus ihr folgt. Die Regierung der Eltern über ihre Kinder wird durch Liebe, Dankbarkeit, Zutrauen unterstützt, erleichtert, befestigt; aber diese Gefühle können nicht das Fundament derselben sein, oder sie würde auf einem sehr schwachen und schwankenden Grunde ruhen. Wir müssen die menschliche Natur nicht schlimmer, aber auch nicht besser voraussetzen, als sie ist. Jene sanften und schönen Bande des Herzens sind zu zart, um nicht alle Augenblicke von der thierischen Sinnlichkeit eines Geschöpfes zerrissen zu werden, das immer nur im Gegenwärtigen lebt und von jeder Begierde unwiderstehlich hingerissen wird. Zugestanden, daß diese Bande mit zunehmender Vernunft der Kinder immer mehr Stärke erhalten, so ist doch unleugbar, daß sie in den eigentlichen Jahren der Kindheit nicht stark genug sind. Kurz, die Regierung der Eltern gründet sich nicht auf einen zwischen ihnen und ihren Kindern errichteten, weder förmlichen noch stillschweigenden Vertrag, sondern auf die Nothwendigkeit, regiert zu werden, und auf ein Gefühl dieser Nothwendigkeit, welches durch die überwiegende Stärke der Eltern erweckt und unterhalten wird. Und gerade dies ist auch der Fall bei Völkerschaften, die ihrer rohen Unwissenheit und Unbändigkeit wegen durch Nothwendigkeit und Zwang gewöhnt werden müssen, das Joch der Regierung zu tragen. Kinder und Völker müssen regiert werden, weil sie sich selbst nicht regieren können, und müssen gehorchen lernen, nicht weil es ihnen so beliebt, sondern weil sie, gern oder ungern, gehorchen müssen.

Menippus. Dein Gleichniß paßt nicht ganz, denke ich. Ich will nicht auf den Umstand drücken, daß die Ungleichheit zwischen Kindern und Eltern größer und augenscheinlicher ist als zwischen einem Volk und seinem Regenten. Du würdest

mir entgegenhalten, daß die Rede jetzt von den ältesten Völkern und ihren Regenten sei, deren persönliche Vorzüge sehr in die Augen fallend sein mußten. Aber ich sehe hier noch einen sehr bedeutenden Unterschied. Die väterliche Regierung und Gewalt erstreckt sich nur über die Jahre der Unmündigkeit und hört auf, sobald die Kinder für sich selbst sorgen können; aber die Gewalthaber über die großen Kinder wollen nichts davon wissen, daß ihre Vollmacht mit der Epoche der Unmündigkeit derselben ihre Endschaft erreicht hat. Wie widersinnig es auch ist, daß eine durch Künste gebildete, durch Wissenschaften aufgeklärte, durch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte verständigte Nation sich in ihrem männlichen Alter noch ebenso behandeln lassen soll wie in ihrem kindischen, so sehen wir doch, daß die besagten Gewalthaber sich an diese Ungereimtheit nicht kehren, sondern im Gegentheil das Joch nur desto schwerer machen, je mehr sie Ursache haben, den Unterjochten Vernunft und Stärke genug zuzutrauen, es abzuschütteln.

Xenophon. Was an dieser Bemerkung wahr ist, streitet nicht gegen mich. Allerdings ist es ungereimt, ein gebildetes und aufgeklärtes Volk so zu behandeln, als ob es noch in seinen Kinderjahren wäre. Aber was nennen wir ein aufgeklärtes Volk? Der größte Haufe wird diesen Namen nie verdienen. Die Erfahrung aller Zeiten über den Charakter des Volkes sowol in monarchischen als popularen Staaten (und in diesen letztern vornehmlich) lehrt unwidersprechlich, daß die Menge immer unmündig bleibt und immer nöthig hat, daß Andere für sie denken und ihr gemeinsames Interesse wahrnehmen. Es bleibt also durch die allgemeine Geschichte bestätigt, daß ein ganzes Volk nie zu einem so hohen Grade von Vernunft und Weisheit gelangt, daß es lediglich seinem eigenen Urtheil überlassen werden könnte, ob und wie es regiert werden wolle. Immerwährende Verwirrung, Anarchie und Rückfall in die alte Wildheit würde die unausbleibliche Folge einer solchen Emancipation desselben sein. Es muß also in jeder bürgerlichen Verfassung, wenn sie anders Bestand haben soll, eine Macht sein, die sich nicht auf Vertrag oder willkürliches Gutbefinden des Volkes, sondern auf das große Gesetz der Nothwendigkeit gründet. Da die Menschen ohne bürgerliches Regiment das nicht sein noch werden können, wozu die Natur sie bestimmt hat, so ist es nothwendig, daß sie einer Obrigkeit gehorchen; und weil der Gehorsam gegen diese Obrigkeit

ohne Auflösung der bürgerlichen Verfassung nicht in ihr Belieben gestellt werden kann, so ist es nothwendig, daß er aus dem Gefühl der obrigkeitlichen Uebermacht und aus Furcht vor den unangenehmen Folgen der Widerspenstigkeit entspringe. Und so möchte denn wol der Satz dieses Fremdlings, „Befiehlt, wer kann, gehorcht, wer muß," in der Natur der Dinge selbst gegründet und eben dies die Ursache sein, warum er durch die allgemeine Erfahrung auf dem ganzen Erdboden bestätiget wird.

Menippus. Desto schlimmer, wenn es so ist! Das Recht des Stärkern und mit ihm ein ewiger Krieg der Stärkern mit den Schwächern wäre also Ordnung und Absicht der Natur selbst?

Xenophon. Dieser ewige Krieg ist nichts weniger als eine Folge der Nothwendigkeit, daß der Stärkere regiere und der Schwächere gehorche. Im Gegentheil, sobald eine Macht für die stärkere anerkannt wird (und wie könnte sie sonst die Stärkere sein?), so folgt vielmehr Friede daraus, oder der Schwächere müßte auch am Verstande so schwach sein, daß er das Unmögliche für möglich hielte.

Menippus. Das Recht der Wölfe über die Schafe wäre also festgesetzt! Aber wie es auf das Menschengeschlecht passen könne, das doch vor bloßem Vieh etwas nicht ganz Unbeträchtliches, Vernunft genannt, voraus zu haben scheint, dies, ich gestehe es, will mir noch nicht klar werden.

Xenophon. Da möchte denn doch wol die Schuld nur an Dir selbst liegen, guter Menippus. Das natürliche Recht der Wölfe an die Schafe, wenn Du es so nennen willst, ist ein Recht, sie zu fressen; das Recht des Stärkern, wenn von Menschen die Rede ist, kann eben darum, weil es ein Verhältniß von Menschen zu Menschen, nicht von Wölfen zu Schafen ist, keinen andern Gegenstand haben, als den Schwächern zu führen und zu schützen, falls sich Beide noch in dem Stande natürlicher Freiheit und Gesellschaft befinden. Ist diese aber, auf welche Weise es nun geschehen sein mag, in bürgerliche Gesellschaft übergegangen, welche vermöge ihrer Natur auf eine höchste, von allen Gliedern der Gesellschaft anerkannte und gefürchtete Gewalt gegründet ist, so ist es abermals Natur der Sache, daß der letzte Zweck der Gesellschaft, nämlich das Wohl des Ganzen oder (genauer zu reden) die Erhaltung seiner innerlichen und äußerlichen Sicherheit, die

Anwendung und die Grenzen dieser höchsten Gewalt bestimmt. Denn überhaupt müssen wir bei Erörterung dieser ganzen Sache nicht aus den Augen verlieren, daß der Mensch, so wie er das Tageslicht erblickt, Ansprüche und Befugnisse mitbringt, die von der Willkür anderer Menschen unabhängig sind, und deren ihn keine Gewalt berauben darf, wenn er sich ihrer nicht durch seine eigenen Handlungen verlustig macht. Macht, Stärke oder Kraft (welches hier, da wir jetzt in allgemeinen Begriffen schweben, einerlei ist) und Recht sind keine unverträgliche oder einander aufhebende Dinge; im Gegentheil, das Recht ist das, was die Macht bestimmt und ihr die gehörige Richtung giebt. Es giebt Fälle, wo ein Mensch um seiner eigenen Sicherheit willen genöthiget ist, einen andern Menschen, wenn er kann, zu seinem Sclaven zu machen, und eben dieser Fall kann, unter besondern Umständen und Einschränkungen, zwischen zwei Stämmen oder Völkern eintreten; aber außer diesen besondern Fällen kann kein Mensch den andern, kein Volk das andere zu seinem Sclaven zu machen berechtigt sein. Gesetzt also, ein Tyrann mißbrauche, unter welchem ehrwürdigen Namen es auch sein mag, seine Gewalt zur Unterdrückung seiner Unterthanen, anstatt sie zu Beförderung ihrer Wohlfahrt anzuwenden, so ist diese Anwendung seiner Gewalt vermöge der Natur der Sache unrechtmäßig, und die Unterdrückten sind berechtigt, sich zu helfen, sobald sie können, das ist, sobald sie durch ihre Einmüthigkeit die Stärkern sind.

Menippus. Ich sehe nicht allzu deutlich, wie dieses Recht, das Du dem Volke gegen den Gewalthaber zugestehest, mit den Begriffen von Unmündigkeit und Unvermögen, sich selbst zu berathen, auf welche Du noch kürzlich die Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Uebermacht gegründet hast, verträglich sein kann.

Xenophon. So wollen wir versuchen, es uns deutlicher zu machen. Wir haben als etwas aus der menschlichen Natur und der allgemeinen Erfahrung Erweisliches vorausgesetzt, daß die Menschen, um glücklicher als im Stande natürlicher Wildheit zu sein, in bürgerlicher Verfassung und also unter obrigkeitlicher Gewalt leben, das ist mit einem Worte, daß sie regiert werden müssen. Da sie sich hierin mit den unmündigen Kindern in einerlei Falle befinden, so haben wir einem jeden Volke insofern eine Art von Unmündigkeit zugeschrieben.

In der That liegt der Grund, warum es einem Volke so schlechterdings nöthig ist, regiert zu werden, blos in dieser Aehnlichkeit zwischen den großen und kleinen Kindern. Beide haben einen natürlichen Hang zur Geselligkeit, zu gemeinschaftlichen Unternehmungen und Spielen; aber der häufige Zusammenstoß ihrer Forderungen und die wenige Gewalt, die sie über ihre leicht entzündbaren Leidenschaften haben, veranlaßt alle Augenblicke Streit und Gewaltthätigkeiten unter ihnen, die bei den großen Kindern alle Bande der Gesellschaft zerreißen würden. Dieses zu verhüten, muß also eine überwiegende Macht vorhanden sein, die jene Bande zusammenhält. Allein diese Macht darf (wie keine Kraft in der Natur) nie willkürlich — sondern soll und muß nach Gesetzen wirken, die in der Natur des Menschen und in dem Endzwecke der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig gegründet sind. Diese Gesetze mögen geschrieben oder ungeschrieben, deutlich erkannt oder nur verworren geahnet sein, genug, sie sind da, sie liegen in der Natur der Sache, sie sind Aussprüche der allgemeinen Vernunft und müssen befolgt werden, oder der Endzweck der bürgerlichen Verfassung wird vereitelt. Eine diesen Gesetzen zuwiderlaufende Regierung ist Mißbrauch der höchsten Gewalt oder Tyrannei; und da das Elend der Unterthanen eine unausbleibliche Folge davon ist, so haben die letztern nichts als ihr Gefühl vonnöthen, um zu wissen, ob sie wohl oder übel regiert werden. Ist das Uebel zu groß, um länger ertragen zu werden, so wird auch dieses Gefühl allgemein und erweckt endlich, wenn die Mißhandlungen fortdauern, ein anderes, das lange durch Furcht und Gewohnheit, zu gehorchen, eingeschläfert lag, nämlich das Gefühl eigener, physischer und moralischer Kräfte, und dieses bricht natürlicherweise in Versuche aus, sich derselben zu seiner Rettung zu bedienen. Ein Volk kann sich nicht selbst regieren; aber es kann seine Arme zu seiner Selbstvertheidigung aufheben; und wiewol die Wenigsten weise genug sind, ihr Privatinteresse dem gemeinen Besten aufzuopfern, so giebt es doch Fälle, wo wenigstens die Verzweiflung Alles wagt, um ein gemeinverderbliches Uebel abzutreiben.

Menippus. Und was wird dann aus dem leidenden Gehorsam, der doch, wenn die Stärke ein Recht zu herrschen giebt, auf Seiten der Unterthanen eine nothwendige Folge ihrer Schuldigkeit ist, der überwiegenden Gewalt unterthan zu sein?

Xenophon. Die Natur oder, was auf Eines hinausläuft, die Nothwendigkeit hat den Menschen Vieles zu leiden auferlegt. Empörung gegen unvermeidliche Uebel wäre Tollheit; aber ein geringeres Uebel zu leiden, um eines größern überhoben zu sein oder eines nur mit diesem Uebel erkäuflichen Guten theilhaftig zu werden, ist der Vernunft gemäß. In diesem Sinne ist leidender Gehorsam oft (und nur allzu oft) unvermeidliches Loos der Menschheit und nothwendige Bedingung des bürgerlichen Lebens. Aber zu einem Gehorsam, der immer bereit wäre, Alles, auch das Unerträglichste zu leiden, ungeachtet es nur auf uns ankäme, es nicht zu leiden — das ist, zu einem Gehorsam, der die Menschen zu etwas weniger als Vieh, zu bloßen Maschinen herabwürdigte, dazu kann uns nichts verpflichten. Uebrigens, lieber Menippus, wollen wir herrschen und regieren nie für gleichbedeutende Wörter gelten lassen. Die Natur hat die Menschen nicht zu Sclaven in die Welt gesetzt; sie müssen regiert, geleitet, berathen, nicht beherrscht werden; und wiewol sich vermöge des Zusammenhangs der menschlichen Dinge, der nicht ganz von uns abhängt, Fälle zutragen, wo bloße Stärke das Recht zu regieren giebt, so kann sie doch niemals ein Recht geben, gegen die Naturgesetze der Menschheit und die darauf gegründeten Grundgesetze aller bürgerlichen Gesellschaft zu regieren, das ist, willkürlich und tyrannisch zu herrschen.

Menippus. Wir sind also, wie es scheint, blos in der Art, wie wir uns ausdrücken, verschieden. Die Gewalthaber sind, wie Du selbst behauptest, verbunden, nach Gesetzen zu regieren, und die Unterthanen berechtigt, das Joch abzuschütteln, wenn sie es unerträglich finden. Das Verhältniß zwischen dem Regierer und den Regierten beruhet also auf gegenseitigen Rechten und Pflichten, deren Beobachtung von beiden Seiten die Bedingungen desselben sind. — Nennen wir dies Vertrag oder nicht, der Name thut nichts zur Sache; aber die Sache ist gerade so, als ob der Vertrag dabei zum Grunde läge: „Wir wollen Dir gehorchen, wenn Du uns wohl regierest; aber sobald Du Deine Schuldigkeit gegen uns nicht erfüllen willst, sind auch wir von der unsrigen gegen Dich entbunden."

Xenophon. Wie ich sehe, Freund Menippus, steht Dein gesellschaftlicher Vertrag noch immer zwischen uns, und ich bin Dir mit Allem, was ich gesagt habe, noch immer un-

verständlich geblieben. Die bürgerliche Ordnung unter den Menschen auf den Begriff eines Vertrages zu gründen, ist hauptsächlich darum unschicklich, weil ein Vertrag voraussetzt, daß es gänzlich von dem Belieben der Parteien abhängt, ob und wie sie sich vertragen wollen. Dies ist aber nach meinen Begriffen bei der bürgerlichen Ordnung keineswegesweges der Fall. Ich betrachte diese als ein Gesetz der Natur, als eine in der Beschaffenheit des Menschen gegründete nothwendige Bedingung seiner möglichsten Entwicklung und Ausbildung, worauf doch die Natur Alles bei ihm angelegt hat. Wenn es Menschenracen geben sollte, denen es an dieser Anlage zur Vervollkommnung gänzlich fehlte, so gehörten sie nicht zu den Menschen, von denen hier die Rede ist; sie machten vielmehr eine Mittelgattung zwischen Menschen und Affen aus, die durch den Mangel der Triebfedern der Vervollkommnung genöthigt wäre, sich ewig in dem engen Kreise des thierischen Lebens herumzudrehen.*) Die edlern Menschenracen hingegen haben sich alle früher oder später, mehr oder weniger, je nachdem ihnen die äußern Umstände beförderlich oder nachtheilig waren, aus dem Stande der rohen Natur herausgearbeitet und in bürgerliche Gesellschaften zu Befestigung und Erhöhung eines gemeinschaftlichen Wohlstandes vereiniget. Natur und äußere Nothwendigkeit arbeiteten hierbei zusammen auf einen Zweck; und wiewol es ungereimt wäre, zu sagen, die Menschen hätten sich blos leidentlich dabei verhalten, so läßt sich doch ebenso wenig behaupten, daß sie bei Errichtung der ersten bürgerlichen Gesellschaften als Künstler zu Werke gegangen und sich nach vorgängiger gemeinsamer und freier Berathschlagung einhellig diejenige Staatsverfassung und Regierung gegeben hätten, die sie zu Erzielung des möglichsten Wohlstandes des gemeinen Wesens für die vollkommenste erkannt hätten. Die Geschichte widerspricht dieser Hypothese geradezu und muß ihr widersprechen, weil sie dem Gang der Natur in Entwicklung des Menschen und also dem, was vermöge der Natur möglich ist, zuwiderläuft.

---

*) Ob es wirklich solche Halbmenschen (die Rede ist nicht von einzelnen zufälligerweise Verunglückten, sondern von ganzen Stämmen, denen dieser Mangel natürlich wäre) auf dem Erdboden gebe, ob vielleicht die sogenannten Pescherähs auf dem Feuerlande und die stumpfen Neuholländer solche Mitteldinge zwischen Thieren und Menschen sind, — sind Fragen, die aus Abgang hinlänglicher Beobachtungen und angestellter Versuche noch unentschieden zu sein scheinen.

Um Dich hiervon zu überzeugen, laß uns einen Blick in die ältern Zeiten der Welt werfen. Das Erste, was uns da in die Augen fällt, ist der große Unterschied zwischen der Verfassung der Völker im nördlichen Theile Asiens und in Europa und derjenigen, welche die südlichern Länder Asiens bewohnen. In den letztern finden wir lange vor der Policirung unsers Griechenlandes schon große monarchische Staaten, wo die Willkür des Regenten das höchste Gesetz ist; wo er wie ein Gott verehrt und wie ein böser Dämon gefürchtet wird; wo er Herr und Eigenthümer des ganzen Staats ist und die Unterthanen sich ohne Weigerung als seine Sclaven betrachten, über deren Güter, Vermögen, Leib und Leben er nach Belieben schalten kann; kurz, wo der Monarch Alles ist und das Volk gar keine bürgerliche Existenz hat.

Menippus. Aber wie, um aller Götter willen, ist's möglich, daß Menschen, die ihrer Sinne mächtig waren, sich jemals zu einer so unnatürlichen Verfassung bequemen konnten?

Xenophon. Nichts ist begreiflicher; und der Grund davon ist, weil nichts natürlicher war als eben diese unnatürliche Verfassung — in ihren ersten Anfängen. Denn sie erwuchs beinahe ebenso unmerklich, als eine Pflanze aus ihrem Keime wächst, aus der ältesten patriarchalischen Lebensart der Menschen. Aus dem Vater einer Familie ward endlich das Haupt eines Stammes; unter mehrern Stämmen überwältigte der mächtigste nach und nach die schwächern, und das Haupt desselben wurde König. Während des Zeitlaufs, der zu diesen Fortschritten erfordert wurde, bildete sich unter diesen Menschen unvermerkt eine Art von bürgerlicher Regierung nach dem Modell der natürlichen Familienmonarchie, von welcher sie ausgegangen war: der König wurde als der Vater der Völker, die er regierte, und diese als seine Kinder angesehen. Jener regierte so unumschränkt, wie ein Vater im Stande der natürlichen Gesellschaft über seine Familie; diese ließen sich ebenso wenig einfallen, mit ihrem Fürsten als Kinder mit ihrem Vater einen Vertrag zu errichten und ihnen die Bedingungen, unter welchen sie gehorchen wollten, vorzuschreiben. Eine solche Verfassung konnte, so lange sie ihrem Ursprung näher war und unter allerlei günstigen Umständen, eine Zeit lang das Glück der Völker machen; auch findet man, selbst seitdem beinahe der ganze Orient unter dem Druck eines eisernen Des-

potismus schmachtet, hier und da noch einige Ueberbleibsel und Spuren der ursprünglichen Humanität dieser Vaterregierung. Aber unglücklicherweise fehlt ihr eine Triebfeder, die der natürlichen eigen und so unentbehrlich ist, daß ihr Mangel sogar leibliche Väter zu Tyrannen macht. Das natürliche Familienregiment gründet sich zwar (so wie sein bürgerliches Nachbild) auf die Furcht der Kinder vor der väterlichen Gewalt; aber die Natur sorgte dafür, diese letztere durch die Liebe zu mildern, die sie dem Herzen der Eltern einpflanzte. Die Väter der Völker hingegen, denen dieser wohlthätige Instinct fehlt, begnügen sich, gefürchtet zu werden, ohne das Verhaßte ihrer Gewalt durch Liebe, welche Gegenliebe gebiert, zu mildern. Knechtische Furcht, auf den blendenden Glanz eines unzugangbaren Thrones, auf Myriaden von Trabanten, auf zahllose Kriegsheere und das immer gezückte Schwert der Rache, kurz, auf unwiderstehliche Gewalt gegründet, ist das Einzige, was diese Monarchien zusammenhält und die Sicherheit der Despoten und ihrer Satrapen ausmacht. Zuweilen sendet wol auch das Schicksal den Unglücklichen einen Befreier, einen Cyrus zu, der die alten Fesseln zerbricht und ein neugestiftetes Reich mit Weisheit und wahrem Vatersinne regiert; aber dieser Fall ereignet sich selten, und das Gute, das dadurch bewirkt wird, ist meistens nur persönlich und vorübergehend; denn die erste Quelle des Uebels, die Verfassung, bleibt, und eine Reihe blöder oder lasterhafter Nachfolger zerstört in Kurzem wieder, was der einzelne wohlthätige Regent gebauet hat.

Menippus. Aber wenn diese Verfassung der südöstlichen Völker Asiens den Ursprung hat, den Du ihr giebst, wie kommt es, daß die nördlichern Asiaten und die europäischen Völker davon frei geblieben sind? Wenn jenen despotischen Monarchien das natürliche Familienregiment zum Grunde liegt, welches man allerdings (wie es scheint) als den Keim aller bürgerlichen Regierung ansehen kann, so müßte ja der Despotismus über den ganzen Erdboden ausgebreitet sein?

Xenophon. Wär' er eine nothwendige Folge der ursprünglichen Familienregierung, so würde dies allerdings der Fall gewesen sein. Aber wenn ich vorhin der unnatürlichsten aller Regierungsformen diesen natürlichen Ursprung gab, so fiel mir gar nicht ein, verschiedene zufällige Umstände, als z. B. den Einfluß des Klima's und die daher entspringende Sinnesart und Lebensweise, als mitwirkende Ursachen auszu-

schließen. Blos diese äußerlichen Umstände haben den Unterschied hervorgebracht, den man zwischen den nördlichen und südlichen Bewohnern der Erde wahrnimmt. Ein warmes, bis zur Ueppigkeit fruchtbares und eine mäßige Arbeit hundertfältig belohnendes Klima lud die Menschen ein, dem herumirrenden Hirtenleben zu entsagen und in festen Wohnsitzen sich anzupflanzen. Eine Menge friedsamer Künste, die Töchter des Ackerbaues und einer mildern Lebensart, entwöhnten sie von den kriegerischen Sitten ihrer Voreltern. Unvermerkt, aber nur desto unwiderstehlicher wirkte der Einfluß der Luft, der Sonne und des Bodens auf die Leibesbeschaffenheit und Sinnesart der Einwohner der heißen Erdstriche. Wollüstige Ruhe und sinnlicher Lebensgenuß ist ihr höchstes Gut; und diesem Charakter ist die despotische Staatsverfassung so angemessen, daß, außer den rauhern Bewohnern der gebirgigen Provinzen, schwerlich irgend ein Volk im südlichen Asien, vom Euphrates bis zum Ganges und bis an die Ufer des östlichen Weltmeers, nur des Gedankens fähig ist, die despotische Regierungsform (zumal da sie nun bereits Jahrtausende lang an sie gewöhnt sind) gegen irgend eine freie, populare oder aristokratische zu vertauschen.

Eine ganz andere Bewandniß hatte es natürlicherweise mit den Stämmen oder Horden der nomadischen Völker, die in den ungeheuern Steppen und Wildnissen des nördlichen Theils von Asien und Europa mit ihren zahlreichen Heerden umherzogen und, so wie ihnen diese unermeßlichen Strecken zu enge wurden, sich gegen Mittag und Abend fortdrückten und von Zeit zu Zeit die reichen mittäglichen Provinzen wie verheerende Fluthen überschwemmten. Diese Völker haben Jahrtausende lang keine andere als freie Verfassungen gekannt. Aber auch die ihrigen entsprangen aus der patriarchalischen, die das Urbild aller gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen ist. So wie eine Familie sich in mehrere Zweige ausbreitete, so wurden die Väter dieser Zweige die natürlichen Räthe und Gehilfen des gemeinschaftlichen Ahnherrn des ganzen Stammes. Wuchs in der Folge jeder Zweig wieder zu einem besondern Stamme, so verlor sich endlich der Begriff eines gemeinschaftlichen Vaters oder Oberhauptes. Jeder Stamm behauptete seine natürliche Unabhängigkeit von dem andern, ohne jedoch der alten Familienverbindung, die durch einerlei Sprache und Sitten unterhalten wurde, gänzlich zu entsagen. Bei Gelegenheit gemeinschaftlicher Gefahren oder Unternehmungen

machten die besondern Häupter dieser kleinern Horden eines Hauptstammes den allgemeinen Rath desselben aus; eine Art von unförmlicher natürlicher Aristokratie, die nichts von ihrem Ansehen verlor, wenn auch die Umstände einen gemeinschaftlichen Anführer oder König nothwendig machten. Denn dieser war im Grunde doch nur der Erste unter Seinesgleichen, wiewol ihm seine freiwilligen Untergebenen in gewissen Fällen, wo das gemeine Beste es zu erfordern schien, selbst den unbedingtesten Gehorsam selten verweigerten. Wie gesagt, Jahrtausende lang ist dies die Verfassung aller nomadischen scythischen und celtischen Völkerschaften des nördlichen und abendländischen Theils unserer Erdkugel gewesen. Sie war ihrem unruhigen, herumirrenden Jäger- und Hirtenleben, ihrer dem rauhern Klima gemäßen Sinnesart, Stärke und Unbändigkeit, dem unaufhörlichen Kriegsstande, worin bald die größern Horden, bald die kleinern Stämme an einander geriethen, sich drückten, verdrängten, zu Boden warfen, auch wol gänzlich aufrieben, die natürlichste und angemessenste.

Aber diese Art von Freiheit grenzt zu nahe an gänzliche Verwilderung, als daß sie der Zustand sein könnte, worin die menschliche Gattung den Grad von Ausbildung und Wohlstand, worauf es die Natur bei ihr angelegt hat, erreichen könnte. Freiheit ohne eine weislich ausgedachte und künstlich organisirte bürgerliche Verfassung wächst gar bald in Barbarei und Wildheit aus und ist in ihren Folgen oft noch verderblicher als die Sclaverei der despotischen Regierungsart. Beide hemmen den Fortschritt der Cultur, verewigen den Stand der Kindheit des Menschengeschlechtes und zwingen ganze Völker, mit den glücklichsten Anlagen Jahrtausende auf ebendemselben Punkte stehen zu bleiben. Der einzige Unterschied zum Vortheil der Wildheit ist, daß sie die edlern Naturkräfte des Menschen ungeschwächt schlummern läßt, da diese hingegen von der Sclaverei abgestumpft und gänzlich niedergeschlagen werden. Ein Haufen roher Wilden kann unter günstigen Umständen sich nach und nach zu einem Volke ausbilden, das mit großen körperlichen und moralischen Kräften zu dem, was die Vollkommenheit der menschlichen Natur ausmacht, emporstrebt; aus einem Volk hingegen, das seit vielen Generationen gewohnt ist, am Joche zu ziehen und alle Lasten, die auf seinen Rücken aufgehäuft werden, mit stummer Geduld zu tragen, wird nichts Besseres, es müßte nur durch außerordentliche Begebenheiten, so zu sagen,

erst vernichtet und dann wieder neu geschaffen werden, wovon mir kein Beispiel bekannt ist. Alle Revolutionen, die sich gewöhnlich mit solchen Völkern zutragen, endigen sich damit, daß sie der Raub eines andern Herrn werden.[1])

Laß uns nun nach dem Punkte, von welchem wir ausgegangen sind, zurücksehen, Menippus. Ich behauptete, die bürgerliche Gesellschaft sei nicht sowol ein Kunstwerk des menschlichen Verstandes als vielmehr das Resultat des Bedürfnisses, der Nothwendigkeit und zufälliger Umstände, und ich berief mich hierüber auf ihren Ursprung in den ältesten Zeiten der Welt. Die Geschichte schien es uns begreiflich zu machen, wie aus einerlei Urform in Südosten und Süden die großen despotischen Reiche, in Norden und Nordwesten hingegen die aus Demokratie, Aristokratie und Monarchie zusammengewachsne Regierungsform entstanden, aus welcher sich bei zunehmender Cultur nach Maßgabe der Umstände theils die sogenannten Freistaaten, theils die gemäßigte und eingeschränkte Monarchie gebildet haben. Nirgends zeigt uns die Geschichte eine Staatsverfassung, die man für ein reines Werk der Vernunft, ja nur für den Beschluß einer allgemeinen freien Berathschlagung gelten lassen kann; und wenn auch einige wenige Beispiele das Gegentheil zu zeigen scheinen, so ist doch gewiß, daß sich selbst in unsern freiesten Republiken nur einzelne politische Momente finden, wo die Freiheit nicht durch willkürliche Gewalt eines oder mehrerer Aristokraten oder eines von selbstsüchtigen Demagogen mehr beherrschten als geleiteten Pöbels eingeschränkt und nur allzu oft in einen bloßen Namen verwandelt worden wäre.

Die bisherige Erfahrung zeigt uns also nichts, was nicht die Behauptung bestätigte, daß alle bürgerliche Ordnung nur dadurch besteht, daß der gehorchende Theil, gern oder ungern, das Joch der obrigkeitlichen Gewalt tragen muß, durch welche er in den Schranken des Gesetzes, die er immer zu durchbrechen geneigt ist, zurückgehalten wird. Aber ebendieselbe Erfahrung

---

[1]) Hier schloß im Teutschen Merkur der Aufsatz mit folgenden Worten: „Menippus. In der That scheint es beinahe gleich unmöglich zu sein, daß ein wildes Volk sich freiwillig dem Zwange bürgerlicher Ordnung unterwerfe, als daß ein dienstbares jemals Muth und Stärke genug bekomme, seine Fesseln zu zerbrechen.

Die Fortsetzung nächstens."

Die Fortsetzung unterblieb jedoch, und der obige Schluß wurde erst in Wieland's Ausgabe seiner Sämmtlichen Werke zugefügt. — A. d. H.

zeigt auch, daß die zur Aufrechthaltung des gemeinen Wesens unentbehrliche Macht sich immer auszudehnen sucht und durch die Gesetze, welche sie handhaben soll, und welchen sie selbst untergeordnet ist, sich nur so lange und insofern gebunden hält, als es ihr kein Opfer ihrer eigennützigen Neigungen, Leidenschaften und Entwürfe kostet. Eine große Macht wird daher fast immer, mehr oder weniger, zu Bedrückung des Volks gemißbraucht. Dieses duldet viel und lange, theils aus dem dunkeln Gefühl, daß es nicht verlangen kann, die Vortheile der bürgerlichen Verfassung ohne Aufopferungen zu genießen, theils weil die Macht der Gewohnheit so viel über den Menschen vermag, daß ihm beinahe Alles, was sein Dasein nicht schnell und unmittelbar zerstört, durch sie erträglich wird, theils weil jedes einzelne Glied der Gesellschaft sein Unvermögen, einer überwiegenden und durch die Einbildung noch vergrößerten Gewalt zu widerstehen, fühlt und Widerstand in großen Massen durch die Verfassung unmöglich gemacht ist. Die Gewalthaber an ihrem Theil werden indessen ebenso gewohnt, keinen Widerstand zu finden, als das Volk, keinen zu thun. Unvermerkt räumen sie nach und nach Alles aus dem Wege, was ihnen anfangs Schranken setzte. Die Mittel sind unermeßlich, die der Inhaber der höchsten Gewalt im Staat in den Händen hat, das Volk, je nachdem die Umstände es fordern, zu täuschen, zu verführen, zu schrecken, zu erhitzen, zu besänftigen, bis er es endlich so weit gebracht hat, daß sein bloßer Wille die Quelle aller Gesetze wird oder (was ebendasselbe ist) die Gesetze nach Belieben einschränken oder ausdehnen, aufhalten oder beschleunigen und Jeden, den er begünstigen will, so wie sich selbst von ihrem Zwang befreien kann. Von nun an ist leidender Gehorsam das Loos des Volkes und überhaupt Aller, die nicht auf die eine oder andere Weise an der höchsten Gewalt Antheil haben. Da aber gleichwol der möglichste Wohlstand des Ganzen, woran Niemanden mehr als den Gewalthabern gelegen ist, es nothwendig macht, den Unterthanen wenigstens einen gewissen Grad von Thätigkeit zu lassen, so mag ein großer Staat noch immer Jahrhunderte lang bei einer solchen Verfassung bestehen, weil das Volk, wiewol es in politischem Sinne nichts ist, wenigstens einen Theil seiner Kräfte zu Vermehrung seines Privatwohlstandes oder doch zur Erhaltung seines Daseins in einem durch angeborne Gewohnheit leidlich gewordenen, wenngleich armseligen Zustande anwenden kann. Immer fortschreitende Cultur, Kunst-

fleiß, Gewerbe und Handelschaft verschaffen einem glücklich gelegenen und mit mancherlei natürlichen Reichthümern begünstigten Staate selbst unter einer heillosen Verwaltung unermeßliche, kaum zerstörbare Lebenskräfte; selbst die größte Ungleichheit und die ausschweifendste Ueppigkeit vermehren eine Zeit lang seinen Flor und scheinen die Hilfsquellen der Machthaber unerschöpflich zu machen. Natürlicherweise werden diese letztern immer sorgloser über die Folgen ihrer willkürlichen, ungerechten und unklugen Staatsverwaltung, gehen in ihren Forderungen und Anmaßungen immer weiter, glauben Alles zu dürfen und Alles zu können, und da sie gewohnt sind, bei Allem, was sie thun und wagen, die moralischen Ursachen in gar keinen Anschlag zu bringen, die physische Macht hingegen für Alles zu halten, so kommt ihnen gar nicht in den Sinn, daß diese Macht, in deren Besitz sie sich so sicher halten, am Ende doch nur auf der Wirksamkeit der moralischen Räder und Springfedern beruht, und daß der Augenblick, da das Volk zum Gefühl seiner Kraft erwacht, der letzte Augenblick seiner Tyrannen ist. Gewöhnlich werden sie denn auch von diesem fatalen Augenblick so ganz unbereitet überrascht, daß sie in der ersten Verwirrung ihrer Sinne die Hilfsmittel, die noch in ihren Händen sind, entweder gänzlich aus der Acht lassen oder einen so verkehrten Gebrauch davon machen, daß man das dumpfsinnige Schwanken zwischen Muthlosigkeit und Uebermuth, wodurch sie ihr Verderben beschleunigen, schon für den Anfang der furchtbaren Rache halten möchte, welche die unerbittliche Nemesis immer an allen Großen und Gewaltigen genommen hat und immer nehmen wird, die im Gebrauch ihrer Macht und ihrer übrigen Vorzüge der Bescheidenheit und Mäßigung vergessen, der einzigen Bedingungen, unter welchen die vom Glück verabsäumten Menschen ihnen ihre Vorzüge willig zugestehen, und der einzigen Tugenden, die man von ihnen fordert.

Dies war seit Jahrtausenden der gewöhnliche natürliche Lauf der Dinge bei allen mehr oder weniger policirten Völkern. Die Menschen fühlten die Nothwendigkeit, regiert zu werden, und unterwarfen sich einer obrigkeitlichen Gewalt. Die Inhaber der letztern begnügten sich nirgends an dem Maße von Macht und Ansehen, das ihnen vermöge der Natur der Sache zukam. Sie dehnten Beides so weit aus, als sie konnten, mißbrauchten ihre Gewalt immer ungescheuter und spielten, mit einem Worte, so lange den Herrn, der über seine Sclaven und sein Eigenthum

willkürlich schalten und walten kann, bis endlich die Völker, nachdem sie lange geduldet hatten, was nicht zu dulden war, entweder weil sie es nicht länger aushalten konnten, oder von ehrgeizigen und ränkesüchtigen Menschen aus ihrem Mittel aufgereizt, sich auf einmal ihrer Uebermacht bewußt wurden, das Joch mit Gewalt abschüttelten und an ihren Unterdrückern das Wiedervergeltungsrecht ausübten, aber im Ungestüm ihrer Wuth nun auch auf ihrer Seite aller Mäßigung vergaßen, alle bürgerliche Ordnung umstürzten, sich einer Gewalt anmaßten, die sie nicht zu gebrauchen wußten, und so lange gegen ihre eigenen Eingeweide wütheten, bis ihnen kein anderes Rettungsmittel übrig blieb, als sich einem neuen Machthaber mit oder ohne Einschränkung zu unterwerfen; da denn, sobald die Wunden des Staats sich zu schließen anfingen, auch das alte Spiel von Neuem anging, um in mehr oder weniger Zeit einen ähnlichen Ausgang zu nehmen und auf die vorige Weise wieder anzufangen.

Menippus. Und in diesem sinnlosen Zirkel sollte das arme Menschengeschlecht sich ewig von leidendem Gehorsam und Sclaverei zu Empörung und Anarchie und von diesen wieder zu jenen herumzudrehen bestimmt sein?

Xenophon. Bestimmt — sagst Du? Keineswegs! Keineswegs, Freund Menippus! oder die göttliche Nemesis, welche nie müde wird, den frevelnden Uebermuth und die wilde Gesetzlosigkeit durch die Folgen ihrer eigenen Missethaten zu züchtigen, und die Vernunft, die bei Allem diesem nichts weniger als eine müssige Zuschauerin ist, müßten ewig unvermögend bleiben, den alten schon zu lange dauernden Kampf der Sittlichkeit und Cultur mit der Thierheit und Barbarei, welche sich bis auf diesen Tag um die Herrschaft über die Menschen gestritten haben, endlich zum Vortheil der erstern oder vielmehr zur Ehre der menschlichen Natur und zum Heil der Welt auf immer zu entscheiden.

Hier hielt Xenophon ein, und indem Menippus, wie es schien, den Mund zu einer neuen Frage spitzte, schwand auf einmal die Scene zugleich mit den redenden Personen aus meinen Augen, und ich befand mich wieder in meinem gewöhnlichen Zustand an meinem Schreibtische.

Gespräche
unter vier Augen.

Inhalt:

Ein Theil dieser Gespräche erschien zuerst im Neuen Teutschen Merkur vom Jahre 1798, und zwar:

Nr. I in Bd. I. S. 105—129 (mit der Ueberschrift: Ueber die Vorurtheile), jedoch nur der erste Theil bis S. 290, Z. 17, mit dem Bemerken: „Fortsetzung und Beschluß nächstens."
„ II „ „ I. S. 259—288,
„ IV „ „ I. S. 355—383,
„ V „ „ II. S. 3—48 (mit der Ueberschrift: Ueber Demokratie und Monarchie),
„ VIII „ „ II. S. 201—222, und
„ XII „ „ III. S. 101—116,

wogegen die übrigen (der Schluß von Nr. I, ferner Nr. III, VI, VII, IX, X u. XI) vereint mit den obigen von Wieland erst 1799 als Theil XXXI seiner Sämmtlichen Werke — der auch als besonderes Buch ausgegeben wurde — veröffentlicht sind.

Vorbericht.

Gespräche unter vier Augen sind ordentlicherweise nicht bestimmt, das Publicum zum Zuhörer zu haben. Ein paar Freunde, die allein zu sein glauben, besorgen weder mißverstanden, noch unredlich gedeutet zu werden; Jeder spricht, wie er denkt, und ist versichert, daß sein Freund, wenn er auch nicht immer seiner Meinung ist oder den Gegenstand, wovon die Rede ist, in einem andern Licht oder von einer andern Seite betrachtet, ihm wenigstens ebendieselbe Gedankenfreiheit zugesteht, wozu er sich selbst berechtigt hält.

Aber auch ohne diese Rücksicht liegt schon in der Natur eines Gesprächs unter vier Augen eine gewisse Sicherheit, die bei keinem andern stattfindet, ja bei einem bloßen Selbstgespräche kaum größer sein kann, und man spricht da unfehlbar Manches, was in Gegenwart eines Dritten entweder gar nicht oder doch nicht so freimüthig und unzurückhaltend gesprochen worden wäre.

Wahrscheinlich muß also ein unvermutheter Lauscher an der Wand, dem die Kunst, geschwind zu schreiben, oder ein ungewöhnlich glückliches Gedächtniß zu Dienste stand, an den gegenwärtigen vertraulichen Unterredungen heimlich Theil genommen und ein gutes Werk zu thun vermeint haben, wenn er den Gedanken der redenden Personen, an welchen er den unverkennbaren Charakter der Wahrheitsliebe, Mäßigung und Wohlgesinntheit zu erkennen glaubte, einen dauerhaftern Leib gäbe als die luftige Hülle, in welcher blos gesprochene Worte, sollte ihr Inhalt auch ewig zu dauern verdienen, ebenso schnell, als sie gehört werden, in dem Ocean zerfließen, der seit Jahrtausenden so unendlich viel Weisheit und Thorheit unwiederbringlich verschlungen hat, ohne die geringste Spur davon zurückzulassen.

Der unsichtbare Lauscher konnte seinen Einfall um so leichter bewerkstelligen, da alle diese Gespräche auf dem Landsitze eines der Interlocutoren unter einer dichten Sommerlaube gehalten wurden, welcher man sich aus dem benachbarten Gebüsche, ohne bemerkt zu werden, nähern konnte.

Wie es aber auch damit zugegangen sein mag, so bleibt auf alle Fälle der Herausgeber allein für die öffentliche Bekanntmachung verantwortlich und nimmt die Pflicht, seine anspruchlosen und nichts Böses besorgenden noch bezweckenden Freunde im Nothfall zu vertreten, um so williger auf sich, da er sich versichert hält, daß diese Gespräche schwerlich einen einzigen unbefangenen Leser finden werden, der im Ernste wünschen könnte, daß sie weder aufgeschrieben noch gedruckt sein möchten.

Quid dulci voveat nutricula majus alumno,
Quam sapere et fari quod sentiat?

Juvenal.

1.

Was verlieren oder gewinnen wir dabei, wenn gewisse Vorurtheile unkräftig werden?

Sinibald. Darf man fragen, Geron, was Deinen inwendigen Menschen so stark beschäftiget, daß ich schon eine gute Weile vor Dir stehe, bevor Du mich gewahr wirst?

Geron. Das solltest Du wol schwerlich errathen, Sinibald.

Sinibald. Vielleicht doch! Arbeitest Du etwa an einer neuen Constitution für die Westfranken?

Geron. Die wird sich wol bald genug von selbst machen!

Sinibald. Oder an Berichtigung der Bedingungen, unter welchen die monarchische Regierungsform der republikanischen oder diese jener vorzuziehen sei?

Geron. Ebenso gern möcht' ich einen hölzernen Bock melken oder mit einem Haarsieb Wasser ins Faß der Danaiden schöpfen. Du weißt, wie ich über diese Dinge denke. Das ganze Weltall ist meiner Meinung nach eine Monarchie, und mit allen ihren Mängeln und Gebrechen gewiß die beste, die man je sehen wird. Dies vorausgesetzt, möchten die Bedingungen, unter welchen auch auf diesem kleinen oder großen Sonnenstäubchen, das uns zu bewohnen und zu bearbeiten eingeräumt ist, die einköpfige Regierungsform vor der vielköpfigen den Vorzug behauptet und ewig behaupten wird, ziemlich leicht zu finden sein. Aber für wen und wozu sollte ein Mann von Neuem thun, was seit Plato und Aristoteles von so vielen Hunderten vergebens gethan worden? Laß die Philosophen reden oder schweigen, die Welt geht ihren Gang: „die Könige regieren, und die Richter sprechen das Recht." —

Sinibald. Aber wie?

Geron. Das ist eine andere Frage. Ich denke, wie sie wollen, oder so gut sie können.

Sinibald. Mit Beidem ist der Welt bisher nicht viel gedient gewesen.

Geron. Was willst Du? Alles geht, wie es kann! und wiewol es durch so seltsame Krümmungen und Schneckenlinien geht, daß wackre Leute sich dadurch haben verleiten lassen, zu glauben, die ganze Schöpfung und die arme Menschheit mit ihr drehe sich wie ein blinder Gaul in einer Roßmühle ewig in einem und ebendemselben Kreise herum, so fällt es doch, däucht mir, von einem Jahrhundert zum andern ziemlich stark in die Augen, daß es vorwärts geht; und so hoffe ich denn zu Gott, es werde sich am Ende finden, daß Alles gegangen sei, wie es der Monarch und alleinige oberste Director der einen und unzertrennbaren Republik des Weltalls haben wollte, und der große Zweck —

Sinibald. Verzeih, daß ich Dir ins Wort falle, Geron! Der große Zweck der Menschheit (denn was über diese geht, ist über unserm Horizont) kann doch wol kein andrer sein, als das Menschengeschlecht, dem dieser Planet zu verwalten und zu benutzen gegeben ist, von Stufe zu Stufe endlich so weit zu bringen, daß alle Menschen nur eine Familie ausmachen, die keinen andern Regenten habe (und, wenn sie erst so weit gekommen wäre, keines andern bedürfte) als die allgemeine Vernunft, und also zugleich die reinste und vollkommenste Monarchie und die freieste, wohlgeordnetste und glücklichste Republik wäre, die sich nur immer denken läßt.

Geron (lächelnd). So weit mit Dir vorwärts zu fliegen, guter Sinibald, sind meine Schwungfedern nicht mehr elastisch genug. Ich kenne dermalen nur eine Republik, die gerade das ist, was sie sein soll —

Sinibald. Und die wäre? —

Geron. Die, von welcher Du und ich Mitglieder sind, und die, Dank ihrer Unsichtbarkeit! in, mit und unter allen Monarchien, Tetrarchien*) und Anarchien, Aristokratien, Demo-

*) Geron deutet vermuthlich mit diesem Wort auf eine Epoche, da vier große Mächte vermöge des respectabeln Rechts des Stärkern über die Welt im Kleinen oder das, was Geron ein großes Sonnenstäubchen nannte, willkürlich zu disponiren anfingen; eine Epoche, deren nähere Bestimmung die Chronologen unter sich ausmachen mögen.

kratien, Gynäkokratien und Hierokratien ihren stillen Gang fortgeht und so lange fortgehen wird, bis entweder die goldne Zeit, von der Du sprachst, gekommen sein wird oder der allgemeine Brand, womit die Stoiker unsern Erdball bedrohten, dem ganzen bisherigen Wesen und Unwesen ein Ende machen und eine neue verglasete Schöpfung hervorbringen wird, über deren vermuthliche Beschaffenheit, und was für eine Constitution sich wol für glasartige Menschen am Besten schicken möchte, wir uns die Köpfe nicht zerbrechen wollen.

Sinibald. Darüber sind wir einverstanden. Aber auf diesem Seitenwege hätten wir bald vergessen, daß Du mir meine Frage noch nicht beantwortet hast.

Geron. Und was war es denn gleich? — Ja, nun besinne ich mich — Du wolltest wissen, womit meine Gedanken beschäftigt waren, als Du hereinkamst. So rathe denn!

Sinibald. Wenn es nicht eine allgemeine Friedensstiftung oder der Stein der Weisen ist, so geb' ich's auf.

Geron. Nun, so wisse denn, Bruder, — ich arbeite — erschrick nicht! — an einer Apologie der Vorurtheile.

Sinibald. Du? an einer Apologie der Vorurtheile? — Das gesteh' ich! da hätt' ich lange rathen können, eh ich auf eine so seltsame Möglichkeit gefallen wäre! — Nun ja freilich sind die Gegenstände, worüber sich etwas Neues sagen läßt, ziemlich verbraucht, und so kann es sich ja wol ereignen, daß ein Ehrenmann, der nichts Anders zu thun hat, in die Versuchung gerathen mag, sich selbst und die Welt mit Paradoxen zu unterhalten, um zu sehen, wie weit es ihm gelingen könne, einer Ungereimtheit den Schein der Wahrheit zu geben.

Geron. Dies wäre denn doch nicht der Fall, lieber Sinibald. Denn wofern ich auch nichts Bessers zu thun wüßte, hab' ich nicht Kinder um mich, mit denen ich — spielen könnte? Oder kann ich nicht schlafen? oder, wenn alles Andre fehlt, mir wie Horaz helfen und — Verse machen?

Sinibald. Das wäre vielleicht nicht das Schlimmste, was Du thun könntest.

Geron. Vielleicht, wenn ich Verse machen könnte wie Metastasio, der das beneidenswerthe Talent besaß, zu jeder Tages- oder Nachtszeit, bei jedem Wetter, in jeder Gemüthsstimmung, über jeden Gegenstand und auf jede Veranlassung, sogar auf allerhöchsten Befehl sehr schöne Verse zu machen. — Und doch, wenn mich die Feen auch mit dieser seltnen Gabe

begabt hätten, würde ich meine Apologie der Vorurtheile nicht in Versen schreiben; — und gerade deswegen, weil es mir dabei um nichts weniger zu thun ist, als, wie Du meinst, mit der eiteln Kunst, paradoxen Sätzen den Schein neu entdeckter Wahrheiten zu geben, groß zu thun. Die schlichteste Prose, und wenn sie noch prosaischer sein könnte als Xenophon's, ist, däucht mir, gerade das rechte und einzig schickliche Vehikel, wenn es darum zu thun ist, alte Wahrheiten gegen die Täuschungen des Witzes und die Sophismen einer falschen oder fälschlich angewandten Philosophie in den Schutz zu nehmen. Denn daß Du ja nicht etwa neue unerhörte Dinge von mir erwartest über eine Materie, die ihrer Natur nach der ausgesogenste aller Gemeinplätze ist —

Sinibald (lachend). Um so viel größer wäre die Ehre, auf einem so magern und zerstampften Boden noch irgend ein oder anderes Blümchen oder Kräutchen auszufinden, das den Thieren, die ihn einige Jahrhunderte lang abgefreßt haben, entgangen wäre.

Geron. Laß uns ohne Bilder sprechen, Sinibald. Die gemeinnützigsten Wahrheiten sind alt, und eben darum, weil sie alt sind, wirken sie wenig. Es mag wol einiges Verdienst dabei sein, wenn man sie unter irgend einer neuen gefälligen Gestalt wieder in Umlauf zu setzen weiß; aber mir däucht, dieser Kunstgriff thut selten eine andere Wirkung, als daß man sich an der neuen Einkleidung ergetzt, wenn sie gefällig ist, ohne daß die alte Wahrheit selbst dadurch in größre Achtung kommt.

Sinibald. Ich habe doch wol eher gesehen, daß eine neue Perrücke einen alten wurmstichigen Herrgott oder ein neuer Anzug eine in Verfall gekommene Mutter Gottes in einer Dorfkirche wieder zum Gegenstand der eifrigsten Andacht bei unserm guten Landvolke machte.

Geron. Das mag bei alten Idolen angehen, Freund; aber ich zweifle sehr, ob es mit alten Wahrheiten ebendieselbe Bewandniß habe. Wahrheit, mein Lieber, ist, wie Du weißt, so sehr für den gesunden Menschenverstand und dieser so ganz für jene gemacht, daß sie für ihn gar keines Auffrischens und Herausputzens bedarf; je nackter sie ihm dargestellt wird, je gewisser ist sie, ihn einzunehmen. Das Uebel ist nur, daß das reine Gold der Wahrheiten, von welchen hier die Rede ist, durch die Länge der Zeit, durch die Veränderungen der Umstände und durch die natürlichen Folgen der menschlichen Gebrech-

lichkeit nach und nach so sehr mit schlechtem Metall vermischt und verfälscht wurde, daß es endlich aufhörte, Gold zu sein, und von dem, was es ursprünglich war, nur noch den Namen behielt. Und dieser Name ist es denn, wodurch der große Haufe betrogen wird, der in seiner Einfalt gewohnt ist, die Zeichen mit den Sachen zu verwechseln und unter der Gewähr des Namens sich verfälschte Waare für ächt aufhängen zu lassen.

Sinibald. Nur zu wahr! Aber was werden die Vorurtheile, die Du in Deinen Schutz nehmen willst, durch dieses Gleichniß und den Satz, den Du dadurch erläutern willst, gewinnen?

Geron. Das eräthst Du nicht, Sinibald? So stelle Dir Wahrheiten und Vorurtheile als eine große Menge goldner Münzen von allerlei Schwere, Gehalt und Jahrzahl vor, wovon einige ächt, andere falsch, die meisten aber mit mehr oder weniger Kupfer dergestalt vermischt wären, daß bei vielen sich nur die Hälfte, bei andern nur der dritte oder vierte Theil reines Gold befände. Laß uns ein Land annehmen, worin diese ungleichartigen Goldmünzen unter der Gewähr eines gesetzmäßigen Stempels alle für ächt gälten, und erlaube mir noch (zum Behuf der Anwendbarkeit meines Gleichnisses) zwei Umstände vorauszusetzen: erstens, daß die stufenweise Verschlechterung dieser Münzen nach und nach in gewissen Zeitpunkten vorgegangen, und zweitens, daß alles Gold, das sich in diesem Lande befinde, in der besagten Masse gemünzten Goldes stecke. Nun laß uns annehmen, das Volk dieses Landes hätte sich lange Zeit mit dieser Münze beholfen, ohne die Verfälschung gewahr zu werden; es träte aber endlich eine Zeit ein, da die Ungelegenheiten einer solchen Münzverfassung sich täglich immer stärker verspüren ließen und also dem Volke viel daran gelegen wäre, daß dem Uebel je eher je lieber abgeholfen würde: was, meinst Du, sollte wol eine weise Regierung in einem solchen Falle zu thun haben? — Die geringhaltige Münze auf einmal außer Curs zu setzen, würde eine höchst nachtheilige Stockung in Handel und Wandel verursachen und einen Theil des Volkes auf einmal um sein ganzes Vermögen bringen. Man dürfte sie also nicht anders als nach und nach, so unmerklich als möglich aus dem Umlauf nehmen, um sie in der Münze, nach vorgängiger Scheidung, zu Goldstücken von ächtem Gehalt umzuprägen. Damit aber der Schade, der aus dem fortwährenden Umlauf einer Masse von Goldmünzen, die bisher an Zahlungswerth gleich und doch

so ungleich an reinem Gehalt wären, so viel möglich verhütet würde, wäre wol kein ander Mittel, als diese Münze scharf probiren zu lassen, dann zu sortiren und den äußern Preis einer jeden Sorte nach und nach auf den Befund ihres innern Werthes herabzusetzen; da sie dann immerhin noch so lange circuliren möchten, bis man sie ohne sonderlichen Nachtheil gänzlich außer Curs setzen und gegen vollgiltige Stücke auswechseln könnte. Dünkt Dich nicht, Sinibald, daß dies in dem vorausgesetzten Falle die Verfahrungsweise einer jeden verständigen Obrigkeit sein würde?

Sinibald. Ich sehe, wo Du hinaus willst, Geron, aber nicht, wie Du bei der Anwendung Deines Gleichnisses bestehen wirst. Da ich Dir so viele Voraussetzungen erlauben mußte, so ist nicht mehr als billig, daß Du mir eine einzige gestattest.

Geron. Von Herzen gern, und mehr als eine, wenn Du ihrer nöthig hast.

Sinibald. Ich denke mit dieser einzigen auszureichen. Gesetzt also, es fände sich glücklicherweise irgend ein großmüthiger Adept, der sich erböte, Deinem mit verfälschter Münze überladenen Volke auf einmal davon zu helfen, indem er ihnen, ohne sich darum zu bekümmern, wie viel Karate feines Gold mehr oder weniger in ihren unächten Ducaten stecken möchten, für jedes geringhaltige Stück ein vollhaltiges von gleichem Zahlungswerth ohne allen Aufwechsel oder Abzug geben wollte: würdest Du Deine Leute nicht für ausgemachte Thoren erklären müssen, wenn sie sich eines so vortheilhaften Tausches aus dem lächerlichen Grunde weigerten, „es wäre doch immer ein Achtel oder Sechstel oder Drittel feines Gold in ihrer Münze, dessen sie sich berauben würden, wenn sie das Anerbieten des Adepten stattfinden ließen?“

Geron. Dacht' ich's nicht, sobald ich Dich mit Deinem großmüthigen Adepten kommen sah! Ich wäre also Deinem weisen Meister noch vielen Dank dafür schuldig, daß er mir die Mühe des Scheidens ersparte, die nun gerade nicht so kurzweilig ist, daß man ihrer, wenn es sein könnte, nicht lieber überhoben wäre? Aber laß Dir sagen, lieber Sinibald, daß mein Volk glücklicher- — oder (in Deiner Hypothese) unglücklicherweise keinen Glauben an Deinen Goldmacher hat; daß es seinem philosophischen Golde nicht traut und aus Furcht, für gutes natürliches Gold, wovon doch immer noch ein Theil in seinen gewohnten Münzen steckt, eine Composition von gar

keinem Werthe zu empfangen, lieber das Gewissere spielen und das seinige, wie wenig es auch sei, behalten, als Gefahr laufen will, beim Erwachen aus einem Traum voll goldner Berge nach Luft zu greifen und nichts zu haben.

Sinibald. Desto schlimmer für Dein Volk, daß es so mißtrauisch ist, wo es in der That nichts zu fürchten und so viel zu gewinnen hat!

Geron. Das würdest Du ihm nicht sehr übel nehmen, wenn Du bedächtest, wie oft es schon von Schatzgräbern und Sonntagskindern betrogen worden ist, die sich für große Adepten ausgaben und am Ende doch nur als Meister in der Kunst, einfältigen Leuten das Geld aus dem Beutel zu locken, befunden wurden.

Sinibald. Du wirst so billig sein, lieber Geron, meinem Adepten zuzutrauen, daß es ihm weder an Willen noch an Vermögen fehlt, Alle, die nicht aus unverzeihlichem Eigensinn Augen und Ohren vor ihm verschließen, zu überzeugen, daß sein philosophisches Gold wahres Gold von vierundzwanzig Karaten ist. Aber auch ohne das würde Dein Volk, wenn ich Dich recht verstanden habe, wenig bei meinem weisen Meister wagen.

Geron. Wie so?

Sinibald. Von dem Augenblick an, da es unter dem Volke bekannt worden ist, daß sich unter der circulirenden Goldmasse eine Menge falscher und sehr geringhaltiger Stücke finden, wird sich natürlicherweise auch ein Mißtrauen verbreiten, das dem ehmaligen blinden Glauben des Volks an seine Münzen um so mehr Abbruch thun wird, da das Gerücht und die Einbildung bei solchen Gelegenheiten das Uebel immer zu vergrößern pflegen, und es überdies nicht an Leuten fehlen wird, die aus Neugier oder Gewinnsucht, oder aus welchem andern Beweggrund es sein mag, sich die Mühe geben werden, die verdächtigen Münzen zu probiren und dem Publicum durch ihre Berichte und Warnungen auch gegen die bessern Mißtrauen beizubringen. Laß uns, um eher zum Ziele zu kommen, sogleich die Anwendung dieses Gleichnisses auf den Gegenstand unsers Gespräches machen. Du verstehest unter den verschiedenen Goldmünzen, die von alten Zeiten her unter Deinem Volke herumlaufen, Wahrheit, Irrthum und Vorurtheile: Wahrheit ist das feine Gold, Irrthum die falsche Münze, die Vorurtheile die geringhaltigen Stücke, welche mehr oder weniger werth sind, je nachdem mehr oder weniger von jener oder diesem darunter befindlich ist. So

lange das Volk die letztern für wahr hält, weil ihm nie eingefallen ist, an ihrer Aechtheit und Giltigkeit zu zweifeln, so sollen sie (wie ich Dir einstweilen unpräjudicirlich zugeben will) ungefähr die nämliche Wirkung thun, als ob sie durchaus wahr wären. Aber wie lange wird das dauern? Gewiß nicht länger, als die Leute von Niemand in diesem ihrem Glauben gestört werden. Laß sich einmal eine Anzahl angeblicher Scheidekünstler hervorthun, die sich ein Geschäft daraus machen, die Vorurtheile und Meinungen des Volks auf die Capelle zu bringen und ihren wahren reinen Goldgehalt öffentlich anzuzeigen: von dieser Stunde an fängt auch das Gebäude an zu schwanken, das bisher auf einem so lockern Grunde ruhte. Diese Wirkung wird zwar nicht sogleich merklich sein; aber einem aufmerksamen Beobachter werden die Zeichen der Veränderung nicht entgehen, die in dem Glauben, den Gesinnungen und den Sitten des Volks vorgeht, wiewol das Uebel oft ziemlich lange im Stillen um sich greift und daher, wenn es endlich zum Ausbruch kommt, Leute, die Alles immer nur aus der nächsten Ursache erklären wollen, in mächtiges Erstaunen setzt.

Geron. Nur zu wahr! Und gerade diese Erfahrungssache ist es, was mich immer gegen die unzeitigen und unbehutsamen Volksaufklärer aufgebracht hat.

Sinibald. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Leute Schaden thun; aber ich sehe nicht, wie Du das verhüten willst; es wäre denn, Du gedächtest Dich für die Meinung der Königin Semiramis in den Göttergesprächen zu erklären und darauf anzutragen, daß das Licht, das dem menschlichen Verstande durch die Cultur der Wissenschaften aufgeht, gleich dem heiligen Feuer der Vesta ausschließlich in der Verwahrung eines besondern Ordens sein sollte, der unter Oberaufsicht der Regierung dem Volke nur gerade so viel davon zutheilen dürfte, als seine Obern für gut fänden.

Geron. Nicht als seine Obern für gut finden, sondern als dem Volke wirklich gut und heilsam ist.

Sinibald. Und wer soll darüber entscheiden, wie viel Licht dem Volke gut und heilsam ist? Doch wol seine Obern? Oder wem wolltest Du es sonst auftragen? Wenn Du es den Aufklärern überlassen wolltest, so werden sie Eines von Beiden thun: entweder sich selbst in ihrem Geschäfte keine Grenzen setzen oder sich um die Gebühr mit den Obern einverstehen, das arme Volk in Dummheit und Unwissenheit zu erhalten,

weil man doch nun einmal in dem Wahne steht, daß ein unwissendes Volk leichter zu regieren sei als ein aufgeklärtes.

Geron. Die Erfahrung zeugt in unsern Tagen so laut vom Gegentheil, daß ich gewiß bin, die Zeit ist nahe, da man von diesem armseligen Wahn auf ewig zurückkommen wird. Der erste große Fürst, der Verstand und Kenntniß der menschlichen Natur und der menschlichen Dinge genug haben wird, um überzeugt zu sein, „daß gesunder Verstand allen Menschen, den niedrigsten wie den höchsten, unentbehrlich ist, um — Menschen zu sein," und der dieser Grundmaxime in Allem ohne Ausnahme gemäß handeln wird, wird durch sie allein, ohne die geringste Erschütterung, still und unvermerkt, wie die Natur in ihren wohlthätigsten Wirkungen zu verfahren pflegt, eine große, in ihren Folgen unendlich nützliche Verbesserung in seinem Staate bewirken und dann aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß keine Regierung sicherer, fester und weniger Reibungen und Stockungen unterworfen ist als die Regierung über ein zum gesunden Verstand reif gewordenes Volk. Von der Wahrheit dieser Maxime ist bereits Jedermann theoretisch überzeugt; und es bedarf nur noch ein einziges, großes, stark in die Augen leuchtendes Beispiel, so wird in weniger als zehn Jahren kaum noch — der Bey von Tripoli über Barbaren und Sclaven herrschen wollen.

Sinibald. Bravo! So wären wir ja einverstanden. Aber wo bleibt da die Apologie der Vorurtheile?

Geron. Die geht ruhig ihren Gang fort, Sinibald.

Sinibald. Du scherzest. Was hätte denn gesunder Verstand mit Vorurtheilen zu schaffen? Von dem Augenblick an, da ein Volk zum gesunden Verstand reif geworden ist, wie Du es nennest, hat es keine Vorurtheile mehr und bedarf keiner mehr.

Geron. Aber, mein lieber Sinibald, das mußt Du doch so gut wissen als ich, daß wir und jedes andere Volk auf diesem Erdenrunde noch ziemlich weit von diesem glücklichen Zeitpunkt entfernt sind. Wahrlich, bevor wir dieses große Ziel erreichen, werden noch allerlei Anstalten getroffen werden müssen; und gerade an Denen, die uns allein so weit bringen können, fehlt es noch am Meisten. Bis dahin, mein Freund, werden wir wohl thun, unsern schreibseligen Weltverbesserern zu empfehlen, daß sie gewisse Vorurtheile unangetastet lassen; und unsre Obern werden blos ihre Schuldigkeit thun, wenn sie die Herren, die nicht auf guten Rath hören wollen, ein Wenig auf die Finger klopfen.

Sinibald. Ich sehe wol, daß ich mir vor allen Dingen eine kleine Erklärung von Dir ausbitten muß, was das für gewisse Vorurtheile sind, zu deren Unverletzlichkeit ein so wohldenkender Mann wie Du seine Stimme so fest entschieden giebt.

Geron. Vor allen Dingen will ich Dir eine kleine Geschichte erzählen, wenn Du Geduld hast, sie anzuhören.

Sinibald. Sehr gern.

Geron. Es war einmal ein Mann, der sich viele Mühe gegeben hatte, ein guter Arzt zu werden, und dem es so wohl gelungen war, daß der Ruf seiner Geschicklichkeit und seiner glücklichen Curen in alle Lande ausging. Dieser Ruf kam endlich auch bis zu den Ohren der Herren Bürgermeister und Rath des durch den berühmten Jean Paul nicht weniger berühmt gewordenen Reichsdörfchens oder Städtchens Kuhschnappel; und da sie eben eines Stadtarztes benöthigt waren, so wurden sie einig, den besagten Arzt unter ziemlich annehmlichen Bedingungen an diese Stelle zu berufen. Dieser mochte sich aus der Geschichte des berüchtigten Armen-Advocaten Siebenkäs eine Vorstellung von der löblichen Reichsstadt Kuhschnappel gemacht haben, die ihm von einigen Jahren Aufenthalt daselbst eine reiche Ernte neuer Beobachtungen zu Beförderung der Menschenkunde und Menschenliebe und zu Vermehrung seiner medicinischen Kenntnisse versprach. Kurz, er nahm den Ruf an und fand an seinen neuen Patienten, besonders denen vom dritten Stande, ein wohlgesinntes Völkchen, das ihn auf seinen bloßen Ruf und sein ehrliches Gesicht hin mit einem Enthusiasmus aufnahm, der kaum größer hätte sein können, wenn er bereits einige Dutzend wichtige Curen an ihnen verrichtet gehabt hätte. Die guten Leutchen ließen sich's nicht einfallen, den Grund oder Ungrund dieses Rufs zu untersuchen. Alles, was die Natur oder ein glücklicher Zufall zu Genesung der Kranken that, schrieben sie treuherzig ihrem Aesculap zu; aus jedem von ihm geheilten Schnupfen, Husten oder Verdauungsfieber machten sie eine Wundercur, unterwarfen sich allen seinen Vorschriften blindlings, verschluckten mit dem gewissenhaftesten Gehorsam alle seine Pillen, Pulver und Tränkchen und behaupteten gegen alle durchreisenden Fremden, daß seinesgleichen nirgends gefunden werde. Bei diesem auf lauter Vorurtheile gegründeten Glauben an ihren geschickten und sorgfältigen Stadtarzt hatte sich nun der Senat und das Volk von Kuhschnappel eine ge-

raume Zeit wohl befunden, als ein naseweiser junger Patricier des Orts, der unter seinen Mitbürgern für einen großen Kopf galt, auf den Einfall kam, eine Art Satire gegen Aerzte und Arzneikunst herauszugeben, worin er zwar nicht in Abrede sein wollte, daß der Poliater von Kuhschnappel ein sehr großer Arzt sei, aber nur behauptete, an der Arzneikunst selbst sei ganz und gar nichts; es gebe entweder gar keine Heilkräfte in der Natur, oder wenigstens wüßten die Menschen sie weder zu finden noch anzuwenden; die Aesculapische Kunst hätte von ihrer Erfindung an unendlich mehr geschadet als genutzt; kurz, das ganze Medicinalwesen sei eitel Charlatanerie und Quacksalberei und nicht um ein Haar besser als die Kunst, aus dem Kaffeesatze zu weissagen, Träume zu deuten und auf der Ofengabel nach dem Blocksberge zu reiten. Das Schriftchen machte Aufsehen und erregte anfangs ziemlich allgemeinen Unwillen. Aber der junge Volksaufklärer war aus einem der ersten Häuser in Kuhschnappel, hatte so viele Väter, Oheime, Schwäger, Vettern und Gevattern im kleinen und großen Rath und war ein so fertiger Meister in allen kleinstädtischen freien Künsten, daß er in kurzer Zeit einen Anhang bekam, unter dessen Uebergewicht der Stadtarzt und seine Freunde endlich erliegen mußten. Zusehends fiel nun das Ansehen des Mannes, den man vor wenig Jahren für einen Wunderthäter ausgerufen hatte; seine Vorschriften wurden schlecht befolgt, seine Arzneien entweder unordentlich oder gar nicht eingenommen, und man gebrauchte heimlich Pfuscher und Quacksalber, die immer wieder verdarben, was er gut machte. Jetzt mißglückte ihm eine Cur nach der andern; aber er allein mußte die Schuld tragen. Starb ein Kranker, weil er nicht länger leben konnte, oder weil er das Opfer seines Eigensinns und des thörichten Benehmens der Seinigen wurde, so mußte ihn die Arzneiwissenschaft und der Stadtarzt getödtet haben. Aus Veranlassung einer epidemischen Krankheit, die in kurzer Zeit den vierten Theil der Einwohner wegraffte, wurde das Uebel endlich so arg, daß ein Hochedler Rath sich nothgedrungen fand, den lange nicht geachteten Beschwerden des Stadtarztes Gehör zu geben und, nach vielen unnöthigen Untersuchungen, Deputationen, Relationen und Debatten, endlich ein Decret ergehen zu lassen, wodurch den sämmtlichen Einwohnern der Stadt und Landschaft Kuhschnappel bei hoher Strafe anbefohlen wurde, von nun an wieder an den Stadtarzt zu glauben und in kranken Tagen sich ganz allein

an ihn und seine Vorschriften zu halten. Aber an eben dem Tage, da diese Verordnung publicirt wurde, ließ der witzige Patricier ein Possenspielchen auf dem Kuhschnapplischen Nationaltheater aufführen, worin die Aerzte und ihre Kunst durch alle Prädicamente lächerlich gemacht wurden. Diese Posse, der das Rathsdecret zur Folie diente, erhielt nun einen desto lebhaftern Beifall; das Stück mußte einigemal hinter einander gespielt werden, und in wenigen Tagen hörte man den Rundgesang, womit es schloß, auf allen Gassen singen. Der Stadtarzt wurde des Handels endlich überdrüssig; seine Menschenkunde hatte sich in Kuhschnappel, wiewol auf Unkosten der Menschenliebe, ansehnlich vermehrt, und es war da weiter nichts mehr zu thun noch zu lernen übrig. Er zog also von dannen und bekam einen privilegirten Pfuscher zum Nachfolger, der zwar Mittel fand, sich den bisherigen Widersacher seines Ordens durch eine wohlgetroffene Eheverbindung mit einer verschimmelten Base günstig zu machen, und dem es daher an Unterstützung von Seiten einer hohen Obrigkeit nicht fehlte, aber die Kuhschnappler hatten nun einmal den Glauben an die Arzneiwissenschaft verloren; und da die obern Classen des Staats dem Volke hierin selbst bei jeder Gelegenheit mit bösem Beispiel vorgingen, so blieb die einmal eingerissene Unordnung mit allen ihren schädlichen Folgen ein unheilbares Uebel bis auf diesen Tag, und — mein Märchen ist zu Ende.

Sinibald (lächelnd). Ich statte Dir dafür den gebührenden Dank ab, mein lieber Sokrates; und um Dir die Mühe zu ersparen, durch eine lange Reihe kleiner hinterlistiger Fragen, die ich mit möglichster Einfalt zu beantworten hätte, nach Platonischer Art und Kunst mich am Ende auf den Punkt zu bringen, wo Du mich haben willst, will ich lieber den Kern aus Deinem Märchen sogleich selbst herausknacken und gestehe Dir also von ganzem Herzen zu: daß es mehr als Abderitische und Kuhschnapplische Thorheit ist, wenn unsre Obern, nachdem sie das Fundament der Vorurtheile, worauf der Glaube des Volks an ihr Ansehen und die Unverletzlichkeit ihrer Personen, nebst seinem Glauben an die eingeführte Religion, an eine göttliche Bestätigung des Unterschieds zwischen Recht und Unrecht und an Verantwortlichkeit in einem künftigen Leben für das Böse, das wir in diesem gethan haben, beruhet, theils praktisch selbst untergraben, theils ungehindert von Andern theoretisch untergraben lassen — gleichwol bei Strafe gebieten wollen, daß

das Volk glaube, was beinahe Niemand mehr glaubt, und es in Ungnaden vermerken, wenn der daher entspringende und sich überall in allen Ständen äußernde Contrast unsrer Zeit mit den Tagen unsrer glaubenreichen und in ihren von Kindheit an eingesogenen Vorurtheilen webenden und lebenden Voreltern endlich seine natürliche Wirkung zu thun anfängt. Ich gestehe ferner, daß, nachdem man der ganzen erstaunten und bestürzten Welt ungescheut das Beispiel gegeben hat,*) daß man Alles, auch das Ungerechteste zu dürfen glaubt, sobald man die Macht dazu hat und es uns so beliebt, es mehr als Thorheit ist, noch von Gerechtigkeit zu schwatzen und es irgend einem Andern übel zu nehmen, wenn er sich ebenso gut als diese Beispielgeber für ermächtiget hält, Alles zu thun, was man ihm nicht wehren kann u. s. w. Noch mehr, lieber Geron, ich gestehe Dir, und wenn ich eine Stimme hätte, die sich allen Menschen auf einmal hörbar und verständlich machen könnte, so würde ich es über den ganzen Erdkreis ausrufen: „daß die Beispiele, die seit zehn Jahren gegeben worden sind, geradezu auf den Umsturz aller bürgerlichen Gesellschaft und Ordnung, aller Religion, Moralität und Humanität losarbeiten, und daß es also die höchste Zeit ist, daß irgend ein verständiger, Gerechtigkeit liebender, das Gute ernstlich wollender und kennender, von lauter rechtschaffenen Leuten unmittelbar umgebener großer Monarch ein besseres Beispiel gebe und mit unerschütterlicher Festigkeit nach Maximen handle, die auf dem ewig nothwendigen Grund alles Rechts beruhen.“ — Aber noch einmal, was thut das Alles zur Apologie der Vorurtheile?

Geron. Ich habe Dir also mein Märchen vergebens erzählt?

Sinibald. Du willst vermuthlich damit sagen, es gebe wahre, wiewol dumpfe Gefühle und Vorurtheile, an welche sich

---

*) Wenn es ohne Unterbrechung des Gesprächs geschehen könnte, möchte ich den Herrn Sinibald wol bitten, uns das Jahrhundert zu nennen, in welchem solche Beispiele nicht häufig gegeben worden wären. Wir wollen unsrer Zeit nicht zu viel thun; sie hat wegen aller Vorwürfe, die man ihr über diesen Artikel macht, wenig mehr zu verantworten als die vorhergehenden; und wenn ich die einzige historische goldne Zeit (Trajan's, Hadrian's und der beiden Antonine) ausnehme, so kenne ich keine Periode von achtzig Jahren in der ganzen Geschichte des cultivirtesten Theils der Erde, worin nicht immer der Stärkere den Schwächern unterdrückt hätte und die Wohlfahrt der Völker und das Leben von Millionen Menschen ein Spiel des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht oder der Schwäche, des Eigensinns, der Afterpolitik und der verächtlichsten Leidenschaften einiger weniger Gewalthaber und ihrer Rathgeber gewesen wäre.

festzuhalten dem unaufgeklärten und vermöge der Natur der Sache zahlreichsten Theil der Menschen nicht nur nützlich, sondern, wofern das Ganze bestehen soll, sogar nothwendig sei; und diese Vorurtheile sollten und müßten also respectirt werden, und das um so mehr, da sie nur subjectiv betrachtet Vorurtheile sind, im Grunde aber, sobald man sie zu deutlichen Urtheilen entwickelt, wahr befunden werden oder auf Wahrheit beruhen. Gut, lieber Geron, auch das geb' ich Dir zu. Aber —

Geron. Ich bitte Dich, kein sophistisches Aber!

Sinibald. Bona verba quaeso! Was könnte mir's helfen, Dich und mich selbst sophistisiren zu wollen? Wir haben ja einerlei Zweck und arbeiten Beide an einem und demselben Bau.

Geron. Eben deswegen wünschte ich, daß wir auch nach einerlei Plan arbeiteten.

Sinibald. Das kann nie fehlen, sobald wir einander recht verstehen.

Geron. Also — Dein Aber?[1])

Sinibald. Es ist weiter nichts, als daß die Sache der Vorurtheile durch meine Bereitwilligkeit, Dir Deine Unterscheidung gelten zu lassen, um nichts gebessert wird.

Geron. Das wäre schon zu viel. Erkläre Dich näher!

Sinibald. Unstreitig hängt der unaufgeklärte Theil der Menschen an Religion, Sittlichkeit und bürgerlicher Ordnung blos durch Gefühl und Vorurtheil. Er hat sich seine Vorstellungen von diesen wichtigen Gegenständen, von welchen das Glück oder Unglück seines ganzen Daseins abhängt, nie deutlich gemacht, hat die Gründe, worauf sein Glaube an seinen Gott, seine Obrigkeit und seine Lehrer beruhet, nie unbefangen untersucht und geprüft. Auch könnte er es nicht, wenn er gleich wollte; es fehlt ihm zu einem solchen Geschäft an Muße; die Werkzeuge des Denkens sind bei ihm nicht scharf genug dazu geschliffen, und er ist nicht geübt genug, sie bei Gegenständen dieser Art zu gebrauchen. Sein Glaube ist also in der That ein blinder Glaube. Immer gut, wenn er ihn hat; denn er ist ihm, in Ermanglung eines bessern, zu seiner Ruhe und zu Erfüllung seiner Pflichten unentbehrlich. Er kann ihn nicht verlieren, ohne an seiner Sittlichkeit, der Ergebung in sein Schicksal und der Hoffnung einer bessern Zukunft sehr gekränkt zu werden. Aber das Alles ist nur darum so, weil er un-

[1]) Hiermit schloß dieses Gespräch im Teutschen Merkur. — A. d. H.

aufgeklärt ist. Besser wär' es doch immer, wenn er es nicht wäre; und wie kann er zu diesem Bessern anders gelangen als durch Aufklärung, d. i., wenn sein auf Vorurtheile gegründeter blinder Glaube einer aus freier Untersuchung und deutlicher Erkenntniß entstandenen Ueberzeugung Platz macht?

Geron. Sollte wol ein Mann von Deiner Weltkenntniß hoffen können, daß der unendlich größere Theil der Menschen jemals zu einem solchen Grade von Cultur gelangen werde?

Sinibald. Ich besorge, durch meine Antwort nicht wenig von der guten Meinung, die mir dieses Compliment zugezogen hat, zu verlieren; aber sei es darum! Ich kann nichts Anders antworten als — Ja! Ich hoff' es, und glaub' es sogar.

Geron. Lieber Sinibald! Wir leben am Ende des aufgeklärtesten Jahrhunderts, das je gewesen ist. Schau um Dich her! Ich verlange nichts weiter; denn ich habe Dir Alles damit gesagt. Die Hand aufs Herz, Freund! wie kannst Du im Ernst eine so sanguinische Hoffnung hegen? Daß eine so ungeheuer große Veränderung der Dinge nicht durch einen Sprung bewirkt werden könne, hat uns, sollt' ich denken, der neueste Versuch, den einige warme und subtile Köpfe in Frankreich an ihrer eignen Nation gemacht haben, auf eine Art gelehrt, welche (wenn anders die Narrheit und Blödsinnigkeit des Menschengeschlechts nicht ganz unheilbar ist) alle Völker auf ewig abschrecken wird, eine ähnliche Gefahr zu laufen. Wahre und gründliche Aufklärung des menschlichen Verstandes kann nur durch ein beinahe unmerkliches Zunehmen des Lichtes, langsam und stufenweise bewirkt werden. Aber eben deswegen wird eine allgemeine oder wenigstens über den größern Theil der Menschen verbreitete Erleuchtung nie stattfinden. Die Mittel dazu sind zu beschränkt, liegen in den Händen einer zu kleinen Anzahl, hangen zu sehr vom Zufall und (was noch schlimmer ist) von der Willkür der Machthaber ab, deren größerm Theil Alles daran gelegen zu sein scheint, daß es nicht hell um sie her werde. Bedenke, daß gegen Einen, der zu Beförderung wahrer Aufklärung thätig ist, Hundert sind, die ihr aus allen Kräften entgegenarbeiten, und Zehentausend, die seine Dienste weder begehren noch vermissen. Auch bitte ich nicht zu vergessen, daß man unter zehen Aufklärern wenigstens die Hälfte rechnen muß, die ihre Pechfackel so ungeschickt und unvorsichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun sei, uns zu leuchten, als uns die Häuser über dem Kopf anzuzünden;

nichts von den kleinen Laternenträgern zu sagen, die uns ein so trübes und täuschendes Licht vortragen, daß wir mit bloßem Tappen im Dunkeln sichrer an Ort und Stelle kämen, als wenn wir uns von ihnen führen lassen.

Sinibald. Das giebt trostlose Aussichten, Bruder! Was bliebe uns da zu thun übrig, als, gleich den trauernden Geniussen auf alten Sarkophagen, unsre Fackel umzukehren und mit starren, steinernen Augen zuzusehen, wie die Menschheit aus der schönen Morgenröthe, die den nahen Triumph der allerfreuenden Sonne verkündigte, in die Nacht, worin nur die bösen Geister wirken, zurücksinken wird?

Geron. Dazu soll es hoffentlich nicht kommen, wenn wir gleich nie so weit gelangen, daß wir der wohlthätigen Vorurtheile, wovon die Rede zwischen uns ist, gänzlich entbehren könnten.

„Man geht, so weit man kann, wenn weiter
Zu gehn nicht möglich ist" —

sagt unser Horaz. Man verlange nur nicht allgemein zu machen, was vermöge der unvermeidlichen Unvollkommenheit der menschlichen Dinge nur Wenigen zu Theil werden kann. Freilich, wer Andere lehren oder regieren soll, kann nie aufgeklärt genug sein. Aber ein Volk, das von aufgeklärten Menschen gebildet und regiert wird, kann sich sehr gut mit weniger Licht behelfen und wird sich in diesem Falle bei seinen Vorurtheilen für das Ansehen und die Unfehlbarkeit seiner Obern ganz wohl befinden.

Sinibald. Du hast wohlgethan, Geron, Dich mit der Clausel „in diesem Falle" zu verwahren. Hingegen scheinst Du außer Acht zu lassen, wie es gewöhnlich mit der Aufklärung der gebornen Weltregierer und der obersten Classen überhaupt beschaffen ist. Die bösen Geschwüre, woran die Menschheit schon so lange leidet und zusehends hinschwindet, lassen sich nicht durch Platonische Kühlpflaster heilen. Ja, freilich felix respublica, ubi philosophi imperant! Aber zeige mir dieses glückliche Gemeinwesen. Oder was hilft es der Welt, wenn sie vom Zufall alle zweitausend Jahre mit einem Marc-Aurel beschenkt wird? Wehe uns, wenn die Natur nicht besser für uns gesorgt hätte als der Zufall, wenn der Mensch die Anlage zu dem, was er sein muß, um vollständiger Mensch zu sein, nicht mit auf die Welt brächte, wenn es ihm nicht möglich

wäre, über alle Hindernisse zu siegen, die seiner Vervollkommnung entgegenstehen! Wie? Es wäre für den einzelnen Menschen ein Zeitpunkt, da er sich selbst zu regieren geschickt wird, und ganze Völker sollten zu einer ewigen Kindheit und Minderjährigkeit verdammt sein? Warum denn sollte Alles, was die Geschlechter, die vor uns lebten, erfahren, gedacht, gethan und gelitten haben, ewig für ihre Nachkommen verloren gehen? Warum jedes neue immer ebenso behandelt werden, als ob es aus lauter ersten Menschen bestände? — Laß uns die reine Wahrheit sagen, blende oder schmerze sie auch, wenn sie laut gesagt würde, wen sie wolle! Die Wehklage darüber, daß die Zeiten nicht mehr sind, da das Volk sich bei seinen Vorurtheilen so wohl befunden haben soll — wovon ich (im Vorbeigehen gesagt) keineswegs überzeugt bin —, aber sei es damit, wie es war, das Jammern über ihr Nichtmehrsein kann zu nichts helfen. Sie sind nun einmal vorüber und werden nicht wiederkommen. Andre Zeiten, andre Sorgen! Damals konnte man sich freilich das wichtigste aller Geschäfte sehr bequem machen; aber es ging dann auch — wie es ging. Es mag wol Manchem sehr ungelegen sein, daß die Kunst zu regieren die schwerste aller freien Künste geworden ist. Indessen sollte man doch fühlen, wie billig und der Natur der Sache gemäß es sei, daß die Vortheile, die von der Ausübung einer Kunst zu erwarten sind, mit dem Grade der Virtuosität des Künstlers in gehörigem Verhältniß stehen. Hohe Ehre und große Belohnung gebührt nur dem großen Meister; nur ein solcher kann erwarten, daß wir ihm Alles zutrauen und geneigt sind, für ihn, der sein Möglichstes für uns thut, hinwieder alles Mögliche zu thun.

Geron. Kennst Du viele Virtuosen dieser Gattung, Sinibald?

Sinibald. Desto schlimmer für Die, die nicht sind — was sie sein sollten! Aber was ich eigentlich sagen wollte, ist nur: daß, seitdem die großen Herren uns ihr Geheimniß selbst verrathen haben (wiewol sie uns damit eben nichts Neues offenbarten) und also fürs Künftige an keine Täuschung mehr zu denken ist, ihnen nichts Anders übrig bleibe, als das angefangene Werk selbst fortzusetzen und zu vollenden, d. i., der Aufklärung nicht nur ihren Gang zu lassen, sondern sie sogar in selbsteigner Person und durch ihre Mitarbeiter am Werk aus allen Kräften zu fördern. Die Völker verlangen keine Hirten mehr, seitdem der Zauber, der sie zu Schafen gemacht hatte, aufgelöst

ist. Manche fühlen sich sogar ihren angeblichen Vätern über den Kopf gewachsen und betrachten ihre Regierer als Diener des Staats, die von der Art, wie sie dem gemeinen Wesen vorstehen, nicht etwa nur Gott und ihrem eigenen Gewissen, sondern den Zeitgenossen und der Nachwelt und vornehmlich ihrem zunächst dabei betroffenen Volke verantwortlich sind.

Geron. Das ist es eben, was ich beklage. Du wirst doch nicht leugnen wollen, daß die politische Freigeisterei, die dem Volke das Recht, seine Regenten zur Verantwortung zu ziehen, beilegt, allenthalben, wo dieses anmaßliche Recht wirklich ausgeübt wurde, unendlich viel Unheil angerichtet hat?

Sinibald. Wir wollen uns nicht an Worten irren, lieber Geron. Die Verantwortlichkeit, die ich meine, ist Natur der Sache und hat also von je her in jedem Staate, sogar in der ungezügeltsten Despotie stattgefunden. Die öffentliche Meinung ist ein furchtbares Gericht, ein Gericht, dem sich keine sterbliche Macht, wie groß sie auch sei oder scheine, entziehen kann. Ueber lang oder kurz werden nicht nur die Caligulas, die Neronen, die Domitiane, sondern auch ein Richard II., ein Heinrich III., ein Karl I., ein Ludewig XVI., ich will sagen, unweise und schwachherzige Regenten, nicht minder als Tyrannen und gekrönte Teufel Schlachtopfer der Verachtung oder Vernachlässigung dieses unsichtbaren Fehmgerichtes. Weise und gutgesinnte Fürsten, oder wie man die Machthaber im Staate sonst nennen will, sind sich dieser unausweichlichen Art von Verantwortlichkeit immer bewußt, haben sich aber auch so wenig vor der öffentlichen Meinung zu scheuen, daß diese vielmehr die zuverlässigste Quelle ihrer Macht und am Tage der Noth ihre stärkste Stütze ist. Uebrigens soll jetzt, mit Deiner Genehmigung, die Rede nicht davon sein, ob es den Regenten sowol als den Völkern nicht zuträglich wäre, wenn diese Verantwortlichkeit in jedem Staate gesetzmäßig würde, und auf welche Weise dies am Besten geschehen könnte. Ich erwähnte blos als einer notorischen Erfahrungssache, daß es mit der Volljährigkeit der meisten Völker in Europa bereits so weit gediehen sei, daß sie sich für berechtigt halten, über die Art und Weise, wie sie regiert und behandelt werden, ziemlich laut zu urtheilen, und daß es also Thorheit wäre, sich länger auf einen blinden Glauben, der nirgends mehr vorhanden ist, blindlings zu verlassen oder von den alten Dogmen, die der Obrigkeit ein göttliches Recht beilegen und die Unterthanen zu leidendem Gehor-

sam verpflichten, die Wirkung zu erwarten, die sie etwa zu unsrer Vorväter Zeiten, und auch damals nicht immer, thaten. Kurz, ich müßte mich sehr irren, oder das neunzehnte Jahrhundert, das uns schon entgegenzudämmern anfängt, wird in Republiken so gut als in Monarchien den Regenten die Nothwendigkeit auflegen, Virtuosen in ihrer Kunst zu sein und nicht von den Vorurtheilen, sondern vom Gefühl und der Ueberzeugung ihrer Untergebenen die Zufriedenheit mit ihrer Regierung und jenes allgemeine Wohlwollen und Zutrauen zu erwarten, das zu allen Zeiten die sicherste Grundfeste der Thronen und curulischen Stühle gewesen ist.

Geron. Wenn ich den Sinn Deiner Worte recht gefaßt habe, so erwartest Du binnen einem ziemlich kurzen Zeitraume von den Völkern eine Kraftäußerung, von welcher, falls sie statthaben sollte, mehr zu fürchten als zu hoffen wäre. Denn wie es ohne ein heroisches Mittel zugehen sollte, daß die Machthaber in die Nothwendigkeit, von der Du sprichst, gesetzt werden könnten, geht über meinen Begriff.

Sinibald. Wenn ich auch ein solches Erwachen des Volks, wie Du im Sinne zu haben scheinst, gemeint hätte, sollten wir nicht, wenn wir bedenken, was seit zehen Jahren vor unsern Augen und Ohren geschehen ist, mehr als zu viel Ursache haben, dem Genius der Zeit so etwas zuzutrauen? Daß von dergleichen Kraftäußerungen der kopflosen, aber desto handfestern Menge mehr zu fürchten als zu hoffen ist, wird Dir in diesen unsern Tagen wol kein Vernünftiger mehr streitig machen; aber eben daraus wird auch jeder Vernünftige die ganz natürliche Folgerung ziehen: daß man, anstatt sie durch übel gewählte und falsch berechnete Gegenmittel zu beschleunigen oder gar herauszufordern, ihnen vielmehr auf dem einzigen Wege, der einer gerechten und weisen Regierung immer offen ist, zuvorkommen, d. i. sie moralisch unmöglich machen müsse. Wenn jemals Staatsklugheit mit Weisheit und eigenes Interesse mit dem allgemeinen Besten in einem Punkte zusammentrafen, so ist es gewiß in diesem.

Geron. Und Du erwartest, daß die Machthaber jemals aus sich selbst auf eine solche Vorstellungsart kommen, oder daß ihre Rathgeber — wenigstens die, denen man folgt — aus eigner Bewegung und Ueberzeugung zu den weisen, gerechten und klugen Maßregeln rathen werden, die Du voraussetzest?

Sinibald. Warum nicht, wenn sie auch nur ihren eignen Vortheil kennen, auch nur ihre eigene Sicherheit und Ruhe ernstlich zu Herzen nehmen?

Geron. Warum nicht, fragst Du? Darauf, lieber Sinibald, laß Dir Deine Menschenkenntniß und die Geschichte aller Völker und Zeiten oder nur das schreckliche Compendium derselben, das, was wir selbst seit 1786 bis auf diesen Tag gesehen und erfahren haben, die Antwort geben. Das sero sapiunt steht mit großen rothen Buchstaben auf allen Blättern desselben geschrieben.

Sinibald. Du trauest, wie es scheint, dem gemeinen Menschenverstand auch gar zu wenig Macht über unsre Zeitgenossen zu. Endlich werden uns ja doch die aufgethürmten Beispiele fremder und eigner Thorheiten klüger machen!

Geron. Schwerlich! Es wäre seit Adam und Even das erste Mal. Wie gesagt, es ist nicht in der menschlichen Natur, daß Gewalthaber aus eigener Bewegung auf solche Gedanken kommen oder, wenn man sie in ihnen zu erwecken suchte, auf Eingebungen dieser Art hören sollten. Nie wird eine noch entfernte Gefahr solcher Volkskraftäußerungen, wovon wir die Beispiele in Frankreich, in den Niederlanden, in der Lombardei, in Genua, Venedig und Rom und neuerlich in Helvetien gesehen haben, die Wirkung thun, die Du Dir davon versprichst. Die bloße Erwähnung eines solchen Bewegungsgrundes sieht in ihren Augen einer Drohung ähnlich; und mehr braucht es nicht, um ihn nicht nur unkräftig, sondern sogar zum Triebrad einer entgegengesetzten Wirkung zu machen. Eine sehr nahe Gefahr oder ein panischer Schrecken mag vielleicht etwas thun — ungefähr so viel, als ein fürchterliches Donnerwetter bei einem schwachherzigen Wüstling; aber „Passato il pericolo, gabbato il Santo!“ Eine wahre politische Sinnesänderung wird nie dadurch bewirkt werden; darauf verlaß Dich, mein Freund!

Sinibald. Ich ehre die Weisheit und — Ungläubigkeit Deines Alters, Geron; die letztere zwar nur, insofern sie für eine Frucht der ersten gelten kann. Ich für meinen Theil habe noch nicht lange genug gelebt, um an der Menschheit so gänzlich zu verzweifeln, daß ich nicht noch immer, wo nicht das Beste, doch viel Gutes sogar von Denen hoffen sollte, die zu hoch über uns stehen, um nicht zuweilen zu vergessen, daß sie Menschen wie wir Andern sind. Wenn es aber so wäre, wie Du Dir, vielleicht nur in düstern Augenblicken, vorstellst: wo-

rauf sollten wir die Hoffnung, daß es besser mit uns oder unsern Nachkommen werden könne, gründen? Wenn wir die Zeit der Vorurtheile auch zurückwünschen wollten — es wäre vergebens; sie wird nicht wiederkommen, sie kann nicht wiederkommen. Selbst eine allgemeine Verschwörung aller Machthaber auf Erden könnte sie nicht wiederbringen. Denn dies wäre nur durch Auslöschung aller Lichter, durch eine permanente Guillotine, die alle denkenden Köpfe abhackte, und durch die gänzliche Vertilgung der Schreib- und Lesekunst möglich zu machen. Bevor es dazu kommt, Geron, — erfolgt gewiß das kleinere Wunder — dasjenige, das ich von der vereinigten Ueberzeugungskraft unsrer Aufklärung und unsrer Erfahrungen erwarte. Sollte ich mich, wider alles Vermuthen, in dieser Erwartung betrogen finden — Aber nein! ich mag den kleinmüthigen Gedanken nicht ausdenken! Es muß, wie Du selbst sagtest, vorwärts gehen, alter Geron, es muß!

Geron. Meine Apologie der Vorurtheile könnte also wol ungeschrieben bleiben, meinst Du?

Sinibald. Es wäre denn, daß Du sie etwa in Märchen einkleiden wolltest.

Geron. Das möchte vielleicht noch immer besser sein, als sich darüber zu grämen und Schlaf und Eßlust zu verlieren —

Sinibald. — daß es keinen Papst mehr in Rom giebt, und daß die armen Schwarzwälder künftig nicht mehr zur Mutter Gottes in Marien-Einsiedel wallfahrten werden.

II.

Ueber den neufränkischen Staatseid: „Haß dem Königthum."

Wilibald. Sie haben es also wirklich über Ihr Herz bringen können, mein lieber Neufranke, dem Königthum Haß zu schwören?

Heribert. Mußt' ich nicht?

Wilibald. Was nennen Sie müssen? Kein freier Mensch oder, was nach meinem Begriff das Nämliche sagt, kein Mensch muß, was er nicht will.

Heribert. Sie meinen also, ich hätte mich lieber todtschießen oder deportiren lassen sollen? Sie sind sehr gütig.

Wilibald. So gestehen Sie mir wenigstens, daß die Freiheit, auf welche die große Nation sich so viel zu Gute thut, von einer sehr sonderbaren Art ist. Wahrlich, Ihr Neufranken seid die genügsamsten Leute von der Welt, wenn Ihr damit zufrieden seid, daß man Euch doch wenigstens die Wahl läßt, ob Ihr lieber einen sinnlosen Eid schwören oder sterben wollt.

Heribert. Wir gehorchen dem Gesetz. Was hat ein wahrer Republikaner, das ihm heiliger wäre als Gehorsam gegen das Gesetz? Erinnern Sie Sich der schönen Grabschrift nicht, welche den dreihundert Spartanern, die sich mit ihrem Könige Leonidas bei Thermopylä für Griechenlands Freiheit aufopferten, gesetzt wurde? „Wandrer, sage den Spartanern, daß wir hier gestorben sind, um ihren Gesetzen zu gehorchen."

Wilibald. Die Fälle scheinen mir nicht dieselben zu

sein. Leonidas und sein edles Häufchen starb, um dem Gesetze zu gehorchen; Sie und Ihre Mitbürger gehorchen dem Gesetz, um zu leben. Aber der große Unterschied liegt in der Beschaffenheit des Gesetzes selbst. Jenen muthete ihr Vaterland nichts zu, als was im Nothfall die Pflicht eines jeden guten Bürgers in jedem Staat ist — für die Rettung desselben sein eignes Leben in die Schanze zu schlagen. Ihnen hingegen, Freund, muthet — nicht Ihr Vaterland — sondern eine unter republikanischen Formen despotisirende Regierung zu, entweder etwas ganz Vernunftwidriges, d. i. etwas mit den Rechten der Menschheit Unverträgliches zu thun, oder Allem zu entsagen, was den Werth des Lebens ausmacht.

Heribert. Alle Dinge können von mehrern Seiten angesehen werden; und da es nicht immer von uns abhängt, wo wir stehen wollen, sondern meistens die Nothwendigkeit — eine Gesetzgeberin, der die Götter selbst unterthan sind — uns unsern Posten anweist, so kann uns nicht übel genommen werden, wenn wir jeden Gegenstand so ins Auge fassen, wie er sich uns aus dem Punkte, wo wir stehen, darstellt. Einem ächten Republikaner erscheint das Königthum in einer hassenswürdigen Gestalt. Belieben Sie wohl zu merken, daß ich das Königthum sage, nicht die Könige. Es hat im Verlauf von einigen Jahrtausenden von Zeit zu Zeit einen liebenswürdigen König gegeben; und ich könnte Ihnen gleich jetzt einen nennen, den ich mir vor allen zum Herren wählen würde, wenn ich einen Herren wählen müßte. Aber das Königthum ist an sich selbst, und also immer, unter jeder Ansicht, hassenswürdig; und der beste aller Könige hat einen Fehler, der durch nichts vergütet werden kann, den, daß er — König ist.

Wilibald. Ich, lieber Heribert, bin gerade der entgegengesetzten Meinung. Ich gestehe Ihnen ein, daß weise und gute Könige von je her wenigstens ebenso selten gewesen sind als weise und gute Archonten, Consuln, Directoren, Bürgermeister, Schultheißen u. s. w. Ich gebe Ihnen zu, daß man ohne Mühe zehn hassenswürdige Könige in der Geschichte finden wird, gegen einen, der sich's wirklich Ernst sein ließ, die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen zu verdienen; aber was an dem Königthum an sich selbst Hassenswürdiges sein sollte, kann ich nicht sehen.

Heribert. Wie doch Vorurtheile, die man von Kindes-

beinen an eingesogen hat, auch einen verständigen Mann verblenden können!

Wilibald. Vorurtheile? Ich bin mir über den Gegenstand, wovon wir sprechen, nicht nur keines Vorurtheils bewußt, sondern ich bin vielmehr gewiß, daß meine Urtheile auf Gründen beruhen, die jede Probe aushalten.

Heribert. Was verstehen Sie unter Königthum?

Wilibald. Das ist es eben, was ich Sie fragen wollte. Denn es dünkt mich, daß wir nicht einerlei Begriffe mit diesem Worte verbinden. Ich wollte wetten, sobald Sie das Wort Königthum hören oder aussprechen, stellt sich Ihnen das Bild eines prachtvollen, üppigen, verschwenderischen Hofes dar, und in dessen Mitte irgend ein stolzer, ehrgeiziger, willkürlich herrschender Sultan, vor welchem Alles kriechen muß, oder ein schwacher, träger, wollüstiger Schach, den Niemand fürchtet, von unzähligen vergoldeten, bebänderten und besternten Sclaven umringt, die im Grunde seine Herren sind und den ohnmächtigen Abgott mit einem Vulcanischen Gewebe, einem ihm selbst unsichtbaren, unzerreißbaren Faden dergestalt umwunden haben, daß er keinen Finger anders als nach ihrem Belieben rühren kann. Alles Böse, Schändliche, Hassenswürdige, wovon Sie jemals als von wesentlichen Eigenschaften oder unmittelbaren Folgen einer despotischen, tyrannischen und unklugen Regierung gehört und gelesen haben; — unzulängliche, zum Theil barbarische Gesetze, schreiendes Unrecht unter den Formen der Gerechtigkeit ausgeübt, die Wahrheit unterdrückt, das Verdienst hintangesetzt, die Tugend verachtet, das Laster belohnt und aufgemuntert, die Einkünfte und Schätze des Staats verschwendet, verpraßt, unwürdigen Günstlingen und unersättlichen Buhlerinnen preisgegeben; — eine stolze, übermüthige, raubgierige Kaste, deren grenzenlose Ueppigkeit des Elends eines zu Boden getretnen Volkes spottet, eine Kaste, welche Mittel gefunden hat, alle Gewalt des Monarchen, alle Reichthümer des Landes, alle Früchte des Fleißes seiner arbeitenden Einwohner an sich zu ziehen und mit diesen letztern so zu theilen, daß sie selbst jeden Genuß für sich behält, jenen hingegen alle Arbeit, Sorgen und Entbehrungen zum Eigenthum überlassen hat; — kurz, alle Mißbräuche und Gräuel, die sich in einer verdorbenen monarchischen Regierung nur immer denken lassen, alle Laster und Uebelthaten unwürdiger Könige und ihrer Lieblinge und der Uebrigen, welche näher oder entfernter vom Thron an der

Ausübung der höchsten Gewalt Antheil haben, mit der ganzen Litanei von Uebeln, die aus einer langen Reihe heilloser Regierungen hervorgehen, und mit deren Aufzählung ich in einem ganzen Tage nicht fertig werden würde: — das Alles stellt sich Ihnen mit dem Worte Königthum auf einmal in einem verworrenen, helldunkeln, riesenmäßigen Bilde vor die Seele; und Sie haben Sich so angewöhnt, dieses Wort mit diesem Bilde zu verknüpfen, daß es Ihnen unmöglich fällt, selbst wenn Sie Sich's vorsetzten, den reinen Begriff dessen, was das Königthum an sich selbst und vermöge seines Wesens ist, festzuhalten. Hab' ich's getroffen, Freund? Oder können Sie sagen, daß es anders ist?

Heribert. Ich leugne nichts; es ist ungefähr, wie Sie sagen. Auch ist das Königthum, dem ich meinen Haß geschworen habe und zu schwören verpflichtet wurde, kein anderes als eben dieses Ungeheuer, wovon Sie mit wenigen Zügen ein so gräßliches Bild entworfen haben. Und können Sie leugnen, daß es gerade dieses Bild ist, was im Gemüth eines unbefangenen Lesers zurückbleibt, wenn er die beinahe übermenschliche Geduld gehabt hat, ich will nicht sagen, das ganze Corpus der Geschichte vom Herodot an, sondern nur die Geschichte der europäischen Königreiche und ihrer Selbstherrscher seit den vier letzten Jahrhunderten mit einiger Aufmerksamkeit zu durchgehen?

Wilibald. Es würde mich zu weit führen, wenn ich es Ihnen leugnen wollte; denn ich müßte Ihnen meine Gründe angeben; und da sich immer wieder Vieles dagegen einwenden ließe, so würden wir uns unvermerkt in einen Proceß ohne Ende verwickelt sehen. Ich will Ihnen also lieber für diesmal, der Wahrheit übrigens unpräjudicirlich, eingestehen, die Geschichte der Könige gebe, im Durchschnitt genommen, kein besseres Resultat; aber was beweiset das gegen das Königthum an sich selbst? Oder wie können Sie einen Vorwurf gegen dasselbe so ausschließlich geltend machen, der alle menschlichen Einrichtungen und Anordnungen gleich stark trifft? Nach Ihrer Art zu raisonniren, müßten Sie z. B. auch dem Gold und Silber einen ewig unversöhnlichen Haß schwören; denn wer weiß nicht, daß von allen den Uebeln, die von je her das Unglück der Menschen in den policirten Staaten gemacht haben, keines ist, wovon jene Metalle nicht entweder die Veranlassung oder die Mittel oder der Zweck gewesen wären? Aus dem nämlichen

Grunde müßten Sie auch mit dem Paradoxe liebenden Sophisten Mercier den bildenden Künsten Haß schwören; denn es ist nicht zu leugnen, daß diese von je her als sehr wirksame Beförderungsmittel des Aberglaubens, der Priesterherrschaft und der Ueppigkeit dem menschlichen Geschlecht unendlichen Schaden zugefügt haben. Aber wozu hätte ich nöthig, Sie so weit aus unserm Wege zu führen? Wollen Sie Sich überzeugen, daß Sie, aus ebendenselben Gründen und nach ebenderselben Art zu schließen, der Demokratie selbst den herzlichsten Haß zuzuschwören schuldig sind?

Heribert. Das würde schwer halten.

Wilibald. Nicht halb so schwer, als Sie jetzt glauben mögen. Da Sie so gütig gewesen sind, mich so eben vom Lesen des ganzen ungeheuern Corpus der Geschichte des Königthums zu dispensiren, so wär' es unartig von mir, wenn ich Ihnen zumuthen wollte, die Geschichten aller alten und neuern Republiken zu durchlesen, um Sich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu versichern. Ich verlange nichts als eine Lectüre, womit Sie in ein paar Tagen ganz gemächlich fertig werden können. Lesen Sie nur mit Aufmerksamkeit und Geduld die Geschichte des peloponnesischen Krieges von Thucydides (etwa in der Uebersetzung von Ihrem Mitbürger Levesque), und wenn Sie, noch ehe Sie damit zu Ende gekommen sind, die Demokratie nicht wenigstens ebenso hassenswürdig finden als das Königthum und im Verfolg dieser kaum einundzwanzig Jahre umfassenden Geschichte eines Krieges, der gegen die Feldzüge Ihres und meines Helden Buonaparte eine gar jämmerliche Figur macht; wenn Sie, sage ich, die Athener und ihre Demagogen und ihren Senat und ihre Volksversammlungen und ihre ganze Demokratie nicht zwanzigmal für einmal — mit den Griechen zu reden — vor die Raben wünschen, so will ich — Doch nein! Da müßten Sie von einer so monströsen und unerklärbaren Vorliebe für die Demokratie besessen sein, daß es nicht billig wäre, wenn ich Unschuldiger dafür büßen sollte.

Heribert. Ich verspreche Ihnen, den Levesquischen Thucydides zu lesen, und was noch mehr ist, ich bekenne, schon bevor ich ihn gelesen habe, daß ich von der Liebenswürdigkeit und den derben popularen Reizen der Demokratie nicht so mächtig bezaubert bin, daß ich eines so stark wirkenden Gegenmittels schlechterdings benöthigt wäre.

Wilibald. Ihre Republik und ihr fünfköpfiges Directorium läßt es in der That daran nicht fehlen.

Heribert. Gleichwol, wenn ich auch — wie wir Menschen sind! — zuweilen einige Lauigkeit in der Liebe, die ich meiner politischen Venus Volgivaga nun einmal geschworen habe, zu verspüren glaube, brauche ich nur einen Blick auf das Königthum oder (weil Sie es so wollen) auf das häßliche Zerrbild desselben, das sich ein- für allemal in meiner Einbildungskraft festgesetzt hat, zu werfen, um das sinkende Flämmchen durch den Haß des letztern wieder zur lodernden Flamme angefacht zu fühlen.

Wilibald (lächelnd). Billig sollt' ich Sie zur Strafe in Ihrem verstockten Sinne dahingehen lassen. Aber da wir doch bereits so alte Freunde sind, kann ich Sie unmöglich in einer so ungerechten Leidenschaft befangen sehen, ohne zu versuchen, ob ich Sie nur wenigstens so weit bringen könne, das Königthum und die Republik mit einerlei Wage und Gewicht zu wägen, wenn ich auch nicht verhindern kann, daß Ihre Vorliebe für die letztere sich unvermerkt in die Sache mischen und das Uebergewicht derselben dadurch, daß sie sich ganz leise auf ihre Schale legt, entscheiden wird.

Heribert. Sie sollen mich so billig finden, als man von einem Amoroso nur immer verlangen kann.

Wilibald. Um also ehrlich und aufrichtig, wie Leute, die sonst nichts bei der Sache gewinnen wollen als Wahrheit, zu Werke zu gehen, so lassen Sie uns auf eine Weile vergessen, was Königthum und Demokratie gewöhnlich von je her in der wirklichen Welt (oder, wie man in der Schule spricht, in concreto) gewesen sind; lassen Sie uns von beiden alles Zufällige absondern, um — nicht etwa ein schönes Ideal und Hirngespenst von einem utopischen Königreich oder einer schlaraffenländischen Demokratie an die Wolken hinzumalen, — sondern nur blos den Begriff, was das Königthum ist, um Königthum, und was Demokratie ist, um Demokratie zu sein, festzuhalten. Lassen Sie uns dann beide gegen einander stellen und sehen, worin sie einander gleich und worin sie verschieden sind, und — es wird sich zeigen, was herauskommt; denn ich will nichts vorhersehen. — Sagen Sie mir also, wenn wir beide Begriffe von allem Zufälligen entkleiden, was bleibt uns bei dem Worte Königthum zu denken übrig, als ein Staat, worin die höchste Gewalt in den

Händen eines Einzigen, und bei dem Worte Demokratie ein Staat, worin die höchste Gewalt in den Händen des ganzen Volkes ist?

Heribert. Gut — Und was wollen wir nun mit diesen bis auf die Knochen abgeschälten Begriffen machen?

Wilibald. Eine kleine Geduld! Sie sehen, daß ich, ehe wir weiter gehen können, verschiedene Postulate voraussetzen muß, über welche wir Beide vermuthlich einig sind.

Heribert. Wie meinen Sie das?

Wilibald. Z. B. was ein Staat und was die höchste Gewalt im Staat ist.

Heribert. Setzen Sie immer getrost voraus, daß wir von diesen und andern ersten Elementen der Staatswissenschaft einerlei Begriffe haben.

Wilibald. Ferner, was der letzte Zweck einer solchen Vereinigung freier vernunftfähiger Wesen ist: daß dieser Zweck ohne Gesetze, denen Alle gehorchen, nicht erreicht werden kann, und daß die höchste Gewalt im Staate, in Rücksicht auf ihn selbst, blos dazu da ist, diesen Gesetzen Gehorsam zu verschaffen.

Heribert. Immer weiter!

Wilibald. Hauptsächlich aber wollen wir nicht vergessen, daß der Einzige, der in der Monarchie die höchste Gewalt in Händen hat, ein Mensch ist, der diese Gewalt durch Menschen über Menschen ausübt, und daß das Volk in der Demokratie aus einer Menge Menschen besteht, die diese Gewalt über sich selbst ausübt.

Heribert (lachend). Versteht sich! — Sie holen weit aus.

Wilibald. Freilich versteht sich's; nur daß es in praxi alle Augenblicke vergessen wird, und daß dieses Vergessen sehr schlimme Folgen hat. Endlich muß ich mir noch ausbitten, als etwas Erwiesenes voraussetzen zu dürfen, daß die Natur es beim Menschen darauf angelegt habe, ein freies und vernünftiges Wesen aus ihm zu machen.

Heribert. Es giebt, wie Sie wissen, Leute, die Ihnen dies so leicht nicht eingestehen würden; aber von einem Republikaner haben Sie am Allerwenigsten zu befürchten, daß er Sie über diesen Punkt chicaniren werde.

Wilibald. Nach allen diesen Voraussetzungen lassen Sie uns der Sache näher rücken. Wir sind ohne Mühe einig darüber geworden, daß das Königthum in der höchsten Gewalt

eines Einzigen über ein ganzes Volk bestehe. Aber wie kommt dieser Einzige zu einer solchen Gewalt über so Viele? Derer, über welche er sie ausübt, sind vielleicht viele Millionen, und er ist nur Einer! Ja, wenn er ein Wesen von höherer Natur, etwa Voltaire's Mikromegas oder einer von den Genien der Lampe (in Tausend und einer Nacht) oder Besitzer von Salomon's Siegelring wäre! Aber er ist an Seele und Leib nichts als ein Mensch, wie sie auch; also noch einmal, wie kommt der Einzige zu einer so großen Gewalt über so Viele?

Heribert. Ich sehe wol, daß es mir wenig helfen würde, wenn ich sagte: es gebe ein Mittel, wodurch ein einzelner Mensch allerdings Millionen zwingen kann, zu thun, was er will.

Wilibald. Sie meinen doch nicht etwa Zaubermittel?

Heribert. Wenn er nur erst auf einem ganz natürlichen Wege Mittel gefunden hat, sich eine hinlängliche Anzahl derber, wohlbewaffneter und zu Allem bereitwilliger Kriegsknechte anzuschaffen, die ihm blindlings gehorchen —

Wilibald. So wird es ihm freilich nicht schwer fallen, friedsame, wehrlose Männer, Weiber und Kinder zu seinen Sclaven zu machen. Aber wie kam er dazu, sich Diejenigen zu unterwerfen, mit deren Armen er sich nun die Uebrigen unterwirft? Er, der doch mit seinem Paar Armen nicht Tausende und Hunderttausende zwingen konnte, seinen Willen zu thun?

Heribert. Das war es eben, was ich vorhin meinte. Ich muß Ihnen also schon zugestehen, was Sie, wie ich merke, zugestanden haben wollen: „daß der erste Monarch die höchste Gewalt nur durch freiwillige Unterwerfung des Volkes erhalten konnte.“

Wilibald. Der erste, sagen Sie? Und warum nicht auch alle seine Nachfolger und alle andern Monarchen, von Nimrod und Belus und Agamemnon bis auf den heutigen Tag? Denn der nämliche Grund gilt für alle. Es ist lächerlich, sich einzubilden, ein Einziger könne nur über hundert Menschen, geschweige über Millionen herrschen, wenn sie sich nicht beherrschen lassen wollten.

Heribert. Dagegen ist viel zu sagen, lieber Wilibald. Sollten Sie im Ernst glauben können, es gebe auf der ganzen Erdfläche ein so dummes Volk, das sich von einem Schwachkopf, einem trägen Wollüstling, einem Blödsinnigen, einem

Taugenichts oder Wütherich, von einem Claudius, Caligula, Nero, Commodus, Heliogabalus u. s. f. beherrschen ließe, wenn die armen Teufel es verhindern könnten?

Wilibald. Vermengen Sie, wenn ich bitten darf, wollen nicht mit können, und schließen Sie nicht von dem, was ein Volk nicht thut, auf das, was es nicht kann. Schon der einzelne Mensch hat oft gute Ursachen, lieber ein ziemlich großes Uebel zu ertragen, als sich einem gewissen oder auch nur besorglichen noch größern auszusetzen. Bei ganzen Völkern vereinigen sich unzählige Ursachen, die den Arm der Menge, wie sehr sie auch zum Widerstand gereizt wird, wenigstens sehr lange zurückhalten. So lange sich ein Volk beherrschen läßt, will es beherrscht sein; so lange es duldet, will es dulden; und daß es sich beherrschen läßt, daß es duldet, ist ein sichres Zeichen, daß sein Zustand wenigstens erträglich ist.

Heribert. Vergessen Sie nicht, daß ein von Langem her übel regiertes, irre geleitetes und getäuschtes Volk durch Unwissenheit, Aberglauben und Unterdrückung endlich bis zu einer die menschliche Natur entehrenden Thierheit herabgewürdigt werden kann.

Wilibald. Das ist einer von den Gemeinplätzen, worauf sich Eure Redner und Sophisten seit einem Paar Jahrzehenden weidlich herumgetummelt haben. Aber wer die untern Volksclassen genauer kennt, weiß, wie sehr auch dieser Punkt übertrieben wird. Menschen können nie aufhören, Menschen zu sein; und je länger die große Springfeder der Menschheit, die Vernunft, bei einem Volke gedrückt worden ist, desto stärker ist die Gewalt, womit sie, sobald sie nur ein Wenig Luft bekommt, in ihren natürlich-freien Stand zurückschnellt. Die ausgearteten Römer duldeten freilich ihren Nero einige Jahre. Aber wie lange zitterten nicht Euere auf ihre vorgebliche Freiheit und Gleichheit so übermüthig trotzenden Republikaner vor dem Bürger Robespierre, in Vergleichung dessen Nero nur ein ausgelassener Knabe war! Auf diesem Wege gewinnen Sie nichts gegen das Königthum, lieber Heribert. Lassen Sie uns auf den unsrigen zurückkommen. Die Rede ist jetzt nicht vom Mißbrauch, sondern von der Quelle der höchsten Gewalt; und ich denke, wir sind darüber einverstanden, daß es vermöge der Natur der Sache keine andere sein kann als überlegte freiwillige Unterwerfung.

Lassen Sie uns nun einen Schritt weiter gehen. Wir haben vorher als ein Postulat, das wir Beide für erwiesen und unumstößlich wahr annehmen, vorausgesetzt: daß die höchste Gewalt im Staat, wenn wir diesen blos für sich und ohne Rücksicht auf andere Staaten betrachten, allein dazu da sei, den Gesetzen, welchen alle Bürger gleichen Gehorsam schuldig sind, diesen Gehorsam wirklich zu verschaffen. Ich will damit nicht sagen, daß ein guter Regent nicht noch mehr thun könne und aus moralischen sowol als aus staatsklugen Beweggründen, sogar verbunden sei, noch mehr zu thun, wenn er kann. Aber dieses Mehr hängt zu sehr von zufälligen Bedingungen und vornehmlich von dem, was dem Regenten unter den gegebenen Umständen zu thun möglich ist, ab, als daß es hier in Betrachtung käme. Die Erhaltung und Wohlfahrt des Staats als der letzte politische Zweck desselben ist auch der Zweck der Gesetze, die, als nothwendige Mittel zu Erreichung desselben betrachtet, jedem Bürger für seine Rechte Gewähr leisten und seine Pflichten vorzeichnen. Da die Gesetze, wovon hier die Rede ist, unmittelbar in der Natur des Menschen und in der Natur und dem Zweck des bürgerlichen Vereins gegründet, also nicht von irgend eines Menschen Willkür, Laune oder Privatinteresse abhängig, sondern so ewig und nothwendig sind als die allgemeine Vernunft, die höchste Gesetzgeberin aller freien Wesen: so war, ist und bleibt es eine Ungereimtheit, an welcher das Königthum ganz unschuldig ist, wenn jemals Jemand gesagt hat oder künftig sagen wird, „daß der Wille des Regenten die Quelle des Gesetzes sei." Richtig hingegen kann gesagt werden, der Monarch, insofern er Handhaber und Vollstrecker des Gesetzes ist, wolle nichts, als was das Gesetz will; und insofern seine Verordnungen die Vollziehung desselben und überhaupt die Erhaltung der Ordnung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt nicht zum Vorwand, sondern zum wirklichen Endzweck haben, aber auch nur unter dieser Bedingung, haben sie selbst die Kraft des Gesetzes. Der unbeschränkteste Monarch kann vermöge der Natur der Sache in keinem andern Sinne Gesetzgeber sein, und kein weiser und guter Fürst wird es je in einem andern Sinne sein wollen. — Ebenso wenig kann oder wird er sich anmaßen, die oberstrichterliche Gewalt, die ihm (wofern kein besonderer Vertrag zwischen dem Volk und dem Regenten ein Anderes verfügt) als ein Theil der höchsten Staatsgewalt über-

lassen ist, zu Unterbrechung des ordentlichen Laufs der Gerechtigkeit oder zu andern willkürlichen Eingriffen in die Rechte der Staatsbürger zu mißbrauchen; denn auch diese Gewalt kommt ihm nur zu, insofern er der höchste Handhaber und Gewährsmann der Gesetze ist; und sie kann sich (wenn man allenfalls den bescheidenen Gebrauch des väterlichen Vorrechts, die Strenge des Gesetzes in besondern Fällen zu mildern, ausnimmt) nicht weiter erstrecken als auf die Oberaufsicht über Diejenigen, denen er die Gerechtigkeitspflege an seiner Statt anvertraut hat. Endlich ist auch der Monarch, insofern ihm die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte des Staats als ein Zuständniß der höchsten Gewalt beiwohnt, keineswegs der Eigenthümer, sondern nur der oberste Haushalter des Staatsvermögens. Jede Verschwendung, jede überflüssige Ausgabe, um derentwillen nöthige verabsäumt werden müssen, jede blos willkürliche Verfügung über Abgaben, zu deren Aufbringung Millionen Menschen sich einen Theil ihrer Nothdurft entziehen müssen, ist ein Mißbrauch seiner Gewalt, den kein Regent, der den Umfang und die Heiligkeit seiner Pflichten kennt, sich selbst erlauben wird.

Alles dies, Freund Heribert, liegt in dem reinen und richtig gefaßten Begriff des Königthums. Und nun bitte ich Sie, was ist in dem Allen, was einen vernünftigen Menschen berechtigen könnte, dem Königthum Haß zu schwören? Ist es der Name? Unter jedem andern Namen bleibt die Sache ebendieselbe. Ist es die Sache? Auch diese ist und bleibt in jeder Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ebendieselbe, und es verändert nichts im Wesen der höchsten gesetzmäßigen Staatsgewalt, ob sie in einer Person concentrirt oder unter Viele vertheilt wird. Wo wäre denn also das Hassenswürdige?

Heribert. Da Sie mir nicht erlauben wollen, aus der Art und Weise, wie die meisten Könige von je her ihr Amt verwaltet haben und noch verwalten, gegen das Königthum zu argumentiren —

Wilibald. Verzeihung, daß ich Ihnen in die Rede falle! Aber Sie sollten nicht schon wieder vergessen haben, daß ich es Ihnen blos darum nicht erlauben kann, weil Sie mir sonst erlauben müßten, aus ebendemselben Grunde gegen die Demokratie und jede andre Staatsform zu argumentiren, wobei am Ende nichts herauskäme, als daß wir uns genöthigt fänden, aller bürgerlichen Gesellschaft und Regierung zu entsagen

und in die Wälder zu unsern vierfüßigen Verwandten zurückzukehren.

Heribert. So bleibt mir nichts übrig, als Sie nochmals zu versichern, daß das Königthum, dem ich Haß geschworen habe, von dem, dessen Wesenheit Sie aus einem Begriffe, den ich nirgends realisirt sehe, abgeleitet haben, mächtig verschieden ist; denn es ist kein anderes als das Königthum Ludwig's XIII., XIV., XV. und XVI. und Aller, die diesen Königen gleichen oder gern ihre Nachfolger wären; und hoffentlich werden Sie mir eingestehen, daß an diesem Königthum mehr zu hassen als zu lieben ist.

Wilibald. Was den Einwurf betrifft, daß Sie meinen Begriff vom Königthum nirgends realisirt sehen, so hoffe ich, wir werden ihn, wofern uns der Himmel gesunde Augen erhält, binnen wenig Jahren in einem der ansehnlichsten europäischen Reiche auf eine Art realisirt sehen, die auch die hartnäckigsten Gegner der Monarchie mit derselben aussöhnen und vielleicht den Neid der großen Nation selbst erregen wird, die auf eine so beispiellose Art, erst durch rhetorische und sophistische Gaukelkünste, dann durch Sanscülottism, Eisgruben, Guillotinen, Noyaden und Füsilladen ungefähr auf eben die Art republikanisirt worden ist, wie Molièrens Sganarelle zum Arzt wider seinen Willen creirt wird. — Doch verzeihen Sie mir diese kleine, von Ihnen selbst veranlaßte Abschweifung. Ich wollte sagen, wenn ich auch Ihnen aus alter Freundschaft den heimlichen Vorbehalt, „daß Ihr beschworner Haß nur dem Mißbrauch der königlichen Gewalt und der ehmaligen französischen Royauté, wie sie ungefähr seit des dreizehnten Ludewig's Zeiten war, gelte," wenn ich Ihnen auch diesen Vorbehalt als das einzige Mittel, aus der Verlegenheit zu kommen, übersehe: so bleibt es doch immer von der dermaligen französischen Regierung sehr ungerecht, unpolitisch und unnütz, einen solchen Eidschwur in einer unbestimmten Formel, die dem Königthum überhaupt und an sich selbst gilt, folglich beleidigend für alle Monarchen ist, zur unumgänglichen Bedingung des französischen Bürgerrechts und der Fähigkeit zu irgend einem öffentlichen Amte zu machen. Dem Königthum an und für sich Haß zu schwören, hat nicht mehr Sinn, als der bürgerlichen Gesellschaft, der Religion, den Wissenschaften und Künsten, der Schifffahrt und dem Seehandel und zehentausend andern Dingen, deren Mißbrauch und

Verderbniß der Menschheit großen Schaden thut, Haß zu schwören. Ob es klug sei, zu einer Zeit, da man mit den Königen entweder bereits im Frieden lebt oder im Begriff ist, Frieden zu machen, ihnen einen so insultanten Beweis von Verachtung und bösem Willen zu geben, lass' ich Sie selbst urtheilen. Und zu welchem Ende bestehen ihre Fünfmänner so eisenfest auf einem so unklugen, so ungereimten, so nonsensicalischen Eide? Was soll er beweisen? Was für Sicherheit giebt er den regierenden Demagogen, daß der Schwörende ein aufrichtiger Anhänger ihrer Grundsätze und ihrer Regierung sei? Um wie viel ist er kräftiger, als wenn ein Wucherer bei seiner Ehre oder ein Jude bei Jesus, Marie und Joseph schwört? Gegen Einen, der sich ein Bedenken macht, giebt es Zehentausend, die den Eid ablegen, ohne das Geringste dabei zu denken oder mit der Ausflucht des Euripidischen Hippolytus: „Mein Mund hat nur geschworen, nicht mein Herz," ihr Gewissen hinlänglich gesichert zu haben glauben. Die Franzosen sind seit der Revolution so oft in den Fall gesetzt worden, falsche Staatseide zu schwören, haben so oft, was sie vor Kurzem bei hoher Strafe schwören mußten, wieder bei noch höherer Strafe abschwören müssen, daß es kein Wunder wäre, wenn sie die Maxime des spartanischen Generals Lysander: „Männer spielen mit Eiden wie Knaben mit Würfelknochen," längst zur ihrigen gemacht hätten. Ich sage nichts von der tyrannischen Absurdität, freien Menschen durch ein Zwanggesetz zuzumuthen, daß sie auf eine Meinung schwören sollen, die entweder jetzt nicht die ihrige ist oder es vielleicht morgen nicht mehr sein wird. Ein ehrlicher Mann kann, indem er der Nothwendigkeit nachgiebt, der Republik Treue und Gehorsam schwören, ob er gleich, wenn es von ihm abhinge, Beides lieber einem Könige zuschwören möchte; aber seine Meinungen von Republik und Königthum hangen nicht von seiner Willkür ab: er kann nicht schwören, daß er glaube, was er nicht glaubt; er kann beschwören, daß er sich der jetzt bestehenden Regierung unterwerfen und nichts gegen sie unternehmen wolle, und mehr kann man mit Recht nicht von ihm fordern. Wozu also, ich frage Sie nochmals, der gehässige Eid, das Königthum zu hassen?

Heribert. Soll ich Ihnen, weil wir doch hier unter vier Augen sprechen, meine Meinung von der Sache hier unverholen sagen? Unsre Bürger-Directoren sind von dem Allen,

was sich gegen den Eid, der Ihnen und der ganzen ehrbaren Welt so anstößig ist, sagen läßt, so völlig überzeugt als Sie und — ich. Aber von der Höhe der Revolution herab sehen sie alle Dinge in einem ganz andern Lichte als wir andern Erdenkinder. Ob etwas, das sie wollen und verordnen, recht, billig, anständig oder mit den bisher in der ganzen Welt angenommenen Begriffen und Grundsätzen übereinstimmig sei, kümmert sie wenig oder nichts. Die Aufrechthaltung ihrer Republik, an welcher nicht nur ihre dermalige Allgewalt, sondern ihre Existenz hängt, ist das Einzige, das ihnen noth ist, für das sie Alles thun, Alles wagen, Alles aufopfern. Diese haine à la Royauté, die wir schwören müssen, ist eine alberne und dem Anschein nach ganz zwecklose, unnütze Ceremonie; der Schwur hat an sich selbst nicht mehr Sinn als Abrakadabra, Plektron, Aski, Kataski und andere dergleichen Zauberwörter. Aber hat nicht unsere ganze Revolution ihren Erfolg solchen Wörtern, wobei sich Niemand was Bestimmtes dachte, zu danken? Das Erste, was man zu thun hat, wenn man dem großen Haufen einen Ring durch die Nase ziehen will, ist, daß man dem Dinge, das er sehen soll und nicht sieht, einen Namen schöpft und ihm dann mit der unverschämtesten Dreistigkeit so lange versichert, er sehe das Ding, bis er es zuletzt wirklich zu sehen glaubt. Auf ebendieselbe Weise kann man einem einfältigen Menschen weismachen, er liebe oder hasse etwas, indem man ihm so lange und oft wiederholt, er liebe oder hasse es und müsse es hassen, bis er endlich zu glauben anfängt, es müsse dem wol so sein, weil kluge Leute ihn dessen so positiv versicherten; und das Sonderbarste ist, daß das Abrakadabra zuletzt seine Wirkung thut und der Mensch wirklich in ganzem Ernst etwas liebt oder verabscheut, das ihm anfangs völlig gleichgiltig war. Glauben sie mir, das ist der Schlüssel zu diesem Räthsel. Unsre Gewalthaber merkten, daß der Haß gegen die vormalige königliche Regierung in den Herzen des französischen Volkes erkaltet war, und daß im Gegentheil eine geheime Sehnsucht nach der alten Ordnung der Dinge sich wieder in eben dem Maße äußerte, wie die guten Leute gewahr wurden, daß diese Freiheit und Gleichheit, womit die Herren bisher so große Wunder gethan hatten, nur leere Gespenster waren, die man ihnen in einem magischen Rauch hatte erscheinen lassen. Es war die höchste Zeit, wieder ein Zauberwort oder eine Taschenspielerformel zu erfinden, womit man den Folgen

der Lauigkeit, die seit einiger Zeit unter unserm Volke überhand nimmt, entgegenwirken könnte. Man läßt uns also bei jeder Gelegenheit, einzeln und in Masse, dem armen Königthum Haß schwören. Das Volk schwört und fühlt entweder gar nichts dabei oder weiß doch selbst nicht recht, was; aber der Schwur wird so oft erneuert, wir hören ihn so oft und beinahe täglich von Andern schwören, unser Ohr und unsere Lippen werden seiner so gewohnt, daß es uns zuletzt sein wird, als fühlten wir wirklich etwas Widerliches und Schauderhaftes bei diesem Worte, — und das Mittel hilft doch wenigstens eine Zeit lang, was es helfen kann.

Wilibald. Ihre Erklärung läßt sich hören, wiewol ich sehr zweifle, daß Ihre politischen Zauberer, wenn sie so etwas abzweckten, eine sonderliche Wirkung davon verspüren werden. Wenigstens wird es nicht auf lange helfen, und bei einem Volke wie das Ihrige, das so leicht von einem Aeußersten zum andern überspringt, könnte sich der erkünstelte und erzwungene Haß des Königthums am Ende wol gar wieder in eine Liebe verwandeln, deren plötzlicher Ausbruch der Republik und ihren Stiftern und Allen, die ihre Kniee vor diesem Baal gebeugt haben, ebenso gefährlich werden könnte, als es der vierzehnte August dem Königthum war.

Heribert. Davor behüte uns der gute Genius von Frankreich! — und davor wird er uns hoffentlich durch den herzlichen Abscheu vor neuen Revolutionen bewahren, der jetzt, wenn mich nicht alle Anscheinungen täuschen, an die Stelle aller ihrer vorigen Ausschweifungen in den Gemüthern unsers Volkes getreten ist.

Wilibald. Hoffen Sie nicht zu sanguinisch, mein Freund! Die vielgestaltigen und niemals ruhenden Factionsgeister arbeiten dem guten Dämon der Nation zu eifrig entgegen, als daß Sie auf das Bedürfniß der Ruhe, wie stark es auch von dem Volke gefühlt wird, so sicher rechnen dürfen. Aber ich wüßte Ihnen einen Rath, und ich müßte mich sehr irren, oder es ist das einzige Mittel, Ihr Gemeinwesen mitten unter seinen Siegen, Triumphen und Eroberungen vor dem immer näher rückenden Untergange zu retten.

Heribert. Wie Sie sprechen! Sie könnten Einem, der leichter als ich zu schrecken wäre, angst und bange machen. Aber — weil doch auch der Rath eines Feindes nicht immer

zu verachten ist — Ihr einziges Rettungsmittel, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Es ist — entsetzen Sie Sich nicht gar zu sehr! — es ist — weil Sie doch keinen König mehr wollen und in der That auch, so lang es noch Bourbons giebt, keinen haben können — Ihre Constitution vom Jahre 1795, die nach dem ungeheuern Riß, den sie am achtzehnten Fructidor bekommen hat, ohnehin nicht lange mehr halten kann, je eher je lieber selbst ins Feuer zu werfen und — einen Dictator zu erwählen.

Heribert. Einen Dictator?

Wilibald. Oder Lord-Protector, oder Protarchon, oder wie Ihr ihn sonst nennen wollt. Der Name thut wenig zur Sache; wenn es nur ein Mann ist, dem Ihr die unumschränkte Gewalt, welche das alte Rom, wenn es um Rettung der Republik zu thun war, einem ad hunc actum ernannten Dictator beilegte, mit Sicherheit anvertrauen könnt. Ich raisonnire so: Wenn Ihr dem Königthum nicht einen so unauslöschlichen Haß geschworen hättet und wieder einen König haben wolltet und könntet, so müßte es ein liebenswürdiger junger Mann von großem hohem Geist, von den größten Talenten im Krieg und Frieden, von unermüdlicher Thätigkeit, von ebenso viel Klugheit als Muth, von dem festesten Charakter, von reinen Sitten, einfach und prunklos in seiner Lebensart, immer Meister von sich selbst, ohne irgend eine Schwachheit, wobei ein Andrer ihn fassen könnte, zugleich offen und verschlossen, sanft und heftig, geschmeidig und hart, mild und unerbittlich, jedes zu seiner Zeit, kurz, ein Mann sein, wie es in jedem Jahrhundert kaum einen giebt, und dessen Genius alle Andre in Respect zu halten und zu überwältigen wüßte. Ein anderer als ein solcher könnte Euch in der außerordentlichen Lage, in welche die Revolution Euch geworfen hat, nichts helfen. Da Ihr nun keinen solchen König haben könnt, so müßt Ihr einen Dictator suchen, der alle diese Eigenschaften in sich vereinige. Er darf aber aus vielerlei Rücksichten kein eigentlicher Franzose, wenigstens von keiner alten und bekannten Familie sein; und wenn er sogar einen ausländischen Namen hätte, so wäre es nur desto besser. Auch muß er eine Menge Proben abgelegt haben, daß er alle die Eigenschaften, die ich zu Eurem Dictator nöthig finde und von denen ich ihm keine nachlassen kann, wirklich besitze; und wenn er sich bereits einen gro-

ßen Namen in der Welt gemacht hätte und im Besitz der allgemeinen Achtung stände, so sehe ich nicht, was ihm noch abginge, um Euer und der ganzen Welt Retter zu werden. Das Außerordentlichste bei der Sache ist, daß Ihr diesen Mann nicht erst zu suchen braucht; denn durch einen Glücksfall, den man wol in seiner Art einzig nennen kann, ist er schon gefunden.

Heribert. Buonaparte also!

Wilibald. Wer anders?

Heribert. Und auf wie lange?

Wilibald. So lange, als er es ausdauert. Ich besorge, Ihr werdet ihn nur zu bald verlieren. Also je länger je besser.

Heribert (mit komischem Ernst.) Buonaparte Dictator der großen Nation! Der Vorschlag hat etwas Einleuchtendes. Wir werden ihn in Ueberlegung nehmen.

Wilibald. Ich fordre alle Eure Köpfe in beiden Senaten heraus, einen bessern zu thun.

Heribert. Fast sollt' ich es selbst glauben.

Wilibald. Die Sache mag einige Schwierigkeiten haben. Aber der Hauptpunkt ist doch, Euch recht von den großen Vortheilen zu überzeugen, welche die Alleinherrschaft, zumal eines solchen Mannes, wie mein Dictator ist, vor einer jungen, unerfahrnen, launenvollen und zwischen so vielen Parteien und Factionen hin und her schwankenden Demokratie hat, wenn es darauf ankommt, einen zu Grunde gerichteten und bereits in moralische Verwesung gehenden Staatskörper von dreißig Millionen Gliedern wieder zu beleben und aufblühen zu machen. — Ich bin Ihnen ohnehin noch die Vergleichung des Königthums mit der Demokratie schuldig, und wenn es Ihnen recht ist, so entledige ich mich dieser Schuld bei der ersten Gelegenheit.

III.

Nähere Beleuchtung der angeblichen Vorzüge der repräsentativen Demokratie vor der monarchischen Regierungsform.

Wilibald. Darf man so frei sein, einige etwas einfältige Fragen an Sie zu thun, Heribert?

Heribert. Dem Schein von Einfalt möchte wol nicht viel zu trauen sein. Aber fragen Sie immerhin, was Sie wollen.

Wilibald. Nicht wahr, die französische Nation ist seit dem 14. August 1792 im Besitz der uneingeschränktesten Freiheit?

Heribert. Dem Rechte nach hätte sie es von je her sein sollen.

Wilibald. Und der völligsten Gleichheit?

Heribert. Allerdings.

Wilibald. Ich sage, der völligsten Gleichheit; denn der Unterschied, den Talente und Reichthum machen, hat wenig zu bedeuten. Den Mangel an Talenten ersetzt Unverschämtheit, Verwegenheit und eine brüllende Stimme; und dem Reichthum hält die Unsicherheit des Besitzers und der Anspruch des Habenichts an die ganze Welt die Wage.

Heribert. Spötter!

Wilibald. Hauptsächlich aber ist die Souveränität, in der höchsten Bedeutung des Worts, ein ausschließliches Recht der Nation und gleichsam der große Diamant an Eurer Freiheitskappe? Nicht wahr?

Heribert (lachend). Ohne Zweifel.

Wilibald. Das heißt: Der Wille der Nation ist Gesetz, und Niemand ist berechtigt, ihr ein anderes wider ihren Willen aufzudringen?

Heribert. Halten Sie einen Augenblick! Dahinter möchte wol eine verborgene Schlange stecken! — Doch ich fürchte sie nicht. Also ja! es ist, wie Sie sagen.

Wilibald. Verzeihen Sie, daß ich noch ein paar Fragen hinzufüge. Die neue republikanische Metaphysik ist so subtil, daß Unsereiner immer besorgen muß, sie nicht recht gefaßt zu haben.

Heribert. Ich für meinen Theil besorge eher, daß sie nicht subtil genug ist. Aber fragen Sie, fragen Sie immer zu!

Wilibald. Ist die Nation souverän, weil sie die Macht hat, Alles zu thun, was sie will, oder vermöge ihrer Menschenrechte?

Heribert. Was Sie aber auch für Fragen thun! Ich könnte sagen, aus beiderlei Grunde; denn wer Alles thun kann, was er will, ist unfehlbar souverän. Indessen da sich auf die bloße Macht kein Recht gründen läßt, so erwarten Sie wol keine andre Antwort, als daß ich sage, vermöge der allgemeinen Rechte des Menschen.

Wilibald. Aber diese sind unverlierbar?

Heribert. Ist es etwa die Souveränität der Nation nicht auch? Sie ist ja das unverlierbarste aller ihrer Rechte.

Wilibald. Das soll mir lieb sein! Denn so haben wir den breitesten und gebahntesten Weg vor uns, und eine Menge problematischer Knoten lösen sich von selbst auf.

Heribert. In der That giebt es keine einfachere Wissenschaft als die Politik. Diejenigen, die eine so schwere, verwickelte, mit so vielen Cautelen umschanzte, in ein so geheimnißvolles Dunkel eingehüllte, so viel Schlauheit und taschenspielerische Behendigkeit erfordernde Kunst aus ihr machten, haben von je her nichts Gutes im Schilde geführt.

Wilibald. Bravo! Darüber wären wir also im Klaren. — Nun, mit Ihrer Erlaubniß, meine letzte Frage: Glauben Sie wol, daß die Fünfmänner, denen Ihre Nation die Vollziehungsmacht als einen Theil der ihr selbst zuständigen höchsten Gewalt anvertraut hat, sich entschließen könnten, bei der nächsten Zusammenberufung der Urversammlungen es in die freie Willkür des souveränen Volks zu stellen, ob es die zeitherige von der Majorität des Directoriums am 18. Fructidor mit eignen

Händen so jämmerlich durchlöcherte Constitution wieder zusammenflicken und, etwa nach B. Röderer's Vorschlägen, frisch auskalfatern und neu betakeln lassen oder lieber eine andre Verfassung, z. B. das verhaßte Königthum, etwa auf den Fuß der Constitution von 1791, allenfalls auch mit den nöthigen Verbesserungen wiederherstellen wolle? — Was meinen Sie, Heribert?

Heribert. Dazu werden sich unsre Bürger Fünfmänner nimmermehr entschließen. Lieber noch zwanzig achtzehnte Fructidors hinter einander! Lieber wieder, wofern wir uns nicht anders zu helfen wissen, Robespierre's allmächtiges Schreckensystem und die permanente Guillotine in allen Communen der Republik wieder aufgestellt! Wo denken Sie hin? Wahrlich, die Republik würde übel dabei fahren, wenn man das Volk in der Stimmung, worin es gerade jetzt ist, auf eine so gefährliche Probe stellen wollte. Ne nos inducas in tentationem!

Wilibald. Besorgen Sie etwa einen Bürgerkrieg? Darüber können Sie ohne Kummer sein. Neun Zehntel der Nation wünschen ja nichts sehnlicher als Ruhe und Ordnung. Das wissen Sie.

Heribert. Aber wenn nun, wie es allerdings nicht unmöglich wäre, eben diese neun oder auch nur acht Zehntel der versammelten Nation sich für einen König erklärten?

Wilibald. So wüßten wir den Willen des Souveräns; und ein Knecht, der seines Herren Willen weiß und —

Heribert (ihm in die Rede fallend). Des Souveräns, sagen Sie?

Wilibald. Nun ja, freilich! Oder wäre die Nation etwa schon nicht mehr, was sie noch vor zwei oder drei Minuten war?

Heribert. Aber sie kann nur souverän sein, insofern sie Republik ist, und die Republik ist blos in den entschiedenen Republikanern vorhanden, deren Wahlspruch: „La république ou la mort!“ ist. Diese erkennen keine andre französische Nation als sich selbst. Alle Uebrigen, und wenn sie auch neunundzwanzig Dreißigstel der Einwohner Frankreichs ausmachten, sind Royalisten, Orleanisten, Muscadins, Vendeisten, Emigrirte, Sonnenbrüder, Coblenzer, Clichiens, kurz, Alles in der Welt, nur keine Franzosen —

Wilibald. Das ist freilich ein Anderes!

Heribert. Es ist sehr möglich und kommt mir selbst mehr als wahrscheinlich vor, daß die eigentlichen Kernrepublikaner bei Weitem den kleinsten Theil des ganzen Volks ausmachen; aber dafür sind sie auch der streitbarste und entschlossenste. Nimmermehr würden sie sich, so lange sie noch einen Tropfen Blut zu vergießen haben, nach dem Willen einer royalistischen Majorität fügen, und der Bürgerkrieg wäre unvermeidlich.

Wilibald. Aber noch einmal, was für ein Recht hätten diese Republikaner, dem Willen einer Majorität, die beinahe die ganze Nation ausmacht, mit Gewalt zu widerstehen? Denn Sie werden mir erlauben, das, was Sie vorhin von der republikanischen Art, die Nation zu definiren, sagten, für bloßen Scherz aufzunehmen.

Heribert. Was ich Sie versichern kann, ist, daß es unsern Republikanern sehr Ernst damit ist. Recht oder unrecht, genug, sie wollen die Republik; und was sie ernstlich wollten, haben sie noch immer, wenn sonst nichts mehr half, mit den kräftigsten aller Argumente, mit Bajonnetten und Kanonen durchgesetzt. Aber da sie für eine von der größten Majorität des Volkes feierlich angenommene und beschworne Constitution fechten würden, hätten sie auch das Recht auf ihrer Seite.

Wilibald. Wie können Sie, nachdem das Directorium selbst die zwei wesentlichsten Grundpfeiler dieser Constitution umgeworfen hat und sich dessen, was von ihr noch übrig ist, blos zu Maskirung und Deckung seines immer weiter um sich greifenden Despotism bedient, wie können Sie verlangen, daß die Nation noch Achtung für eine solche Constitution trage oder sich unter ihr sicher glaube?

Heribert. Ich verlange nichts, das Directorium verlangt es; und was auch seine Absichten sein möchten, genug, daß es, so lange die Constitution noch in ihren Hauptmauern steht, wenigstens den Anschein des Rechts für sich hat und (was am Ende doch allein entscheidet) Macht genug besitzt, seinem Willen Kraft zu geben.

Wilibald. Und wie sieht es nun bei dieser Bewandniß der Sachen um die Souveränität der Nation aus?

Heribert. Herrlich! glänzend! besser als jemals! Da lesen Sie! Hier steht ein Beweis, der alle andern überflüssig

macht. Lesen Sie in diesem öffentlichen Blatte, daß unter andern klugen Maßregeln, „den Bürgersinn auf die bevorstehenden Urversammlungen wieder aufzufrischen," auch diese genommen worden ist, daß die Souveränität des Volks durch ein eignes Fest, am 30. Ventose dieses Jahres, in der ganzen Republik gefeiert werden soll. Können Sie einen einleuchtendern Beweis verlangen als diesen?

Wilibald. Wirklich? — So gestehe ich Ihnen, die Erfindung dieser neuen Maschine, dem sterbenden Glauben des französischen Volks an seine eigne Souveränität etwas Lebensluft zuzuwehen, ist in meinen Augen eine äußerst merkwürdige Erscheinung. Sie beweiset mir Eines von Beiden: entweder daß die dermaligen Gewalthaber von dem Verstande des französischen Volks eine außerordentlich geringe Meinung haben, oder daß ihre Furcht vor dem, was auf den nächsten allgemeinen Volksversammlungen geschehen könnte, sehr groß sein muß, da sie ihnen die möglichen und sogar wahrscheinlichen Folgen eines solchen Festes zu verbergen scheint.

Heribert. Wie so?

Wilibald. Es wäre doch sehr möglich, daß Ihr Volk, wie leichtsinnig es auch immer sein mag, durch eine so laute Aufforderung zum Nachdenken beinahe gezwungen, auf den Einfall käme, sich selbst zu fragen: Ist es denn auch wahr, daß wir der Souverän von Frankreich sind?

Heribert. Diese Frage wäre nicht schwer zu beantworten.

Wilibald. Sie wissen aber, wie das Volk ist. Sich in weitläufige und tiefsinnige Untersuchungen, Abstractionen und Distinctionen einzulassen, ist seine Sache nicht. Es giebt einen kürzern Weg, ins Klare zu kommen. Diogenes führte gegen den Sophisten, der seinen Zuhörern die Unmöglichkeit der Bewegung durch eine Menge spitzfindiger Argumente vordemonstrirt hatte, keinen andern Gegenbeweis, als daß er davonging. Wie, wenn das französische Volk, um sich selbst von seiner Souveränität zu überzeugen, plötzlich den Entschluß nähme, sie auszuüben, die Constitution von 1795 vollends zu cassiren, seine zeitherigen Vertreter und Agenten nach Cayenne zu deportiren und das Königthum zurückzurufen? Gestehen Sie, Freund Heribert, wofern das französische Volk wirklich so gestimmt ist, wie man mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, so

könnte kein Tag zu einem solchen Schritte bequemer und schicklicher sein als das Fest seiner Souveränität.

Heribert. Da wäre das Directorium freilich mit seinem vermeinten Präservativ garstig angeführt! — Aber es hat keine Gefahr. Unsre Dreimänner, auf welche doch am Ende Alles ankommt, haben zu viele und große Proben ihrer Vorsichtigkeit abgelegt, als daß zu besorgen wäre, sie möchten bei einer so wichtigen Gelegenheit in eine Grube stürzen, die sie sich selbst gegraben hätten. Von den entschiedenen Royalisten gilt gerade das Gegentheil. Wenn hier eine Grube gegraben wird, so däucht mich, sie werde den Royalisten gegraben; und die unkluge Voreiligkeit, womit sie bisher noch immer ihre eigenen Plane und Anstalten selbst vereitelt haben, könnte ihnen leicht bei dieser Versuchung, in welche sie (vielleicht absichtlich) geführt werden, abermal einen schlimmen Streich spielen. Auf alle Fälle werden Sie sehen, daß die Republik, Dank sei den ebenso kräftigen als klugen Maßregeln ihrer Vorsteher, triumphirend aus der Gefahr, wofern hier eine ist, hervorgehen wird.

Wilibald. Ich wünsche allen Menschen, und gewiß auch Ihrer Nation, wiewol sie der meinigen viel Böses gethan hat, zu aufrichtig Gutes, als daß es mich nicht freuen sollte, wenn der 30. Ventose in ganz Frankreich ruhig und fröhlich abläuft. — Aber wenn dies auch durch die Maßregeln des Directoriums, auf welche Sie so eben deuteten, der Fall sein dürfte, das heißt, wenn jede zweckmäßige Anstalt getroffen wird, daß das Volk seine Souveränität nicht ausüben könne, wie große Lust es auch dazu haben möchte, — kehrt da nicht die alte Frage wieder: Was für ein seltsames Ding ist es um ein Recht, das ich zwar besitze und nie verlieren noch veräußern kann, aber nur nicht ausüben darf? Wenn der Wille der eminenten Mehrheit für den allgemeinen Willen gilt; wenn dieser das höchste Gesetz im Staat und die Souveränität das heiligste, unverletzlichste Recht des Volkes ist: mit welcher Befugniß dürfen bloße Staatsbeamte sich unterfangen, den Willen ihres obersten Gebieters in Fesseln zu legen?

Heribert. Glauben Sie ja nicht, die unsrigen mit dieser Frage in Verlegenheit zu setzen. Wir appelliren von dem Volke an die Nation. Das Volk ist veränderlich, leicht zu bewegen, leicht zu täuschen und irre zu führen, leicht von einem Ton in einen andern zu stimmen. Es handelt immer nach fremdem

Antrieb und momentanen Eindrücken, ist immer in der Gewalt eines Jeden, der sich seiner Leidenschaften zu bemächtigen oder ihm seine eigenen mitzutheilen weiß und Muth genug hat, sich an seine Spitze zu stellen. Nichts ist daher nothwendiger, als seine Aufwallungen und Launen von seinem festen, unwandelbaren und allgemeinen Willen zu unterscheiden. Dieser ist da, wo die allgemeine Vernunft ist; nicht in den einzelnen Departementern, Communen und Volksversammlungen, sondern in der ganzen Nation, insofern sie über ihre eignen Rechte und Vortheile aufgeklärt ist, oder (was auf das Nämliche hinausläuft) insofern sie durch den aufgeklärtesten und von ächtem Gemeingeist beseelten Theil des Volks repräsentirt wird. Diesem kommt es alsdann zu, die Bewegungen des Volks zu leiten, es in Uebereinstimmung mit sich selbst zu erhalten, es vor den hinterlistigen Künsten seiner verkappten Feinde zu verwahren und zu Beobachtung der Gesetze, die es einmal als Aussprüche der Vernunft erkannt hat, anzuhalten, kurz, einer Wankelmüthigkeit Einhalt zu thun, die den Staat in eine ewige Anarchie stürzen würde, wenn der Despotism des Gesetzes (den man den Vollziehern desselben mit Unrecht zur Last legt) ihr nicht einen Damm entgegenthürmte, den sie nicht ungestraft überspringen darf.

Wilibald (lächelnd). Ich danke Ihnen, lieber Heribert, daß Sie meinen Begriff von der Volkssouveränität so schön rectificirt haben. Denn ich gestehe, daß ich mir immer keine rechte Vorstellung davon machen konnte, was Ihr Republikaner Euch dabei denkt. Sie ist also nicht unverlierbar, wie wir vorhin annahmen?

Heribert. Dem Rechte nach allerdings, dem Gebrauch nach nicht. Denn das Volk ist ja um seines eignen Bestens willen genöthiget, die Ausübung derselben einem kleinen Ausschuß aus seinem Mittel aufzutragen.

Wilibald. Das Volk kann sich also nicht selbst regieren, wiewol es das vollkommenste Recht dazu hat, kann nicht sein eigner Gesetzgeber noch Richter sein, seine Finanzen nicht selbst verwalten, seine Kriegsheere nicht in eigner höchster Person anführen, — wie sehr es auch zu Allem dem berechtigt ist?

Heribert. Sie scherzen, Wilibald.

Wilibald. Um Verzeihung! Ich rede in ganzem Ernst. Das Volk befindet sich also mit seiner Souveränität völlig in

dem Fall eines unumschränkten Erbmonarchen, der noch in der Wiege liegt; es bedarf einer Vormundschaft, die Alles, was es als sein eigner Souverän zu thun hat, in seinem Namen beobachtet, — kurz, an seiner Statt seine Rechte wahrnimmt und seine Pflichten erfüllt?

Heribert. Die Natur der Sache läßt es nicht anders zu. Nur belieben Sie den Unterschied zu bemerken, daß der unmündige Monarch sich seine Stellvertreter nicht selbst auslesen kann, das Volk hingegen bereits in dem Alter ist, die seinigen zu wählen.

Wilibald. Nehmen Sie Sich in Acht, Heribert! Machten Sie mir nicht eben selbst eine Abschilderung von dem Charakter des Volks, aus welcher ganz geradezu folgt, daß es, ungeachtet der Volljährigkeit der einzelnen Menschen, woraus seine ganze Masse besteht, ebenso wenig zu einer solchen Auswahl taugt als ein unmündiger Monarch? Das Volk ist ein vielköpfiges, vielsinniges, vielzüngiges Thier, voller Leidenschaften und Vorurtheile, hitzig und brausend, wo es kalt und gelassen sein, eigenwillig und starrsinnig, wo es auf Vernunft hören, wankelhaft, wo es unbeweglich stehen, unentschlossen, wo es schnellbesonnen und muthvoll sein sollte. Seine Berathschlagungen sind gewöhnlich tumultuarisch; und je größer die Anzahl Derjenigen ist, die entweder in ihrer eigenen Einbildung oder in der Meinung Andrer für vorzügliche Köpfe gelten, in desto mehr kleine Factionen wird es sich spalten, desto schwerer wird es sein, so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen, und desto weniger ist zu erwarten, daß sie sich in ihren Wahlen, ich will nicht sagen immer, sondern nur meistens auf die tauglichsten und würdigsten Subjecte vereinigen werden. Lassen Sie es in irgend einem kleinen Kuhschnappel nur um die Wahl eines Thorschreibers oder Nachtwächters zu thun sein, überlassen Sie solche dem Volke und sehen, wie es dabei zugehen wird! In einem größern Abdera ist's nur desto schlimmer. Doch das müssen Sie selbst bereits aus Erfahrung am Besten wissen.

Heribert. Nur allzu wahr! Und dennoch —

Wilibald (ihm in die Rede fallend). Die große Urquelle aller Täuschung Euerer republikanischen Dogmatiker ist, daß sie überall, wo es das Interesse ihres Systems erfordert, sich das Volk nicht so denken, wie es wirklich ist, sondern wie es sein müßte, wenn es sich der Rechte, die sie ihm einräumen, weislich sollte bedienen können. Dies gilt von Euerer ganzen Constitution. Sie ist in

einer Art von prophetischem Geiste, für ein anderes Jahrhundert, für ein Volk, das erst noch dazu gebildet werden soll, gemacht und wird nach aller Wahrscheinlichkeit eine noch so weit entfernte Zukunft nicht erleben. — Doch dies nur im Vorbeigehen, und ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie unterbrochen habe. Ich erinnere mich Ihres „und dennoch!" sehr wohl und will Ihnen die Mühe ersparen, sich näher zu erklären, weil ich Ihre Meinung zu errathen glaube. Da wir gemeinschaftlich Wahrheit suchen, so ist nöthig, daß wir immer so nahe beisammen bleiben, als möglich sein will. Ich räume Ihnen also zu diesem Behuf ein, daß ein Volk — es sei nun, daß es sich bisher noch in einer Art von Naturstand befunden und nun entschlossen sei, künftig eine bürgerliche Gesellschaft auszumachen, oder daß es, wie die französische Nation, durch irgend eine Revolution in jenen anarchischen Stand zurückgeworfen worden — daß dieses Volk nicht nur berechtigt, sondern (wofern es anders der Würde vernünftiger Wesen nicht entsagen will) verbunden ist, sich einer gesetzmäßigen Regierung zu unterwerfen. Ein Volk, es bestehe nun aus dreißigtausend oder aus dreißig Millionen Menschen, kann vernünftigerweise seine Souveränität nur zu einem einzigen Act gebrauchen, nämlich zu demjenigen, wodurch es sich derselben wieder begiebt, indem es sie entweder mehrern Personen oder einer einzigen zur Verwaltung überträgt.

Heribert. Mit Ihrer Erlaubniß, das Volk begiebt sich seiner Souveränität keinesweges, indem es blos die Last der Verwaltung auf Andre wälzt.

Wilibald. Was wollen Sie damit sagen? Sie wollen doch nicht aus dem millionenköpfigen Souverän eine Art von morgenländischem Schach machen, der die Regierung blos darum auf fremde Schultern legt, um sich desto gemächlicher und ungestörter einer wollüstigen Unthätigkeit überlassen zu können? Das Volk begiebt sich der Ausübung seiner höchsten Gewalt, weil es sie nicht selbst verwalten kann; weil kein anderes Mittel ist, zu dem Zustand von Ordnung und Ruhe zu gelangen, ohne welchen es sich den Genuß der Vortheile des bürgerlichen Lebens nicht verschaffen könnte. Der wahre Souverän im Staat ist Derjenige, der das Recht hat, die höchste Gewalt auszuüben; und von dem Augenblick an, da das Volk sich der Ausübung dieses Rechts begeben hat, tritt es, wie groß auch seine gesetzmäßige Freiheit immer sein mag, in das Verhältniß eines

21*

Unterthans und ist seiner sich selbst gegebnen Obrigkeit Gehorsam schuldig. Gegen die Evidenz dieser Grundwahrheit helfen keine Distinctionen. Auch sehen Sie, daß Ihre dermaligen Gewalthaber es nicht anders verstehen und ihren vorgeblichen Souverän sehr gut in der Zucht zu halten wissen; nicht selten mit einer Strenge, die kein Minister Ihrer letzten Könige zu wagen sich getraut hätte. — Aber um nicht wieder aus unserm Wege zu kommen, will ich mich über diesen Punkt, was die Theorie betrifft, in keinen Streit mit Ihnen einlassen; zumal da ich nicht zu leugnen begehre, daß es in dem bestimmten Falle, den wir vorausgesetzt haben, von der Willkür des Volkes abhängt, unter welchen Bedingungen und Modificationen es seine höchste Gewalt in die Hände seiner Stellvertreter legen will. Bekanntlich bilden diese Modificationen die verschiedenen Formen der Staatsverfassung, deren weit mehrere sind, als man gewöhnlich annimmt. Aber unter allen diesen Formen bleibt das Wesen der Regierung sich selbst gleich; die Bedingungen, unter welchen es möglich ist, ein von Natur freies Volk zu regieren, sind in allen ebendieselben; die Rechte Dessen oder Derjenigen, welchem oder welchen die höchste Gewalt anvertraut ist, und die Pflichten des Volks, welches zu gehorchen schuldig ist, sind in allen ebendieselben, und umgekehrt. —

Heribert. So daß es also, Ihrer Meinung nach, einem Volke ganz gleichgiltig sein kann, ob es von einem Monarchen oder von einer demokratischen Obrigkeit regiert werde?

Wilibald. Doch nicht ganz gleichgiltig. Jede dieser Formen hat ihre eigenen Vorzüge und Nachtheile; und wenn sie genau gegen einander abgewogen werden, so dürfte wol, wie ich mir zu behaupten getraue, der Vorzug auf Seiten der Monarchie sein.

Heribert. Da kommen wir auf einmal so weit aus einander, daß es schwer halten wird, uns wieder zusammenzufinden.

Wilibald. Wir wollen also, mit Ihrer Erlaubniß, diesen letztern Punkt wenigstens vor der Hand unentschieden oder, wenn Sie wollen, nach Ihrem eigenen Gutdünken entschieden sein lassen und blos bei dem verweilen, was allen Regierungsformen gemein ist. Um desto eher aus der Sache zu kommen, wollen wir nur die uneingeschränkte Monarchie und die vollkommene Demokratie mit repräsentativer Regierung und getheilten Gewalten, als die beiden äußersten, zwischen welchen alle andern liegen, gegen einander stellen, um zu sehen, was sie mit einander gemein haben.

Heribert. Ich bin's zufrieden. Nur verbitte ich alle kleinen optischen Kunstgriffchen bei der Zusammenstellung.

Wilibald. Besorgen Sie nichts dergleichen; ich werde nicht nöthig haben, der Wahrheit durch Kunst nachzuhelfen. Fürs Erste also: in der besagten Demokratie wie in der uneingeschränktesten Monarchie hat sich das Volk des Gebrauchs der höchsten Gewalt begeben. Denn wiewol es in jener den Namen des Souveräns beibehält und in Frankreich künftig sogar ein Fest seiner Souveränität mit allem gebührenden Pompe begehen wird, so wollte ich doch Sr. popularen Majestät nicht rathen, sich den Verordnungen der Bürger-Directoren oder den Bajonnetten und Kanonen der unter den Befehlen derselben stehenden Bürger, Soldaten und Leibgardisten zu widersetzen. Oder glauben Sie etwa —

Heribert. Nein, nein! Ueber diesen Punkt bin ich völlig Ihres Glaubens. Nur weiter!

Wilibald. Zweitens: In beiden ist dem Volke das vor einigen Jahren so hoch gepriesene Maratische Recht der heiligen Insurrection niedergelegt.

Heribert. Ohne alle Bedingung?

Wilibald. Ohne alle Bedingung.

Heribert. Das ist hart!

Wilibald. Es giebt wirklich Fälle, wo es sehr hart ist.

Heribert. In der unumschränkten Monarchie mag das wol so sein, wo das Volk in politischem Sinne für nichts gerechnet ist —

Wilibald. Das ist nun auch so einer von Euern auf gut Glück angenommenen Sätzen, gegen den ich sehr viel einzuwenden hätte. Doch davon ein andermal! — In der Demokratie also, meinen Sie, wäre es ein Andres mit dem Recht der heiligen Insurrection?

Heribert. Unleugbar ist das Volk in mehr als einem Falle dazu berechtigt.

Wilibald. Berechtigt? Wenigstens in der Demokratie nicht mehr als in der Monarchie.

Heribert. Zum Beispiel, wenn die obersten Vollzieher der höchsten Gewalt sich einen wesentlichen Eingriff in die Constitution erlauben wollten.

Wilibald. Wie, Heribert? Haben Sie vergessen, daß am 18. Fructidor der Casus in terminis schon dagewesen ist? Kann die Constitution wol gröblicher verletzt werden, als wenn

das Directorium sich einer ihm ausdrücklich untersagten Disposition über die bewaffnete Macht anmaßt, um einen gewaltsamen Eingriff in die Freiheit des gesetzgebenden Körpers und seiner eigenen Mitglieder zu thun? — Das Mißfallen aller guten Bürger über diesen ungeheuern Act von Sultanism war so allgemein als ihr Erstaunen, und doch rührte sich das Volk nicht! — Und warum rührte es sich nicht?

Heribert. Die Ueberraschung, der Schrecken —

Wilibald. Wird vermuthlich in jedem ähnlichen Falle dieselbe Wirkung thun. Aber was Sie als etwas ganz Ausgemachtes annehmen können, ist, daß das Directorium zum Beweise, daß es dem Volk kein Recht zum Aufstand zugesteht, in jedem Falle, wo es für nöthig halten wird, „die Republik durch einen Bruch in die Constitution zu retten," auch die nöthigen Maßregeln nehmen wird, dem Volke die Ausübung eines solchen Rechts durch ebendieselben Mittel, deren sich der entschiedenste Despot gegen unruhige Unterthanen bedient, unmöglich zu machen. Auch versteht sich von selbst, daß es das entscheidende Urtheil über die Fälle, wo diese Nothwendigkeit eintreten möchte, jedesmal sich selbst ausschließlich vorbehalten wird. Wo bliebe denn also, was diesen Punkt betrifft, der Unterschied zwischen den Fünfmännern in der Demokratie und dem einzigen Mann in der unumschränktesten aller Monarchien?

Heribert (die Achsel zuckend). Also weiter!

Wilibald. Drittens: In beiden ist dem Volke, dem souveränen so gut als dem allerunterthänigsten, alle Macht benommen, die Staatsverfassung zu ändern, wie groß auch immer seine Lust dazu sein möchte.

Heribert. Wie wäre das?

Wilibald. Zum Beispiel: setzen wir den möglichen Fall, das Volk wäre der quinqueviralischen Regierung müde und überdrüssig; es finge an zu bemerken, daß die Vortheile, die es von seinem einzigen Prärogative, dem Wahlrecht in den Primarversammlungen, zieht, gegen den damit verknüpften Zeitverlust, die Unterbrechung seiner gewöhnlichen Geschäfte und alle die heillosen Folgen des ewigen Intriguirens, Cabalirens, Aufhetzens, Verführens und Bestechens, das von einer solchen alle Jahre wiederkommenden Wählerei unzertrennlich ist, in gar keiner Proportion stehen; kurz, gesetzt, das Volk überzeugte sich bei Vergleichung seines gegenwärtigen Zustandes mit den gold-

nen Zeiten, wozu man ihm anfangs so große und nahe Hoffnung machte, daß es ihm besser wäre, die dermalige Ordnung der Dinge mit einem leidlich eingerichteten Königthum zu vertauschen, und es wollte bei den nächsten Urversammlungen seinen souveränen Willen über diesen Punkt kund werden lassen —

Heribert. Das könnte doch wol nicht ohne Berathschlagung und Debatten geschehen, und diese sind dem Volk bekanntermaßen durch die Constitution untersagt.

Wilibald. Das ist es eben, was ich meine. Das Directorium, dem mit einer solchen Entschließung seines Souveräns nicht gedient wäre, wird es nicht an sich fehlen lassen, unter der Aegide der Constitution, bei jedem Anschein, daß das Volk sich eines so sträflichen Gebrauchs seiner Souveränität unterfangen möchte, so kräftige Maßregeln dagegen zu nehmen, daß es den heutigen Griechen zehnmal leichter sein wird, das Joch der Türken abzuschütteln, als den Franzosen, ihrer Souveränität wieder loszuwerden, wie überlästig sie ihnen auch immer sein möchte.

Heribert. Das glaub' ich selbst.

Wilibald. Also viertens: In beiden ist das wesentlichste Interesse des Volks in fremden Händen: in der Monarchie in den Händen des Monarchen und seiner Räthe und Vertrauten, in der französischen Demokratie in den Händen der beiden gesetzgebenden Räthe und des Directoriums, welches auch seine Vertrauten, Günstlinge, Helfershelfer und Creaturen hat, und in ungleich größerer Anzahl als irgend ein Monarch. Das souveräne Volk hat hierin im Grunde vor dem allerunterthänigsten nichts voraus. Es muß z. B. so gut wie dieses Alles, was es hat, hergeben, um die wirklichen und vorgeblichen Staatsausgaben zu bestreiten, ohne daß weder dem Einen noch dem Andern darüber Rechnung abgelegt wird; es muß, so gut wie dieses, seine Söhne an die Schlachtbank führen lassen, sobald es den Wenigen beliebt, in deren Willkür es den Gebrauch seiner wichtigsten Oberherrlichkeitsrechte gestellt hat; es muß der Wohlthaten des Friedens so lange entbehren, als es das Interesse der herrschenden Faction ist, Krieg zu haben, und man sieht aus dem ganzen Benehmen dieser Faction, wie geflissentlich sie es darauf anlegt, den Janustempel, von dessen Schließung sie sich wenig Gutes zu versprechen scheint, ewig offen zu erhalten.

Heribert. Sehen Sie nicht, mit welchem Enthusiasmus

sich die ganze Nation für die große Unternehmung gegen Karthago interessirt?

Wilibald. Die ganze Nation? Daran zweifle ich sehr. Wenn es aber auch wäre, so weiß man ja, wie gewaltig und unablässig sie seit einiger Zeit wieder elektrisirt und fanatisirt wird. Aber vergessen Sie nicht, daß keine Nation in der Welt leichter in Feuer zu setzen, leichter zu verführen und zu mißbrauchen, leichter von einem Aeußersten zum andern hinzureißen ist als die Ihrige. Schon lange ließ sie es deutlich genug merken, daß sie den Frieden für ein Gut halte, das die Aufopferungen, die man ihm machen müßte, überschwänglich bezahlen würde. Freilich findet zwischen den unterthänigen Völkern und dem souveränen auch diese Aehnlichkeit statt, daß bei solchen Gelegenheiten beiden ungefähr die nämlichen Complimente gemacht, beiden dieselben Trostlieder vorgesungen, beide durch dieselben Vorspiegelungen zur Geduld und zur Anstrengung ihrer letzten Kräfte angefeuert werden; es ist aber auch diesmal blos von den Aehnlichkeiten die Rede.

Heribert (läßt den Kopf ein Wenig auf die Seite hängen, zählt seine Finger und nimmt Tabak).

Wilibald. Ich sehe, daß ich zu lange auf einer so widerlich schnarrenden Saite verweile. Also nichts weiter als dies Einzige: Je genauer wir die Sache von allen Seiten betrachten, desto einleuchtender, däucht mir, muß es uns werden, daß nirgends ein rechtmäßiger Grund vorhanden ist, warum ein republikanischer Christ dem Königthum, wie dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen in seinem Taufbund, entsagen oder ein atheistischer Republikaner ihm alle Augenblicke eine so häßliche Leidenschaft, als unversöhnlicher Haß ist, zuschwören soll. Es lebt sich ganz leidlich in der Republik wie in der Monarchie, vorausgesetzt, daß beide mit Gerechtigkeit und Weisheit regiert werden. Wenn der Monarch die Tugenden Marc-Aurel's mit der Klugheit August's und der Tapferkeit und Mäßigung Trajan's in sich vereiniget; wenn in der Republik das Directorium und seine Ministerialen, die gesetzgebenden Collegien, die Gerichtshöfe und die Heerführerstellen mit lauter Männern wie Aristides, Perikles, Epaminondas, Phocion, Timoleon, Paul-Aemil, Regulus, Cato &c. besetzt sind: so werden gute und verständige Menschen (die nicht mehr verlangen, als was billig ist) sich unter beiderlei Regierungsformen wohl genug befinden, um keine Aenderung zu wünschen.

Heribert. Eine bescheidene Forderung, das gesteh' ich! Ungefähr wie wenn Plato die Republik von lauter Philosophen regiert haben will.

Wilibald. Kann ich weniger fordern? Damit eine Republik, zumal eine so große wie die Ihrige, gedeihe, ist Tugend, als herrschendes Princip der Regenten sowol als der Regierten, eine unnachlässige Bedingung; das ist so erweislich als irgend ein Lehrsatz im Euklid. Die Monarchie kann sich zur Noth mit weniger behelfen. Wenn der Fürst nur kein Caligula oder Claudius, seine Minister keine Tigelline, seine Gemahlin keine Messalina oder Brünehild, seine Mätresse keine Theodora, seine Günstlinge keine Pallasse und Narcissen sind so können die Unterthanen immer zufrieden sein, und Alles mag durch den bloßen Mechanism der gewöhnlichen Polizei-, Justiz- und Finanz-Verwaltung in einem einmal in sich selbst bestehenden Staate noch ganz erträglich gehen. In der Republik hingegen —

Heribert (gähnend). Was geben uns die Schauspieler diesen Abend?

Wilibald. Die Zauberflöte.

Heribert. Desto besser. Ich gestehe Ihnen, unser Gespräch hat mich übellaunig gemacht; es braucht nichts Geringers als einen Dichter wie Schikaneder und einen Tonkünstler wie Mozart, um mir wieder zu einer leidlichen Stimmung zu verhelfen. Lassen Sie uns aufbrechen!

IV.

Was ist zu thun?

Geron. So werd' ich denn doch den fatalen Augenblick sehen, da mein armes Vaterland, — dieses einst so mächtige, so ehrwürdige Germanien, das im Stande seiner rohen Freiheit von dem allgewaltigen Rom selbst nicht bezwungen werden konnte, sich von Euern noch allgewaltigern Demagogen wie eine Masse Thon behandeln und nach ihrer Willkür, weiß der Himmel in welche abenteuerliche Form oder Unform umgestalten lassen muß! So weit wär' es nun auch mit uns gekommen! Und dies wäre Alles, was wir mit einem Kriege gewonnen hätten, der entweder nie angefangen, oder —

Heribert (ihm in die Rede fallend). — sich nie endigen oder nur mit Deutschlands gänzlichem Umsturz endigen sollte? Das Letzte wollen Sie doch nicht? und das Erste ist nicht mehr zu ändern. Was ist also zu thun?

Geron. Wenn wir noch wären, was unsere Vorväter in jenen Zeiten waren, da alle übrigen Völker Europens, sogar die auf ihre damaligen Vorzüge in Cultur und Aufklärung stolzen Italiener, noch mit Achtung von den Deutschen sprachen — so wäre diese Frage bald beantwortet. Wenn wir noch Energie, noch alten Brudersinn, noch Stolz und Vertrauen auf uns selbst, noch Vaterlandsliebe und Nationalgeist hätten —

Heribert. Vaterlandsliebe? Nationalgeist? — Lieber Geron! wozu dieser Eifer? Und wenn Sie ihn sogar in jedem einzelnen Deutschen entzünden könnten, wozu? Was würde,

da die Sachen nun einmal so weit gekommen sind, damit ausgerichtet? Soll die deutsche Nation in Masse aufstehen?

Geron (tief erseufzend). Sie haben Recht! Ich vergaß, daß wir das nicht können — nicht dürfen, wenn wir's auch könnten; ich vergaß, daß wir keine Nation sind, daß wir das ungeheure Bild sind, das König Nebukadnezar einst im Traume sah — „dessen Haupt war von feinem Gold, seine Brust und Arme von feinem Silber, sein Bauch von Erz, seine Schenkel von Eisen, seine Füße halb von Eisen und halb von Thon."*)

Heribert. Und Sie wundern Sich noch, daß diese Füße von dem gewaltigen Stein, der auf sie herabfiel, zerschmettert wurden?

Geron. Da Sie Sich doch dieses Umstandes so gut erinnern, so wissen Sie wol auch, was weiter erfolgte? — „Da wurden mit einander zermalmet Eisen, Thon, Erz, Silber und Gold und wurden wie Spreu auf der Sommertenne, und der Wind verwehte sie, daß man sie nirgends mehr finden konnte."

Heribert. Und Sie, mein Freund, erinnern Sich auch noch, daß „der Stein, der das Bild schlug, zu einem großen Berge ward und die ganze Welt erfüllte?"

Geron. Ich bitte Sie, lassen wir den Seher Daniel und den Träumer Nebukadnezar an ihrem Orte. Mir schaudert vor allen diesen Aehnlichkeiten! O der Berg! der Berg! der Berg! der dreimal verwünschte Berg! — Es ist schwer, lieber Heribert, den Gedanken zu ertragen, daß ein Staat, dessen majestätischer Bau selbst in seinem Verfall der Welt noch Ehrfurcht gebot, ein Reich, das sowol durch seine geographische Lage, Größe, Fruchtbarkeit und Bevölkerung als durch das, was seine Bewohner schon sind und unter günstigen Umständen noch werden könnten, zur Grundfeste des policirten und aufgeklärten Europa bestimmmt ist, daß ein solches Reich dem neufränkischen Koloß, der sich auf einmal über die ganze Welt erhebt, zu einem bloßen Fußgestell dienen soll! Es ist schwer, den Gedanken zu ertragen, daß drei oder vier französische Advocaten das Schicksal von vierzig bis funfzig Millionen Menschen entscheiden und, weil auch wir — wie die Schweizer — die gute Zeit, wo wir uns selbst hätten helfen können, verschlummert haben, sich nun ermächtiget finden sollen, uns in unsrer gewohnten Lebensordnung zu stören und uns,

*) Daniel 2, 31ff.

wie jener alte Räuber, mit Gewalt in ihr eisernes Bette zu legen, um so lange an uns zu stümmeln und zu recken, bis wir so kurz oder lang sind, als sie uns haben wollen.

Heribert. Hoffentlich ist es so arg nicht, wie Sie Sich's in diesem düstern Augenblick vorstellen. Gesetzt aber, es wäre, wie ist zu helfen?

Geron. Daß dies noch die Frage ist, das ist es eben, was mich und alle biedere Deutsche so mißmüthig macht.

Heribert. Aber wie wär' es anders möglich? Ihr Deutschen seid nun einmal im strengen Sinne des Worts keine Nation, sondern ein Aggregat von mehr als zweihundert größern, kleinern, noch kleinern und unendlich kleinen Völkern und Völkchen. Das gestehen Sie selbst, und dagegen hilft kein Nationalstolz, keine Selbsttäuschung. Daß dieses Aggregat sich nun auf einmal einbilden soll, eine Nation zu sein; daß es mit gesammter Kraft wie ein Mann aufstehen und Vermögen, Leib und Leben aufopfern soll, um die Dauer einer unhaltbar gewordnen Verfassung zu verlängern und die hohen Vorrechte der römisch-katholischen Ritterschaft aufrecht zu erhalten — wer kann das erwarten? Was geht alle diese Menschen die Integrität des Reichs an, und um was wird der Tiroler, der Halberstädter, der Mecklenburger, der Württemberger u. s. w. unglücklicher sein, wenn den Abkömmlingen der altdeutschen Ritter die Gelegenheit benommen wird, Fürsten zu werden?

Geron. Wenn diese Art zu vernünfteln gälte, wer bliebe bei dem Seinigen? Niemanden kann und darf genommen werden, was er rechtmäßig hat. Aber Sie berühren da gerade die rechte Saite. Ich will Ihnen zugeben, daß unserm Volke wie jedem andern in der Welt eben nicht sehr viel daran gelegen ist, ob es mit einem krummen oder geraden Stabe geweidet wird. Aber wem ist an der Integrität des Reichs, insofern sie dermalen in Gefahr ist, mehr gelegen als eben dieser so zahlreichen Classe von Rittern, die, genau zu reden, die eigentlichen Staatsbürger des deutschen Reichs sind und, wenn sie für einen Mann ständen und der Heldengeist ihrer Vorfahren noch in ihrem Busen loderte, so viel zu Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Vorzüge vor dem Adel aller andern Völker des Erdbodens thun könnten?

Heribert (leise vor sich). Da müßten sie auch das Mark ihrer Vorfahren in den Knochen haben.

Geron (ohne darauf zu achten, fortfahrend). Glauben Sie,

daß ein Franz von Sickingen, ein Ulrich von Hutten, ein Schärtlin von Burtenbach den Ereignissen unsrer Tage so gelassen und unthätig zugesehen hätte?

Heribert. Ich bitte Sie, lieber Geron, sehen Sie selbst die Dinge mit etwas mehr Gelassenheit an und reden Sie nicht, als ob Sie im sechzehnten Jahrhundert lebten! Ich bin überzeugt, daß es den Abkömmlingen jener altdeutschen Helden weder an Muth noch gutem Willen fehlt; sie sind zu beklagen, nicht zu tadeln, wenn sie einer Alles mit sich fortreißenden Gewalt weichen müssen. Was würde Franz Sickingen und Ulrich Hutten selbst, wenn sie in diesem Augenblicke mit ihrer ganzen Kraft aus ihren Gräbern hervorgingen, mehr thun können, als unmuthig ihre zottellockigen Heldenköpfe schütteln und — in ihre Gräber zurücksinken?

Geron. Leider ist es, wie Sie sagen. Und so wäre denn die Reihe an mir, Sie zu fragen: Was ist zu thun?

Heribert. Sehen Sie Sich nach allen Seiten um, drehen und wenden Sie Sich, wie Sie wollen und können, strengen Sie alle Nerven und Sennen Ihrer Erfindungskraft und Ueberlegung bis zum Reißen an, Sie werden kein anderes Resultat herausbringen als die goldne Maxime, die so lange gegolten hat und gelten wird, als die Welt in ihren alten Angeln geht: „der Nothwendigkeit nachgeben."

Geron. Darf man fragen, Bürger Heribert, wie viel Sie damit genau sagen wollen?

Heribert. Ich will mich erklären. Setzen Sie den Fall, eine alte Familie hätte von ihren Voreltern eine uralte, ehrwürdige, gothische Burg mit allen Zubehören, Thürmen und Thürmchen, Zinnen und Schießscharten, steilen Wendeltreppen, kleinen Zimmern, großen Sälen voll Hirschgeweihen und geharnischter Ahnen, Rüstkammern, Gewölben, Kellern, Wassergräben und Zugbrücken geerbt, und diese edle Familie hätte sich mit ihren zahlreichen Dienern und Knechten seit Jahrhunderten, trotz allen Veränderungen, die inzwischen in der Welt vorgegangen, in und mit dieser unbequemen, finstern, winklichten, kalten und muffichten alten Burg beholfen, so gut sie gekonnt und gewußt; hier und da wäre auch wol eine Scheidewand durchbrochen, ein altes Zimmer nach modernem Geschmack umgestaltet und verziert oder eine dunkle Winterstube mit etwas mehr Licht versehen, die beräucherten Decken neu getüncht und bemalt, Kreuzgänge und Vorsäle in eine Menge kleiner Zimmerchen

und Degagements verwandelt, kurz, von Zeit zu Zeit so viel in dem alten Wesen verändert und modernisirt worden, daß das Ganze zuletzt das Ansehen eines seltsamen und in seiner Art einzigen Mitteldings von einem altgothischen Ritter- und Zauberschloß und einem in verschiedenen Epochen nach verschiedenen Planen stückweise zusammengeflickten italienisch-französischen Palast gewonnen hätte; alle diese Veränderungen aber hätten der Festigkeit und dem Zusammenhang dieses weitläufigen Gebäudes unvermerkt großen Abbruch gethan, so daß es sich hier und da stark gesenkt, fürchterliche Risse bekommen, mit einem Worte, so baufällig geworden, daß endlich den edeln Bewohnern selbst (von ihren Dienern und Knechten nichts zu sagen), ungeachtet ihrer frommen Anhänglichkeit an die uralte Familienburg ihrer Vorfahren, nicht sonderlich wohl darin zu Muth gewesen wäre. — Sie hätten zwar ihr Möglichstes gethan, dem Uebel zu steuern, hätten hier und da frische Balken durchgezogen, Strebpfeiler aufgeführt, Löcher und Risse ausgestopft und zugemauert, im Uebrigen die Sache Gott befohlen, sich gute Tage gemacht, und was künftig zu thun sein möchte, der Zeit und ihrer Nachkommenschaft überlassen; es wäre aber freilich weder mit jener Flickerei noch mit dieser Resignation der Sache geholfen gewesen. Inzwischen wäre in einem benachbarten Land ein schreckliches Erdbeben ausgebrochen, dessen Bewegungen sich weit umher verbreitet und auch die besagte alte Gothenburg so kräftig erschüttert hätten, daß einige Thürmchen und Angebäude wirklich eingestürzt und das Hauptgebäude in einen so schadhaften Stand gekommen wäre, daß die Familie es mit Sicherheit nicht länger bewohnen könnte. Gesetzt nun, in dieser Lage der Sachen meldete sich ein fremder Baumeister —

Geron. O ja, bei Teut und Wodan! ein feiner Baumeister!

Heribert. Und wenn es der leibhafte Satan wäre — man sieht ja mehr als eine Probe, daß er kein alltäglicher Baumeister ist — wenn er einen Vorschlag zu thun hat, so muß er gehört werden.

Geron. Aber ich bitte Sie, welch ein Vorschlag!

Heribert. Nun, nun! der Vorschlag ließe sich doch immer hören, dächt' ich; oder wissen Sie einen bessern?

Geron. Freund Heribert, Ihr Gleichniß ist nicht viel tröstlicher als Nebukadnezar's Traum. Ich will nicht leugnen, was nur ein Wahnsinniger leugnen könnte: es steht um das

bewußte Gebäude freilich so so! Es hatte schon in der ersten Anlage wesentliche Fehler, ist schon so oft, immer nach einem andern Plan, verändert worden, hängt so schwach zusammen, hat so wenig Ebenmaß in den Verhältnissen seiner Theile; — überdies wohnen manche Zweige der hohen Familie ziemlich ungemächlich — mehrere wissen kaum unterzukommen. — Es wäre viel davon zu sagen, wenn die Sache nicht zu notorisch wäre. — Und doch, ohne das verwünschte Erdbeben hätten wir und sogar unsre Nachkommen nach Gottes Willen uns vielleicht noch lange darin behelfen können, bis es uns über den Köpfen zusammengefallen wäre.

Heribert (laut auflachend). Wirklich? Was Sie für ein gutmüthiger Mann sind, Geron! Sie sind wirklich zu bedauern, daß Ihnen das neidische Schicksal die Glückseligkeit nicht gönnen will, Sich noch länger in einer Wohnung zu behelfen, die Ihnen eine so tröstliche Aussicht giebt. Ich muß gestehen, Sie haben Sich über großes Unrecht zu beklagen.

Geron. Aber was geht unsre Burg Euere Baumeister an? Wir können und werden uns schon selber helfen, wenn wir's nöthig finden.

Heribert. Sei'n Sie so billig, zu bedenken, daß der fremde Baumeister einer Ihrer nächsten Nachbarn ist, und verlangen Sie nicht, daß es ihm gleichgiltig sei, in was für Umständen ein Gebäude sich befindet, dessen Einsturz seine eigne Wohnung beschädigen könnte. Aber lassen wir alle diese Nebenbetrachtungen! Sie kommen zu spät. Das Erdbeben hat nun einmal seine fatale Wirkung gethan, es muß für das Unterkommen der dadurch Beschädigten gesorgt werden; die Frage ist nur, wie und woher.

Geron. Was wäre Ihr Rath, Heribert, wenn Sie zu rathen hätten?

Heribert. Die ganze Familie ist natürlich in großer Bewegung. Daß etwas gethan werden müsse, ist augenscheinlich. Darin stimmen Alle überein. Aber was? Da sitzt der Knoten, ein sehr verwickelter, den entweder weise Klugheit auflösen muß oder Alexander's Schwert zerhauen wird.

Geron. Zum Letztern soll es hoffentlich nicht kommen, wofern nicht alle über- und unterirdische Mächte sich verschworen haben, uns Sinn und Muth zu rauben. Aber lassen wir, ich bitte Sie, die Allegorie fahren, mit der wir nur zu lange gespielt haben, und die, wie passend sie auch in einigen

Punkten ist, doch in andern uns nur zu Trugschlüssen verführen würde. So ist es z. B. mit dem Erdbeben, das einige Nebengebäude unsrer alten gothischen Burg einstürzen machte. Wenn wir die Allegorie aufgeben und die Thatsachen, wovon die Rede ist, an sich selbst erwägen, so ist klar, daß es nur auf den freien Willen des französischen Directoriums ankäme, gemäßigter in seinen Forderungen zu sein und von einer so offenbar ungerechten Anmaßung, als die Vereinigung des linken Rheinufers mit dem französischen Gebiet ist, abzustehen, so wie es unsrerseits nur Mangel an Energie, Nationalstolz, Patriotism und Gemeingeist ist, wenn wir uns jemals bequemen, durch eine so demüthigende Nachgiebigkeit unsre Schwäche und Blöße vor der ganzen Welt aufzudecken.

Heribert. Ich kann hierin nicht Ihrer Meinung sein; denn ich glaube, auch der tapferste und biederste Mann könne ohne Schamröthe nachgeben, wo Beharrlichkeit auf dem Gegentheil das ungleich größere Uebel wäre. Auf die Frage: „ob die französische Republik so unrecht daran thue, das eroberte linke Rheinufer zur Entschädigung fürs Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft zurückzubehalten," wollen wir uns, mit Ihrer Erlaubniß, nicht einlassen. Sie gehört ungefähr unter ebendieselbe Rubrik wie die Frage, mit welchem Recht die Republiken Polen und Venedig ihrer politischen Existenz beraubt und unter auswärtige Mächte ausgetheilt worden, die unter andern Umständen nie daran gedacht hätten, sich ein Recht an die Beherrschung dieser Staaten zuzueignen. Aber, wie gesagt, wir wollen jetzt mit Beseitigung der Rechtsfrage blos als Thatsache zum Grunde legen, daß die französische Republik das linke Rheinufer nun einmal im Besitz hat und gutwillig nicht wieder hergeben wird.

Geron. Die erste Frage wäre also: ob dem deutschen Reiche zugemuthet werden könne, einem so wichtigen integranten Theil seines Staatskörpers gutwillig zu entsagen.

Heribert. Lassen Sie uns die Frage lieber so stellen: Wäre es wohlgethan, wenn das deutsche Reich, so wie die Sachen nun einmal stehen, sich selbst zumuthen wollte, die Länder des linken Rheinufers durch Gewalt der Waffen wiederzuerobern?

Geron (macht eine Grimasse, scheint etwas sagen zu wollen und schweigt mit halb offnem Munde).

Heribert. Ich sagte ausdrücklich: „so wie die Sachen nun einmal stehen." Ich bitte Sie also, versetzen Sie Sich nicht

wieder mit Ihrer Einbildungskraft in die alten Zeiten, die nicht mehr sind und nicht wiederkommen können; lassen Sie die Ritter und Helden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in ihren Gräbern ruhen und sagen mir nur: wenn es auf Ihre Meinung ankäme, könnten Sie mit ruhiger Vernunft und gutem Gewissen zu Fortsetzung des Krieges rathen?

Geron (die Achseln zuckend). Da dies nicht die Meinung der beiden mächtigsten Fürsten zu sein scheint und ein hinlänglicher Beistand einer großen, aber zu weit entfernten nordischen Macht weder gewiß, noch aus sehr wesentlichen Rücksichten von den Deutschen selbst zu wünschen ist, so bleibt freilich wenig Hoffnung übrig —

Heribert. Ich sage Ihnen, auch wenn die beiden mächtigsten Reichsfürsten sich entschließen könnten, Antheil an einem solchen, dem ersten Ansehen nach sehr patriotischen Kriege, den thätigsten Antheil zu nehmen, so ist doch höchst wahrscheinlich (um nicht gewiß zu sagen), daß Deutschlands gänzlicher Untergang die Folge eines solchen Krieges sein würde. — Es wäre denn, daß Sie ein Mittel wüßten, etliche hunderttausend Mann und einige tausend Kanonen mit allem Zubehör auf Feenwagen und Luftschiffen in möglichster Geschwindigkeit an den Rhein zu transportiren, und (was ich nicht zu vergessen bitte) daß Sie noch überdies ein Arcanum hätten, dieses ungeheure Kriegsheer wenigstens ein paar Monate lang von bloßer Luft leben zu lassen.

Geron. Wir reden von einer sehr ernsthaften Sache, Heribert!

Heribert. Auch spreche ich im höchsten Ernst. Deutschland kann und will keinen Krieg mehr aushalten. Oder meinen Sie, daß es an dem unsäglichen Elend, das die letzten drei Jahre über eine Hälfte dieses Reichs gebracht haben, nicht schon mehr als genug hätte? Soll die andere Hälfte auch noch zu Grunde gerichtet werden, um etwas zu erhalten, was wahrscheinlich am Ende doch nicht erhalten würde, und woran, die reine Wahrheit zu sagen, dem größten Theile des deutschen Menschen-Aggregats wenig oder nichts gelegen ist?

Geron. An der Erhaltung des Ganzen ist Allen gelegen, oder sie verkennen ihr wahres Interesse.

Heribert. Da treffen Sie den rechten Fleck, Geron! Die Rede kann jetzt nicht davon sein, was das bisherige deutsche Staatsrecht zuläßt oder nicht, noch davon, was gute Patrioten wol wünschen möchten und lieber sehen würden. Ueber alles besondere Interesse geht das allgemeine; über allen conventionellen

Gesetzen steht ein höchstes, allein heiliges und keine Ausnahme gestattendes Grundgesetz: das Heil, die Erhaltung, die Rettung des Ganzen. Um sein Leben zu retten, opfert man ein Glied auf; warum sollte das deutsche Reich nicht einen zwar beträchtlichen, aber verhältnißmäßig doch nicht unentbehrlichen Theil seines Körpers — seiner Existenz aufopfern?

Geron. Sie setzen aber auch immer den ärgsten Fall auf unsrer Seite voraus. Das Kriegsglück ist veränderlich; es kann sich wenden und endlich einmal auch wol die gerechte Sache begünstigen.

Heribert. Victrix causa Diis placuit. Verlassen Sie Sich nicht zu viel weder auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache noch auf die Veränderlichkeit des Glücks! Aber gesetzt auch, was doch so ganz und gar nicht wahrscheinlich ist, nach einem neuen, vieljährigen, blutigen und zerstörenden Kriege, der gewiß von beiden Seiten mit cannibalischer Wuth und Grausamkeit geführt würde, der dem deutschen Reiche das Leben von Myriaden seiner blühenden Jünglinge und zu nöthigern und bessern Geschäften als zum Rauben und Morden brauchbaren Männer kosten, Eure Fürsten und Herren ihrer Länder und Besitzungen berauben, Eure Städte verwüsten, Eure Dörfer und Landschaften in Brand stecken und in Einöden verwandeln, Eure Weiber und Kinder den schändlichsten Mißhandlungen und einem Elend, wovon die bloße Vorstellung unerträglich ist, preisgeben würde — gesetzt auch, die Wiedereroberung des verwüsteten Bodens der ehemals so blühenden Länder des linken Rheinufers wäre am Ende der Gewinn dieses Krieges: könnten Sie als ein redlicher deutscher Patriot und als ein Mensch — zum Kriege rathen?

Geron seufzt, hält die Hand vor die Stirn und schweigt.

Heribert. Ich sehe, daß ich Sie ängstige. Lassen Sie uns die Augen von dieser Seite wegwenden. Die Sache hat mehr als eine Seite, und Alles könnte sehr leicht eine ganz andere Wendung nehmen. Was neuerlich in Italien und in der Schweiz geschehen ist, sollte den Deutschen billig zur Warnung dienen. Der Geist der Freiheit und Gleichheit, den unsre Revolution über alles Fleisch ausgegossen zu haben scheint, und der bereits sogar im Reiche der Ottomanen zu gähren beginnt, hat auch in Deutschland eine weit größere Anzahl von Köpfen, als man sich vielleicht vorstellt, schwindeln gemacht; und glauben Sie mir, unser Directorium weiß es, rechnet darauf und wird, wenn es zur Fortsetzung des Kriegs käme, seine

Maßregeln darnach nehmen. Sie sehen, wie schnell und leicht es die Demokratisirung des ganzen aristokratischen Theils von Helvetien bewerkstelligt hat; eine Revolution, von der nur noch vor drei Monaten keine einzige Schweizerseele sich träumen ließ, weder daß sie so nahe sei, noch daß sie so leicht, wie man eine Hand umkehrt, zu Stande kommen könnte. Sie dürfen es für gewiß nehmen, daß unsre Gewalthaber diese Erfahrung nicht angestellt haben, ohne bei Gelegenheit fernern Gebrauch von ihr zu machen. Auch bitte ich Sie, den Umstand nicht zu übersehen, daß das helvetische Landvolk größtentheils keine oder verhältnißmäßig nur sehr unbedeutende Beschwerden über seine bisherigen Obern zu führen hatte. Ich fürchte, dies möchte in Deutschland nicht allenthalben der Fall sein. — Dem Verständigen ist ein Wink genug, und Sie können Sich nun alles Weitere selbst sagen.

Geron. Ich gestehe, dies verdient von unsern Obern und vornehmlich von unsrer edeln Ritterschaft, deren Interesse jetzt hauptsächlich auf dem Spiele steht, wohl beherziget zu werden. In der That ist die Geschichte der Berner Revolution mit allen ihren kleinsten Umständen in Absicht der praktischen Folgerungen, die sich dem Staatsmann, der seine Kunst auf Menschenkenntniß baut, darbietet, von der höchsten Wichtigkeit; und wenn sie auch sonst nichts lehrte, als wie wenig man sich sogar auf ein treugesinntes Volk und wie gar wenig auf sich selbst verlassen darf, so wäre sie wahrlich lehrreich genug für Jeden, dem noch zu rathen ist.

Heribert. Setzen Sie auch den Fall, das deutsche Bürger- und Landvolk sei mit seiner dermaligen Verfassung und Regierung noch so wohl zufrieden —

Geron. Das können wir auch, glaube ich, von einem ansehnlichen Theile der deutschen Provinzen sicher voraussetzen.

Heribert. Ich will sogar den gerechten Haß, der noch immer in den Gemüthern der Einwohner des im Jahre 1796 so übel von uns gemißhandelten Schwaben- und Frankenlandes gegen die Franzosen kochen muß, mit in den Anschlag bringen, und gleichwol behaupte ich, daß die bloße Verzweiflung bei Vorstellung alles Jammers, den die Fortsetzung des Krieges von Feinden und sogenannten Freunden über sie bringen würde, hinlänglich sein müßte, im Fall die Unsrigen mit Feuer und Schwert in der einen Hand und mit Freiheit und Gleichheit in der andern vor ihre Grenzen rückten, ebendieselbe

Wirkung auf diese Menschen zu thun, die in Helvetien der bloße Gedanke, „es noch besser zu haben", hervorgebracht hat. — Die Folgen einer solchen Revolution — es sei nun, daß sie gelänge, oder daß sie allen Jammer eines tödtlichen Kampfes zwischen den größern Mächten und unsrer Republik noch mit den Gräueln eines wüthenden Bürger- und Bauernkrieges in den Eingeweiden Deutschlands vermehrte, überlasse ich Ihnen selbst zu erwägen oder vielmehr Sich darin zu verlieren; denn sie sind unermeßlich.

Geron. Ich gestehe Ihnen, Heribert, Sie haben mich aus meinem ganzen Widerstandsplan und sogar aus meinen eifrigsten Wünschen herausgeschreckt; und ehe ich mein Vaterland der Gefahr, demokratisirt zu werden, aussetzen will, trete ich Ihnen lieber das ganze linke Rheinufer mit allem seinem Zubehör auf immer und ewig ab.

Heribert. Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie mich der Nothwendigkeit überheben, zu so scharfen Maßregeln gegen Sie zu schreiten. Da wir uns nun über diesen Präliminarpunkt in Güte verglichen haben, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, zum zweiten übergehen und die Frage in Erwägung nehmen, wie und woher die Fürsten, die durch die Einverleibung ihrer Länder und Besitzungen in die französische Republik verlieren, entschädiget werden sollen.

Geron. Wenn ich, was Gott verhüte! ein Republikaner wäre, so würde ich sagen: Müssen denn diese Fürsten entschädigt werden? Und wie kommen die neufränkischen Demokraten und Demagogen, die vor wenig Jahren noch alle Könige und Fürsten vom ganzen Erdboden wegtilgen wollten, nun auf einmal zu einer so zärtlichen Theilnahme an dem Interesse der durch sie selbst beschädigten Fürsten?

Heribert. Vermuthlich, weil unsre Machthaber es vor der Hand ihren Absichten gemäß finden, einige große Häuser in Deutschland aufrecht zu erhalten. Sie müssen wissen, wenn wir gleich ein Wenig Jakobiner sind, so sind wir doch seit einiger Zeit gar schlaue und weitsehende Politiker geworden.

Geron. So scheint es. Aber da ich kein Republikaner, sondern — ein ehrlicher alter Deutscher bin, so hätte ich wol große Lust, darauf zu bestehen, daß Ihre Bürger-Directoren sich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern und uns selbst überlassen möchten, wie wir mit den unsrigen fertig werden wollten.

Heribert. Darauf habe ich Ihnen keine andere Antwort

zu geben als die, welche der Bürger Mengaud den Berner Deputirten gegeben haben soll: „So ist der Wille des Directoriums.“

Geron. Gestehen Sie, Bürger Heribert, daß man über eine so arrogante Sprache toll werden könnte.

Heribert. Das wäre nur desto schlimmer für Sie, lieber Geron! denn das Directorium will nun einmal, was es will, und hat, wie man sagt, nicht nur die Entschädigung der spoliirten Fürsten, sondern sogar seine Antwort auf die Frage, woher? zu einer absoluten Bedingung des Friedens gemacht.

Geron. Bei Gott, das ist hart! Das nenn' ich Gewalthaber! Und den übrigen Erdenbewohnern bleibt also nichts übrig, als zu Allem, was diese Mächtigen auf Erden wollen, ein demüthiges Ja zu nicken?

Heribert. Das möchte dermalen wol der beste Rath sein. Aber gedulden Sie Sich! Vermuthlich wird es nicht immer so bleiben. Die Reihe zu wollen wird auch wieder an Andere kommen, und gebe der Himmel, daß sie dann die Macht, die in ihren Händen sein wird, bescheidener gebrauchen als wir!

Geron. Es sind schon anderthalb Jahre, daß ich von Säcularisation unsrer geistlichen Fürstenthümer und Reichsgotteshäuser und von Vertheilung der Reichsstädte unter die übrig bleibenden weltlichen Fürsten als von einer beschlossenen Sache hörte. Aber damals hing die Ausführung noch von dem ungewissen Ausgang des Krieges ab, und so wie dieser beinahe täglich einen andern Anschein gewann, so sanken und stiegen wechselsweise die Schalen der Furcht und der Hoffnung. Jetzt, da die Stunde der Entscheidung gekommen ist, scheint das Uebergewicht der ersten so groß zu sein, daß in der andern beinahe nichts übrig bleibt als die federleichte Hoffnung, die Großmuth Euerer Allgewaltigen zu rühren.

Heribert. Das erinnert mich an die Mutter, die den Krokodil durch Bitten und Thränen zu bewegen hoffte, ihr ihren schon in seinem Rachen steckenden Sohn wiederzugeben. Aber, wie gesagt, wir wollen nicht nur, was wir wollen, mit eiserner Festigkeit, wir gedenken auch unsern alten Ruf, Meister in der feinsten Politik zu sein, wiederherzustellen; und da die reichen Stiftungen der Karolingischen Kaiser und Könige nun einmal für Nationalgüter erklärt werden sollen und wir so großmüthig sind, die Ansprüche, die wir in Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen Namen geltend machen könnten,

aus eigner Bewegung fahren zu lassen, so wollen wir wenigstens ein entscheidendes Wort zu ihrer Vertheilung zu reden haben.

Geron. Die Sache scheint noch in weitem Felde und großen Schwierigkeiten unterworfen zu sein, zumal, da Niemand Lust bezeigt, sich auf Kosten der Kirche und der Reichsverfassung zu vergrößern oder vergrößern zu lassen.

Heribert. Wenn es jetzt das erste Mal wäre, da den Fürsten des Kaiserreichs eine solche Maßregel zu Entschädigung Derer, welche Anspruch an Entschädigung zu machen haben, zugemuthet würde, so möchte man sich diese Abgeneigtheit, wenn es anders Ernst damit ist, nicht wundern lassen. Aber da der Fall im westphälischen Frieden schon vorgekommen ist und Kaiser und Reich sich damals ermächtiget hielten, zwei ansehnliche Erzbisthümer und mehrere Bisthümer in weltliche Erbfürstenthümer zu verwandeln, als das eiserne Gesetz der Noth und das dringende Bedürfniß des Friedens dieses Auskunftsmittel unvermeidlich machten, so ist nicht einzusehen, warum ähnliche Umstände und gleiche Beweggründe nicht auch zu gleichen Maßnehmungen berechtigen sollten; es wäre denn, daß man in der Meinung stände, ein so verzweifeltes Hilfsmittel könne nur durch einen dreißigjährigen Krieg einigermaßen gerechtfertigt werden.

Geron. In der That kann ich es Niemanden übel nehmen, der in einem solchen Falle keine andre Wahl als zwischen Siegen und Sterben gelten lassen wollte.

Heribert. Um Vergebung, Geron! das möchte doch wol nur dann angehen, wenn ein Fürst der Kirche, der diesen Spruch zu seinem Wahlspruch machen wollte, wie Julius II. oder der berüchtigte Bischof von Münster Christoph von Galen in eigner Person für die unverletzlichen Rechte seiner Kirche zu Felde ziehen wollte; und auch das dürfte dem strengen Rechte nach nur in den alten Ritterzeiten, mittelst eines Zweikampfs, wobei der infulirte Kämpfer doch nur sein eignes Leben in die Schanze geschlagen hätte, stattgefunden haben.

Geron. Ich bin versichert, wenn das französische Directorium (wie ich nicht hoffen will) mit diesem fatalen Bruch in die Reichsverfassung am Ende noch durchdringen sollte, so werden die Bischöfe, die der Rettung des Ganzen ein so großes Opfer zu bringen berufen wären, es auf eine edle und verdienstliche Art thun und sich dadurch eine auf Ehrfurcht und Liebe gegründete Art von Herrschaft über die Herzen aller guten Menschen erwerben, die sich im Grunde für Diener und Vor-

steher der Kirche besser schickt und zu dem großen moralischen Zweck ihres ehrwürdigen Amtes besser paßt als irdische Hoheit und weltliche Regierungssorgen.

Heribert. Und dieses Opfer wird ihnen um so leichter werden, da das Haupt der Kirche, Papst Pius VI. selbst, seinen geliebten Söhnen mit dem rühmlichsten Beispiele vorleuchtet und der täglich näher kommenden Demokratisirung der Stadt Rom und dessen, was vom Kirchenstaat noch übrig ist, mit einer Gleichmüthigkeit und Ergebung entgegensieht, die dem heiligsten und demüthigsten aller seiner Vorfahren auf der Cathedra Petri Ehre gemacht hätte. Sie wissen, lieber Geron, wiewol mich mein Schicksal zu einem Bürger der fränkischen Republik gemacht hat, so bin ich doch Keiner von Denen, die das Maalzeichen des apokalyptischen Thiers an der Stirne tragen; ich bin weder ein Jakobiner, noch ein Antichrist, und ich gestehe Ihnen, daß ich es unsern Gewalthabern nicht verzeihen kann, daß sie dem ehrwürdigen Greis, den selbst ein Muhamedaner, ein Hindu, ein Anhänger des Dalai-Lama aus so vielfacher Rücksicht oder doch wenigstens seines hohen Alters wegen mit schonender Ehrfurcht behandeln würde, noch die letzten Tage seines Lebens so unbarmherzig zu verbittern fähig sind.

Geron. Was sollten Menschen von ihren Gesinnungen und Grundsätzen nicht fähig sein? Seit dem 18. Fructidor befremdet mich von ihnen nichts mehr. Bald, ich sag' es mit bittrer Wehmuth, bald wird mich auch kein Unrecht, kein Frevel, keine Abscheulichkeit von den letzten Generationen dieses so düster und schauderlich zu Ende gehenden Jahrhunderts mehr befremden. Die immer zunehmende Erschlaffung aller Bande, womit die Natur und die bürgerliche Gesellschaft die Menschen zusammenknüpft und einander unentbehrlich macht; die armseligen Wahnbegriffe, die sich, besonders in diesen letzten zehn Jahren, so vieler Köpfe bemächtigt haben und die Verdorbenheit der Herzen vollständig und unheilbar machen; ein gefühlloser Egoism, der Alles nur auf sein individuelles Selbst bezieht, andre Menschen nur als Mittel und Werkzeuge seiner eignen Zwecke behandelt und beim Anblick der unglücklichen Opfer seiner selbstsüchtigen Leidenschaften und Plane das schwache, sich noch entgegensträubende Menschheitsgefühl durch willkürliche Begriffe und sophistische Vernünfteleien zu betäuben weiß; die immer allgemeiner werdende Geringschätzung Alles dessen, was den Menschen, wenn

sie nicht von Stufe zu Stufe bis zur hassenswürdigen und ekelhaften Unnatur der Swiftischen Yahoos herabsinken sollen, immer heilig und ehrwürdig bleiben muß; die wilden Leidenschaften und der wüthende, sich Alles erlaubende Haß, die kalte Mordlust und die barbarische Zerstörungswuth, womit die cultivirtesten Nationen in Europa einander den Untergang geschworen haben und mit blind rasender Selbstaufopferung zubereiten: alle diese charakteristischen Zeichen unsrer Zeit, was für einen traurigen Anblick geben sie Dem, der einst bessere Zeiten sah und nun, beinahe mit völliger Gewißheit, daß seine Enkel noch schlimmere sehen werden, aus der Welt geht!

Heribert. Beruhigen Sie Sich, lieber Geron! alle diese Uebel, an welchen unser seinem Grabe zueilendes Jahrhundert tödtlich krank liegt, und aus deren Zusammenstellung Ihre unvermerkt überspannte Einbildungskraft ein so melancholisches Bild unserer Zeit entworfen hat, sind im Grunde doch nur eine Seite des wirklichen Zustandes der Menschheit in der wichtigen Epoche, worin wir leben. Wenn wir Beide jetzt dazu gestimmt wären, so würde wol Ihnen oder mir nichts leichter sein, als ein sehr schönes Gegenbild von der andern Seite zu entwerfen, das in allen seinen Zügen gleich wahr und treffend wäre, und dessen Anblick nicht fehlen könnte, die düstern Ahnungen einer noch schlimmern Zukunft aus Ihrem Gemüthe zu verbannen und es vielmehr mit wohlgegründeten Hoffnungen und heitern Aussichten auf einen schönen Tag, der nach dem gegenwärtigen Sturme der Welt aufgehen wird, zu erfüllen. Gewiß ist die Krisis, worin Europa sich in diesem Augenblick mit so gräßlichen Zuckungen hin und her wirft, eine der heftigsten, die sich jemals ereignet haben. Ich betrachte sie als einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben zwischen dem guten und bösen Genius der Menschheit, in welchen wir Alle verflochten sind, weil beide Gegenkämpfer in jedem Menschen einen offenbaren oder heimlichen Anhang haben. Daß der Orkan, den ein solcher Kampf erregen muß, die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft erschüttert, hier und da gräuliche Verwüstungen anrichtet, alte morsche Thronen und nicht länger haltbare Verfassungen umstürzt; daß die aus ihrem Schlaf geschreckten, betäubten, Alles für ihre Existenz fürchtenden Menschen die Besonnenheit verlieren und, indem Jeder nur sich selbst retten will, in der allgemeinen Verwirrung wild und sinnlos gegen einander an-

rennen und sich selbst mit Andern ins Verderben stürzen; daß in einem solchen Sturm Alles fallen mußte, was nur noch auf schwachen Stützen stand; daß unter so vielen übereinanderstürzenden Ruinen unvermeidlicherweise Schuldige und Unschuldige begraben wurden und dem Anschein nach Gutes und Böses, Unbrauchbares und Erhaltungswürdiges zugleich zertrümmert wird: — das Alles sind die natürlichen und nothwendigen Folgen einer so heftigen, tiefen und weitverbreiteten Erschütterung. Aber nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigne Kraft aus den Trümmern emporarbeiten, und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher, als wir glauben, den Sieg davontragen, wenn nur *wir* nicht den Kopf verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest an einander schließen und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle *noch stehenden Pfeiler* der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre *Weltbürger* kann ein guter *Staatsbürger* sein — gleichviel unter welcher Form und Verfassung! — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit Aller, die dieses edeln Namens würdig sind, *kann* und *wird* die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte ungleich besser, als es war, wiederherstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das große Werk, wozu wir berufen sind, die Cultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts, bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.

Geron. Hier, Freund, ist meine Hand! — Ein einzelner, im Verborgnen lebender Mann vermag wenig; aber Alles, was ich vermag, sei diesem Zwecke gewidmet! — Lassen Sie uns ohne Rücksicht auf Verschiedenheit unsrer Lage oder der Art, wie wir über besondere, nie ganz rein auflösbare politische Probleme denken, Sie als Republikaner, ich als Freund der Monarchie, mit allen Kräften unsers Geistes und Willens das Wahre, das *ewig wahr* bleibt, das Gute, das *Allen* gut ist, befördern helfen! Dies ist es, was *wir zu thun haben*; für alles Uebrige wird der Himmel sorgen.

V.

Entscheidung des Rechtshandels zwischen Demokratie und Monarchie.

Gismund. Sie sind, wie ich höre, ein ganz entschiedner Royalist?

Ottobert. Wenn Sie es nicht übel nehmen wollen; zwar mit einigen Bedingungen, wie billig, und übrigens jeder andern ehrsamen Verfassung unbeschadet.

Gismund. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht begreife, wie man in unsern Tagen, wenigstens den Gesinnungen und Wünschen nach, etwas Andres als Republikaner sein kann.

Ottobert. Und mir fällt es ebenso schwer, zu begreifen, wie Jemand, wenn er sich auch im Jahre 1791 oder 92 von diesen trügerischen Sirenen Freiheit und Gleichheit hätte locken lassen, in unsern gegenwärtigen Tagen noch im Ernst von ihnen eingenommen sein könnte.

Gismund. Ist's möglich, daß Freiheit und Gleichheit keinen höhern Werth in Ihren Augen haben?

Ottobert. Keinen so hohen als Sicherheit und Ordnung.

Gismund. Ob wir einander auch wol recht verstehen?

Ottobert. Ich zweifle selbst.

Gismund. Es wäre um eine Erklärung zu thun. Ihrer Meinung nach ist die monarchische Verfassung die beste?

Ottobert. Für den wesentlichsten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, Sicherheit und Ordnung. Und nach Ihrer Meinung —

Gismund. — ist die demokratische die beste unter allen, wenn anders Freiheit und Gleichheit zum Glücke der Menschen wesentlich sind.

Ottobert. Wenn nun gerade jetzt, da wir von diesen Dingen sprechen, Jemand käme, der sich anheischig machen wollte, Ihnen zu beweisen, oder (was noch ärger ist) Sie zu überweisen, daß die demokratische Regierungsform mit dem letzten Zweck der bürgerlichen Gesellschaft in geradem Widerspruch steht; daß sie ferner, weit entfernt, die einzige zu sein, worin ein Volk von einiger Größe und Cultur zum Genuß der Freiheit und Gleichheit, der Ihnen so sehr am Herzen liegt, gelangen kann, vielmehr diejenige ist, worin die wenigste Freiheit und Gleichheit stattfindet; daß sie also, anstatt die vollkommenste Staatsverfassung zu sein, die schlechteste und verwerflichste von allen und die Idee eines großen demokratischen Reichs, als Resultat einer politischen Theorie betrachtet, eines der hohlsten Hirngespenster ist, die der Mißbrauch der Vernunft jemals ausgedacht hat: — was würden Sie dazu sagen?

Gismund. — Ich? Ich würde sagen, daß er — mich ebenso leicht überzeugen könnte, daß der Schnee schwarz, die Sonne ein Ziegelofen und der Mond eine papierne Laterne sei.

Ottobert. Nehmen Sie Sich in Acht! Er könnte Sie beim Worte nehmen. Er ist Ihnen näher, als Sie denken. Denn, um Sie nicht länger aufzuziehen, der Mann, der sich dessen, wenn Sie wollen, unterfangen wird — bin ich selbst.

Gismund. Sie? — Nun gut! So bin ich es jetzt, der Sie beim Worte nimmt! — Und was soll es gelten, wenn Sie mich nicht überzeugen? Was wollen Sie verloren haben?

Ottobert. Sie werden mir erlauben, vorauszusetzen, daß Sie weder ein Schwärmer,

„Den alle Niesewurz von drei Anticyren
Nicht heilen könnte“ —

noch ein Familiare des großen Triumvirats sind, dessen sich täglich mehr enthüllender Plan nichts Geringeres zu sein scheint, als nach und nach, von Volk zu Volk, in möglichst kürzester Zeit den ganzen Erdboden zu demokratisiren. Wären Sie das Erste, so würden vernünftige Gründe wenig über Sie vermögen; wären Sie das Andere, so könnten Sie in Ihrer innersten Seele überzeugt sein, daß ich Recht habe, und würden

Sich dennoch keinen Augenblick bedenken, so zu reden und zu handeln, als ob ich Unrecht hätte. Aber diese beiden hier nicht zu besorgenden Fälle ausgenommen, unterwerfe ich mich, wofern ich Sie nicht überweise, jeder Bedingung, die Sie mir auferlegen wollen.

Gismund. Z. B. auf der Stelle Demokrat zu werden?

Ottobert. Zu werden? Das ist viel begehrt! Wenn Sie noch sagten, „es zu scheinen," es wäre noch immer hart genug. — Aber wenn ich Weib und Kinder durch kein ander Mittel vom Schicksal des Ugolino retten könnte als durch eine solche Heuchelei, so müßt' ich ja wol wider Willen mit den Wölfen heulen. Denn so weit hab' ich es in der Tugend nicht gebracht, daß ich der Wahrheit ein solches Opfer zu bringen vermögend wäre.

Gismund. Ohne Zweifel würden auch die allgewaltigen Koryphäen der großen Nation auf dem Gipfel, von dessen Spitze herab sie der Welt Gesetze geben, zu großmüthig sein, Ihre Tugend auf eine solche Probe zu setzen. Hoffentlich kämen Sie mit der Deportation nach Cayenne davon.

Ottobert. Wenn Sie etwa in der Meinung, meine Strafe dadurch zu schärfen, mich zu Barthélemy und Pichegru in eine Hütte sperrten, so wollte ich Ihrer Großmuth wirklich noch eine schöne Lobrede halten. — Aber unser Geschäft ist ernsthaft, und wir müssen uns in einen andern Ton stimmen, wenn Sie wirklich Lust haben, das gefährliche Abenteuer zu wagen.

Gismund. Das Beste ist, daß ich weder ein neufränkischer, noch batavischer, noch cisalpinischer, noch helvetischer Republikaner bin und also nichts weiter dabei wage, als entweder in meinem Glauben bestärkt oder von einem Wahn geheilt zu werden, der, wofern er als solcher befunden werden sollte, gewiß keiner der unbedeutenden wäre.

Ottobert. Das Einzige, was ich mir vorläufig ausbedingen müßte, wenn es sich nicht unter Männern wie wir von selbst verstände, ist, daß wir uns Beide des gemeinen Disputantenrechts begeben, unsern Schulsack gegen einander auszuleeren und einander mit luftigen Abstractionen, idealischen Meteoren und gehörnten Syllogismen auf den Leib zu rücken. Wir gehen von Begriffen und Grundsätzen aus, die von je her bei allen gesunden Menschen gegolten haben, stützen uns auf Thatsachen, die kein Vernünftiger leugnen kann, und

erschrecken vor keinem Resultat, das uns auf diesem Weg entgegenkommt.

Sismund. Nehmen Sie kühnlich an, daß wir über diese Präliminarien einverstanden sind.

Ottobert. Darf ich, ehe wir vorwärts gehen, fragen, ob Sie die Nachrichten von Neuseeland kennen, die wir den Entdeckungsreisen des berühmten Capitän Cook zu danken haben?

Sismund. Ich kenne sie aus der Hawkesworthischen Sammlung und Forster's Beschreibung seiner Reise um die Welt.

Ottobert. Sie wissen also, daß die Einwohner dieser großen Südseeinsel sich noch auf einer so niedern Stufe der Cultur befinden, daß wir ihren Zustand, ohne Gefahr zu irren, für den rohen Naturstand des Menschen annehmen können. Gewiß ist wenigstens, daß sie zwar in einer Art von kleinern oder größern Horden leben, aber das Bedürfniß, in eine bürgerliche Gesellschaft zusammenzutreten, noch so wenig fühlen, daß sie nicht einmal einen Begriff von ihr zu haben scheinen.

Sismund. Ich ahne den Gebrauch, den Sie von diesen Wilden machen wollen. Wir würden vielleicht in dem nordwestlichen und südlichen Theil jener Hälfte der Erdkugel noch andere Halbmenschen finden, die uns ebendieselben Dienste thun könnten; aber wenn Sie wollen, mag es bei den Neuseeländern bleiben.

Ottobert. Ich wählte sie blos darum zu Repräsentanten des rohen Naturstandes, weil mich dünkt, daß sie nur wenig Schritte zu thun hätten, um zur bürgerlichen Verfassung zu gelangen, welche (wie Sie mit mir überzeugt sind) der eigentliche wahre Naturstand des Menschen ist.

Sismund. Unstreitig. Aber zur Sache, wenn ich bitten darf!

Ottobert. Wenn sich nun unsere Neuseeländer einmal einfallen ließen, die wenigen Schritte, die sie noch zu thun haben, um zu den Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft zu gelangen, wirklich zu thun, wie müßten sie es anfangen?

Sismund. Das ist bald gesagt. Das ganze Volk, falls es zu zahlreich ist, um sich auf einem einzigen Platze zu versammeln, erwählt vor allen Dingen eine Anzahl Repräsentanten und bekleidet sie mit der Vollmacht, in seinem Namen eine auf Freiheit und Gleichheit gegründete Constitution zu entwerfen, um sie dem ganzen Volke, als dem einzigen rechtmäßigen

Souverän des neuen Staats, zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen.

Ottobert. Wozu wäre denn eine solche Constitution nöthig?

Gismund. Welche Frage! Wie könnten die neuen Verhältnisse, die durch Einführung der Agricultur und des Landeigenthums unter ihnen entstehen würden, ohne positive Gesetze stattfinden? Und sollten etwa die vielen gemeinsamen Geschäfte, die eine Verbindung dieser Art nothwendig macht, sich von selbst abthun? Wenn unsre neuen Bürger Gesetze haben sollen, müssen sie doch wol eine gesetzgebende Gewalt, wenn die Gesetze angewandt werden sollen, eine richterliche, und wenn beide gegen einheimische und auswärtige Collisionen, Anmaßungen und Eingriffe geschützt und die Geschäfte der Republik besorgt werden sollen, eine vollziehende Gewalt haben, und die Rechte, Pflichten und Grenzen dieser Gewalten müssen genau bestimmt und geschickt in einander gefügt sein.

Ottobert. Da hätten unsere Neuseeländer ein hübsches Stück Arbeit vor sich.

Gismund. Warum nehmen Sie aber auch eine noch so rohe und von der vollkommensten Art der Civilisirung noch so weit entfernte Nation dazu?

Ottobert. Der bloßen Bequemlichkeit wegen.

Gismund. Wie viele Stufen der Cultur hat sie noch erst zu ersteigen, bis es nöthig oder der Mühe werth ist, ihr eine so künstlich organisirte Verfassung zu geben!

Ottobert. Eine so künstliche Verfassung? Ich dächte, Ihren Grundsätzen nach gäbe es keine einfachere, der Natur nähere und gemäßere als die, worin das Volk der Souverän und Freiheit und Gleichheit die Grundlage des allgemeinen Zustandes desselben ist?

Gismund. Das ist sie auch bei einem noch kleinen, armen, unwissenden, auf die bloßen unentbehrlichen Bedürfnisse des thierischen Lebens eingeschränkten Volke. Aber kein Volk, das in der Cultur bereits einige Fortschritte gethan und Raum, sich auszubreiten, hat, wird lange innerhalb so enger Grenzen stehen bleiben. Es wird nach und nach zu einer großen Menge anwachsen, durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß sich ausbilden, bereichern, verfeinern, kurz, in einen Zustand übergehen, wo ihm eine künstlicher organisirte Constitution nöthig ist.

Ottobert. Das ist keine Frage! Der Fehler lag also,

mit Ihrer Erlaubniß, darin, daß Sie unsre rohen Neuseeländer, die weder schreiben noch lesen, noch raisonniren können, zusammentreten ließen, um sich eine Constitution zu geben. Denn ich setze Tausend gegen Eins, daß sie das nicht thun würden. Sie kämen zusammen, wählten den stattlichsten und tapfersten Mann aus ihrem Mittel, ohne an eine Capitulation mit ihm zu denken, zum König, gäben ihm die Erfahrensten und Verständigsten unter den Alten als Räthe und Richter über die vorfallenden Streitigkeiten zu, und das Volk behielte sich das Recht vor, in allen die ganze Gemeinheit betreffenden Sachen die entscheidende Stimme zu haben. Das ginge so eine Zeit lang fort, bis die Könige, denen es weder an Versuchungen noch an Mitteln, ihre willkürliche Gewalt zu mißbrauchen, fehlen könnte, es endlich so arg machten, daß das Volk sich empörte, das Königthum abschaffte und, weil es nun einmal gewohnt wäre, von Leuten aus gewissen um den Staat verdienten Familien regiert zu werden, diesen die Führung der öffentlichen Geschäfte überließe. Die neue Aristokratie ginge nun wieder eine Zeit lang, wie sie gehen könnte, bis sie sich aus ähnlicher Veranlassung wie oben, je nachdem die Umstände es mit sich brächten, aber immer mehr auf eine tumultuarische Art als mit kaltblütiger Besonnenheit, bald in eine mehr oder weniger mit Aristokratie vermischte Demokratie, bald in usurpirte oder aufgetragene Herrschaft eines Einzigen, endlich in eine regelmäßige Monarchie verwandelte und, wenn auch diese zuletzt, aus welcher Ursache und Veranlassung es sei, zusammenstürzte, sich wieder in die Anarchie der ursprünglichen Freiheit und Gleichheit zurückgeworfen fände. Alle diese Abhäutungen und Umwandlungen wollen wir also unsere Neuseeländer auf einmal überspringen lassen und sie in dem eben besagten Zustande von Anarchie, jedoch auf der Stufe von Cultur nehmen, welche, wie Sie sagten, zu einer künstlich organisirten repräsentativen Demokratie vorausgesetzt werden muß. Aber meine vorige Frage kommt auch hier wieder. Was wäre denn die eigentliche Ursache, warum eine solche Organisation unentbehrlich wäre? Sie erwähnten vorhin neue Verhältnisse. Worin könnten diese unter freien und gleichen Menschen bestehen?

Gismund. Schon die bloße Ungleichheit des Vermögens, die unter jeder Verfassung eine natürliche Folge der fortschreitenden Cultur und vieler zufälliger Ursachen ist, muß endlich Verhältnisse und Mißverhältnisse hervorbringen, die Den-

jenigen, für welche sie drückend sind, desto unleidlicher vorkommen müssen, je häufiger sie in einer populären Verfassung daran erinnert werden, daß Freiheit und Gleichheit unverlierbare Menschenrechte sind. Aber so ist nun einmal die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge. In einem policirten Staate kann vermöge der Natur der Sache nur der kleinste Theil des Volks sich in einem großen Wohlstande befinden und zu einem vorzüglichen Grade von Einfluß und Ansehen gelangen. Aber die Gesetze der Demokratie leisten doch allen Uebrigen die Gewähr für so viel Gleichheit und Freiheit, als vermöge der menschlichen Natur und der Natur eines Staats überhaupt nur immer denkbar ist.

Ottobert. Freilich, die Natur! die Natur! die böse menschliche Natur und ihre widerspenstigen Bedürfnisse, Leidenschaften, Unarten und Laster werden den guten Gesetzen, wiewol sie (wie Sophokles sagt) des Himmels leibliche Töchter sind, immer große Schwierigkeiten und Hindernisse entgegensetzen! Und die blos moralischen Mittel, dem Uebel abzuhelfen oder wenigstens Einhalt zu thun, wollen leider immer nicht zureichen! — Aber da hier gerade der Knoten sitzt, so werden Sie mir erlauben, ein Wenig genauer nachzufragen, was es mit der besagten Gewährleistung der Gesetze für eine Bewandniß hat. Das Volk ist doch der wahre und einzige Souverän im Staate, nicht so?

Gismund. Allerdings.

Ottobert. Und giebt sich selbst Gesetze?

Gismund. Durch seine Repräsentanten.

Ottobert. Und wählt seine Repräsentanten selbst?

Gismund. Es ernennet wenigstens die Wähler derselben aus seinem Mittel.

Ottobert. Und die Repräsentanten erhalten ihre Vollmachten vom Volke?

Gismund. Wenigstens die allgemeinen, kein Gesetz zu geben, das nicht dem höchsten über alle, der Wohlfahrt des Volks, gemäß sei.

Ottobert. Und sind für die Art und Weise, wie sie ein so wichtiges Amt geführt haben, ihrem Souverän, dem Volke, verantwortlich?

Gismund. Eigentlich nicht. Wie sollte das möglich sein? Bedenken Sie selbst, wer würde mit der Last einer solchen Verantwortlichkeit Gesetzgeber sein wollen?

Ottobert. Also, um Sie nicht mit längern Fragen zu ermüden, das Volk giebt sich theils mittelbar, theils unmittelbar seine Gesetze und alle seine obrigkeitlichen Personen selbst, und darin besteht die Gewähr für seine Rechte?

Gismund. Wie meinen Sie das?

Ottobert. Das Volk hat keinen Gewährsmann seiner Souveränität, Freiheit und Gleichheit als das Gesetz und die Geber, Handhaber und Vollzieher desselben. Oder kennen Sie noch einen anderen?

Gismund (nachdenkend und etwas verlegen). Ich weiß keinen.

Ottobert. Es müßte nur die heilige Insurrection sein; ein Vorrecht, dessen Ausübung so schwer zu bestimmen und von so mißbeliebigen Folgen ist, daß die Bürger, in deren Händen die höchste vollziehende Gewalt liegt, nicht zu verdenken wären, wenn sie Alles in der Welt versuchten, um ihrem launischen Souverän den Gebrauch eines so gefährlichen Vorrechts unmöglich zu machen.

Gismund. Wenn Directoren, Gesetzgeber und Richter ihre Schuldigkeit thun, so bedarf es dessen nicht, und die Gesetze sind hinlänglich, Jedem sein Recht zu verschaffen.

Ottobert. Sie wissen aber, lieber Gismund, wie es leider mit der menschlichen Natur beschaffen ist, und in welchem ewigen Kriege das Privatinteresse, der Durst nach Gewalt und Gold, der Ehrgeiz, der Neid, die Rachsucht, die Eitelkeit, Trägheit und Wollust, kurz, alle Leidenschaften und Unarten des menschlichen Herzens mit unsern Pflichten zu Felde liegen. Nun haben aber alle unsre Gesetzmacher, Directoren, Minister, Commissäre, Departements- und Municipalitätsverwalter und Magistratspersonen aller Gattung den großen Fehler, daß sie Menschen sind. Sie werden also ihre Schuldigkeit nicht thun —

Gismund. Dafür werden Sie doch die Demokratie nicht verantwortlich machen wollen, Ottobert?

Ottobert. Nicht dafür, sondern daß sie alle diese Menschen so behandelt, als ob sie mehr als Menschen wären; daß sie ein Vertrauen in sie setzt, dessen nur die Wenigsten würdig sind; eine Macht in ihre Hände legt, deren sie sich, so oft es ihnen beliebt, zur Entkräftung oder Ausweichung des Gesetzes und zum Vortheil ihrer Privatabsichten und Leidenschaften so willkürlich als möglich bedienen werden.

Gismund. Giebt es denn unter so Vielen nicht auch weise und tugendhafte Männer? und wo könnten wir sie zu

finden hoffen, wenn sie nicht in einer frei und gleich constituirten Republik zu finden wären?

Ottobert. Nur machen sie allenthalben eine gar winzige Minorität aus, und Euere große Demokratie braucht eine so ungeheure Menge Staatsdiener! — Gesetzt aber, es wären der verständigen, tauglichen und guten Menschen gerade so viel, als zu Besetzung aller oder doch der wichtigern Staatsbedienungen vonnöthen wären: werden die Wähler sich's auch immer Ernst sein lassen, sie zu suchen? Werden sie auch das bescheidene wahre Verdienst vom Scheinverdienst, das oft weit besser in die Augen fällt, und den rechtschaffnen Mann, der sich eher verbirgt als anbietet, von dem zudringlichen verschmitzten Heuchler, der alle Rollen mit Gewandtheit und Anstand zu spielen gelernt hat, immer zu unterscheiden wissen? — Haben Sie wol, lieber Sismund, jemals genauer erwogen, was es auf sich hat, dem Volk die Wahl seiner Gesetzgeber und Regenten zu überlassen? Der weise Mann wird nicht leicht von einem andern erkannt als von einem weisen, der redliche von einem andern als einem redlichen Manne. Wenn das Volk über die Fähigkeiten, Talente und sittlichen Eigenschaften andrer Menschen, zumal solcher, die durch Glücksumstände, Erziehung und andere Verhältnisse zu einer ihm fremden Classe gehören, richtig sollte urtheilen können, müßte es dazu nicht nur einen Maßstab haben, den es weder hat, noch haben kann; es müßte auch von Vorurtheilen, Leidenschaften, persönlichem Interesse und fremdem Einfluß frei sein. Können Sie aber glauben, daß die eigentlichen Gewalthaber in der Republik, die Männer, die über den Nationalschatz und die Armeen schalten und einen großen und wichtigen Theil der öffentlichen und einträglichsten Bedienungen nach Willkür zu vergeben haben, es jemals bei den Volkswahlen darauf ankommen lassen werden, was für Männer das Volk zu seinen Repräsentanten und obrigkeitlichen Personen ernennen möchte? Rechnen Sie darauf, daß diese Herren ihr eigenes Interesse zu gut verstehen, um nicht alle dienlichen (erlaubten und unerlaubten) Maßregeln zu nehmen, daß wenigstens die Mehrheit der Erwählten aus Männern nach ihrem Herzen bestehe. Oder, wofern es auch, wie in Frankreich bei der Wahl des neuen Drittels der gesetzgebenden Räthe von 1797, anders ausgefallen wäre, so werden sie bald genug Vorwände zu einem achtzehnten Fructidor

finden und dann für die Zukunft sich besser vorzusehen wissen. — Die Republikaner breiten sich so gern über den alten Gemeinplatz, wie schädlich dem Staat schwache Fürsten sind, aus. Ich kenne keinen schwächern und untauglichern Souverän, keinen, der mit weniger Kenntniß der Sachen urtheilt und mit weniger Besonnenheit handelt, keinen, der mehr in den Händen seiner Diener ist und durch Schmeichelei und verstellte Wärme für sein Interesse leichter gewonnen, durch Furcht oder Hoffnung leichter an der Nase geführt werden kann als das Volk. — Aber wie könnte auch ein demokratisches Volk sich selbst lange verbergen, daß die lächerliche Titularsouveränität, womit man seiner unter verstellten Kniebeugungen spottet, eine bloße Schaukel ist, vermittelst deren Leute, die in einer andern Ordnung der Dinge nicht einmal bemerkt worden wären, sich zu den höchsten Stellen emporschwingen, und daß es sich in seinen Repräsentanten und den Depositarien seiner höchsten Gewalt Oberherren gegeben hat, von deren Meinungen, Willkür und persönlichem Interesse sein ganzes Schicksal abhängt? Wie blind das Volk auch gewöhnlich zu sein pflegt, wo ihm gesunde Augen am Nöthigsten wären, so einfältig ist es nicht, sich durch die lächerliche Affectation des Bürgertitels täuschen zu lassen und nicht zu sehen, was die Herren Bürger unter dieser durchsichtigen Hülle zu verbergen glauben. Wenn Ihr demokratisches Volk sich auch in allem Andern irrte, darin allein wird es bald ins Klare kommen; denn die Thatsachen, die ihm die Augen öffnen müssen, werden bald genug handgreiflich sein. Oder wie lange wird es wol von dem Tage an, da drei oder fünf Obergewalthaber (gleichviel unter welcher Benennung) den ersten Zug aus dem Zauberbecher der Hoheit und Gewalt gethan haben, wie lange, meinen Sie, wird es währen, bis sie entschlossen sind, ihn wo möglich nie wieder aus den Händen zu geben? Und wofern ihnen hierin ein Ziel gesetzt ist, werden sie, die so viele Mittel dazu in den Händen haben, sich nicht in Zeiten im gesetzgebenden Senat, unter den Armeen, unter dem Volk, unter Allen, die sie durch Interesse oder Hoffnung an sich zu fesseln wissen, einen so starken Anhang machen, daß sie entweder (unter dem gewöhnlichen Vorwand) eine Abänderung des Gesetzes zu ihrem Vortheil bewirken können oder, wenn sie auch von ihrem Posten abtreten müssen, noch immer im Besitz eines Ansehens

und Einflusses bleiben, der sie ihren Nachfolgern furchtbar machen wird?

Sismund. Vergessen Sie nicht, Freund Ottobert, daß die Gewalten in der repräsentativen Demokratie so genau von einander geschieden und durch eine lange Stufenfolge von Subordination so gut gegen einander abgewogen sind, daß es unmöglich ist, die Rechte des Volks — die unter der Herrschaft eines Einzigen keine andere Sicherheit haben als den Charakter und guten Willen dieses Einzigen — mit größrer Behutsamkeit und Weisheit sicher zu stellen.

Ottobert. Und ich bitte Sie dagegen, nicht zu vergessen, daß, da die Gesetze zum Besten des Volks und vornehmlich zu seiner Sicherheit gegen jene lange Hierarchie von hohen und niedern Staatsbeamten da sind, das persönliche Interesse dieser Letztern nothwendig erfordern muß, die Portion von Gewalt, die Jeder in den Händen hat, auf alle mögliche Weise in ihren eignen Nutzen zu verwenden und, indem sie das Gesetz gegen Alle, die ihnen nichts zu dieser Absicht helfen können oder wollen, mit Strenge geltend machen, sich selbst und ihre Freunde so viel und oft davon zu dispensiren, als nur immer möglich ist. Weil dies aber nur alsdann mit Sicherheit geschehen kann, wenn sie sich zu Werkzeugen ihrer Obern und der herrschenden Faction gebrauchen lassen, so wird das letzte Resultat hiervon sein, daß das vorgebliche Gleichgewicht, worin die Gewalten einander halten, nichts als ein täuschendes Blendwerk ist; daß, anstatt einander einzuschränken, vielmehr eine Art von stillschweigender Zusammenverschwörung zwischen ihnen stattfindet, und daß am Ende die oberste Gewalt, welche alle Zügel und Stränge in den Händen hält und nach Belieben anziehen oder nachlassen kann, kein andres Gesetz befolgt als ihren Willen, so wie sie keinen festern Willen hat, als in jedem Collisionsfall ihrem persönlichen Interesse Alles aufzuopfern. Sollten Sie, mein Freund, etwa noch zweifeln können, daß dies der natürliche Gang der Sachen in der repräsentativen Demokratie sei, so erinnern Sie Sich an Alles, was seit zwei Jahren, besonders seit dem 18. Fructidor in Frankreich vorgegangen ist, und Sie werden eine Uebereinstimmung zwischen meiner Theorie und der republikanischen Praxis finden, die, wie mich däucht, für die zuverlässigste Probe gelten kann, daß ich recht gerechnet habe.

Gismund (etwas mißmüthig). In einem so düstern Lichte hab' ich die Sachen freilich nie gesehen.

Ottobert. Wenn der Anblick nicht sehr fröhlich ist, so kann das Licht nichts dafür. Ich habe die Sache in das helle Sonnenlicht gestellt.

Gismund. Aber was kann die demokratische Verfassung für den Mißbrauch, den verkehrte Menschen von ihr machen? Oder geht es in der monarchischen etwa anders her?

Ottobert. Sehen Sie nicht, wie viel ich schon über Sie gewonnen habe, wenn es in der demokratischen nicht um sehr viel besser geht? — Aber lassen wir jetzt die Monarchie an ihrem Ort, um nicht zu weit aus unserm Wege zu kommen. Ich sage also, die demokratische Verfassung kann sehr viel für den Mißbrauch, der von ihr gemacht wird. Denn darin liegt eben ihr wesentlichster Fehler, daß sie nicht auf die wirkliche Beschaffenheit der Menschen und auf das, was diese in der bürgerlichen Gesellschaft suchen und von ihr erwarten, berechnet ist. Oder, noch richtiger zu reden, der größte und gröbste Mißbrauch, der von der demokratischen Form gemacht werden kann, ist, wenn man einen einer andern Form gewohnten Staat, zumal ein großes Reich, mit Gewalt in sie hineinzwängt. Als Uebergang aus dem rohen Naturstand, als eine der untersten Stufen der Civilisirung mag sie eine Zeit lang gelten und dann einer den Fortschritten in der Cultur angemessnern Einrichtung Platz machen. Eine gute Art von einem Hirtenvolke von wenigen Tausenden, ein Völkchen, das, von der übrigen Welt abgeschieden, in unzugangbaren Bergen lebt und sich von der ursprünglichen Einfalt der Natur nur wenig entfernt, könnte sich Jahrtausende lang ganz gut mit ihr behelfen. Aber in einem großen Reiche, das mehrere Jahrhunderte lang einen hohen Rang unter den ersten Mächten des Erdbodens behauptet hat, eine repräsentative Volksregierung an die Stelle der Monarchie zu setzen, würde, sogar in dem unmöglichen Falle, daß die Umgestaltung ohne die geringste Erschütterung, während eines magischen Schlafs der ganzen Nation hätte bewerkstelligt werden können, ein thörichtes und frevelhaftes Unternehmen gewesen sein: thöricht, wenn die Leute nicht wußten, was sie thaten, frevelhaft, wenn sie es wußten. Denn es ist nun einmal Natur der Sache, daß dies Unternehmen sich über lang oder kurz entweder in

einer ungeheuern Anarchie oder in einer militärischen Despotie hinter einer republikanischen Maske endigen muß: in jener, sobald das Volk sich seiner ihm vorgespiegelten Souveränität im Ernst bedienen, die Oberaufsicht über seine Diener selbst führen und, wenn sie die ihnen anvertraute Gewalt überschreiten, sich selbst Recht gegen sie schaffen will; in dieser, wenn es im Vertrauen auf die Constitution seinen Repräsentanten und Staatsdienern eine so ungemessne Macht überläßt, daß die Versuchung und die Leichtigkeit, sie zu mißbrauchen, zu groß ist, als daß ehrgeizige und habsüchtige Menschen der Gelegenheit widerstehen sollten. Je feiner in diesem letzten Falle das Gewebe des Gesetzes ist, wodurch man ihnen die Hände gebunden zu haben glaubt, je leichter werden sie sich, so oft es ihre Absichten erfordern, davon loszuwickeln wissen; je künstlicher die Maschine ist, die den Staat im Gang erhalten soll, je eher wird man Mittel finden, sie zu vereinfachen und an die Stelle eines verwickelten, schwer gehenden, alle Augenblicke stockenden Druckwerks das rasche und mächtige Triebrad der willkürlichen Gewalt zu setzen. — Und was hätten nun unsre Neuseeländer, die nach unsrer Voraussetzung aus ihrem rohen Naturstande, wo sie sich im wirklichen Besitz der unbeschränktesten Freiheit und vollkommensten Gleichheit befanden, herausgegangen und nach Jahrhunderten von Cultur endlich so weit gekommen wären, für eines der policirtesten, ausgebildetsten und aufgeklärtesten Völker der Erde zu gelten und in Allem, was zur Verfeinerung des Geschmacks, der Sitten und der Lebensweise gehört, die Gesetzgeber aller übrigen zu sein — was hätten sie damit gewonnen, sich mit plötzlicher Begebung aller Vortheile der Policirung, die sie in so langer Zeit errungen hätten, auf einmal wieder in den nämlichen Stand der Freiheit und Gleichheit zurückschleudern zu lassen, aus welchem sie, um sich besser zu befinden, vor ein paar tausend Jahren herausgetreten wären?

Sismund. Sehr wenig, wenn dies wirklich der Fall wäre. Aber wie können Sie nur einen Augenblick vergessen, welch ein unendlicher Unterschied zwischen einem solchen Rückfall in den neuseeländischen Naturstand und zwischen dem Unternehmen ist, einer sehr gebildeten Nation mit der Befreiung von einer unwürdigen und nicht länger erträglichen Unterdrückung den Genuß aller Vortheile ihrer Lage, ihrer

Cultur und ihres Kunstfleißes mit dem freien Gebrauch aller ihrer Kräfte zu ihrer möglichsten Vervollkommnung durch eine auf die ersten und wesentlichsten Menschheitsrechte gegründete Constitution auf ewig zu versichern?

Ottobert. Sie haben wohlgethan, Sich des Wortes Unternehmen zu bedienen. Ob nicht, indem man einen so großen Zweck durch ein so widersinniges Mittel bewirken wollte, etwas unternommen wurde, das aus dem ganz einfältigen Grunde, weil es unmöglich ist, nie zu Stande kommen wird — das war eben die Frage, die ich durch alles bisher Gesagte beantwortet zu haben glaubte. Die Freiheit und Gleichheit des rohen Naturstandes mit den Vortheilen der Policirung und Cultur zu vereinigen, ist eine Aufgabe, deren Bestandtheile und Bedingungen einander offenbar vernichten.

Sismund. Nach Ihrer Theorie müßten wir unsern wesentlichsten Menschenrechten entsagen, um der zweideutigen Vortheile der Cultur habhaft zu werden. Wahrlich, eines solchen Opfers sind diese nicht werth! Lieber mit Hans Jakob Rousseau auf allen Vieren in die Wälder zurück!

Ottobert. Wer fordert denn aber ein solches Opfer, als — eben der demokratische Despotism, der einen verworrnen, unbestimmten, vieldeutigen Begriff von Freiheit und Gleichheit und ein ganzes Wörterbuch voll neuer, hochtönender, halb griechischer und von Niemand außer ihm selbst recht verstandner Wörter zu ebenso vielen mit Vulcanischer Kunst geschmiedeten Fesseln zu machen weiß, womit er Euch an Händen und Füßen verstrickt und zu Allem zwingt, was ihm beliebt? Wer fordert dies Opfer, als der demokratische Despotism, der die Gesetze selbst, die Euch Euere Freiheit gewähren sollen, in Werkzeuge der unleidlichsten Unterdrückung verwandelt und unter dem Vorwand, „daß die Rettung der Republik das höchste Gesetz sei,“ so oft es sein persönliches Interesse erfordert, alle Schranken durchbricht, hinter welchen Ihr Euere Personen und Euer Eigenthum in Sicherheit gebracht zu haben glaubtet, und dem es an diesem Vorwande, vor welchem alle Gesetze schweigen müssen, nie fehlen kann, da es blos von ihm abhängt, das Heil der Republik so oft, und so lange es ihm beliebt, in Gefahr zu setzen? — Die bürgerliche Gesellschaft verlangt von dem rohen Naturmenschen, der sich in ihren Schutz begeben will, nichts, als was vermöge

der Natur der Sache nothwendige Bedingung des Zwecks der Gesellschaft ist. „Du willst", spricht sie zu ihm, „Deiner Person, Deiner Familie, dem Eigenthum, das Du bereits besitzest oder durch den Gebrauch Deiner Kräfte zu erwerben gedenkst, eine Sicherheit verschaffen, die Dir Dein bisheriger Stand nicht geben konnte. Ich verspreche sie Dir. Ich gewähre Dir Schutz gegen jede Beleidigung; aber Du begreifst, daß ich auch vor Dir, vor den Aufwallungen Deiner Leidenschaften, vor jeder Art von Beeinträchtigung, die ich von Dir zu besorgen haben könnte, sicher sein will. Du entsagst also Deinem natürlichen Recht an Unabhängigkeit, aber nur so weit es zu diesem Zweck unumgänglich nöthig ist; Du hörst auf, Dein eigner unumschränkter Herr, Gesetzgeber und Richter zu sein, und unterwirfst Dich allen Gesetzen, die ich zu Bewirkung der allgemeinen Sicherheit gegeben habe, weil sie allein Dir für Deine Sicherheit Gewähr leisten. Du wünschest aber auch an den Vortheilen und Genüssen Antheil zu haben, die uns Policirung und Cultur verschaffen. Dies ist unmöglich, wofern Du Dich nicht in eine Dir ungewohnte Ordnung einschränken lässest und Dich allen den Gesetzen unterwirfst, ohne welche die mannichfaltigen Verhältnisse, in die Du zu Erreichung jener Absicht verflochten werden wirst, alle Augenblicke zu Collisionen Anlaß geben würden, die Deine eigne Sicherheit in Gefahr setzen und die öffentliche Ruhe stören würden. Laß Dich die neuen Wörter: „Gesetz, Pflicht, Einschränkung — unterwerfen, gehorchen, sollen, müssen", an die Dein Ohr sich nun gewöhnen muß, nicht erschrecken. Sie bezeichnen lauter unnachläßliche Bedingungen Deiner Sicherheit, des freien, aber der Gesellschaft unschädlichen Gebrauchs Deiner Kräfte und des Wohlstandes, der die Frucht desselben sein wird. Du unterwirfst Dich blos den Gesetzen der Vernunft; Du gehorchst blos Denen, die zu Handhabung dieser Gesetze bestimmt sind; Du erfüllst keine Pflicht, die Dir nicht mittelbar oder geradezu nützlich ist, mußt nichts, als was Du sollst, und sollst nichts, als was die Gesellschaft, deren Mitglied Du wirst, rechtmäßig an Dich zu fordern hat. Noch bist Du Dein eigner Herr; es hängt von Dir ab, ob Du Dich mit mir auf diese Bedingungen einlassen willst oder nicht; ist aber der Vertrag einmal zwischen uns geschlossen, so steht er fest, und ich bin berechtigt, Dich zu Erfüllung aller Bedingungen, die Du eingegangen bist, zu

zwingen, wiewol Du mich nicht zur Erfüllung der meinigen zwingen kannst."

Gismund. Das Alles, sollt' ich denken, spricht die demokratische Republik von Wort zu Wort zu jedem ihrer Mitglieder —

Ottobert. Wie könnte sie anders? Das Uebel ist nur, daß sie auch sonst noch etwas spricht, das mit dieser Grundsprache aller bürgerlichen Gesellschaften in geradem Widerspruch steht, und daß gerade dieser Widerspruch das ist, was sie zur Demokratie macht. Indem sie die Souveränität des Volks proclamirt, giebt sie dem Staat eine unsichre, betrügliche Grundlage und vergißt absichtlich, daß unabhängige Naturmenschen eben dazu in bürgerliche Gesellschaft treten, um ihrer bisherigen persönlichen Souveränität zu ihrem eignen Besten zu entsagen. Indem sie unbestimmte Freiheit und Gleichheit proclamirt, sie überall als Schild und Wahrzeichen aushängt und zum ewigen Losungswort ihrer Bürger macht, erweckt sie in dem unverständigen großen Haufen Erwartungen, die sie weder zu erfüllen gedenkt, noch erfüllen könnte, wenn sie auch wollte. Ginge sie ehrlich und redlich zu Werke, so sagte sie den Leuten gerade heraus, wessen sie sich zu ihr zu versehen hätten. — Soll ich Ihnen sagen, Gismund, wie Ihre geliebte Demokratie in diesem Falle sprechen müßte?

Gismund. Lassen Sie hören.

Ottobert. So stellen Sie Sich denn den Genius der Demokratie mit seinen gewöhnlichen Attributen vor, einen Eichenkranz um die Stirn, die Constitution in der einen Hand und eine Pike, so groß wie ein Lärchenbaum, mit dem Freiheitshut auf ihrer Spitze, in der andern, wie er, auf dem höchsten Gipfel des zum Altar der Freiheit und Gleichheit geweihten Montblanc stehend, den ringsum versammelten, mit gespitzten Ohren und gaffenden Mäulern aufhorchenden Völkern Europens zuruft: „Ihr Völker Europens, höret meine Rede und nehmet den Sinn meiner Worte wohl zu Herzen! Eine neue Ordnung der Dinge ist im Werk, eine lange Reihe goldner Jahrhunderte rückt heran. Hand in Hand steigt die strenge Nemesis mit der heilbringenden Asträa vom Himmel herab, die Ketten der Völker zu zerbrechen, alle Gebrechen der Menschheit zu heilen und allen ihren Beschwerden abzuhelfen. Alle selbstsüchtigen und menschenfeindlichen Leidenschaften, alle verderblichen Ausgeburten der falschen Staatskunst, alle schwarzen Erfindungen

des fanatischen Aberglaubens, alle Gesetze, womit eine betrügerische und bestochene Rechtsgelehrsamkeit dem tyrannischen Mißbrauch der Gewalt einen Anstrich von Recht und Gemeinnützigkeit zu geben suchte, mit allen andern Ungeheuern der Hölle, die seit Jahrtausenden den Erdboden verwüsten und die wohlthätigen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu Mitteln der Erniedrigung und Unterdrückung des Menschengeschlechts und zu Quellen seines bittersten Elends gemacht haben, werden in den Abgrund zurückstürzen. Allgemeines Wohlwollen wird ein unauflösliches Bruderband um alle Kinder der Erde schlingen, ewiger Friede die Völker aller Zonen zu einer einzigen Familie machen. Das Lieblichste, Schönste und Erhabenste, was begeisterte Propheten und Dichter in herzerhebenden Gesängen von einer Zukunft, welche Niemand zu sehen hoffte, geweissagt haben, wird vor Euern Augen in Erfüllung gehen. Denn ich biete Euch Allen in dieser Hand Freiheit und Gleichheit an, die einzigen Mächte, die alle diese Wunderdinge, diese neue Schöpfung glücklicher Menschen und goldner Zeiten, diesen Himmel auf Erden, wirklich machen können. — Aber höret auch die unnachläßlichen einzigen Bedingungen, unter welchen Euch diese Glückseligkeit angeboten wird. Von der Stunde an, da Ihr von Freiheit und Gleichheit Besitz nehmet, erkennet Ihr Alle die Vernunft für Euere oberste Regentin und schwöret ihr für jeden Augenblick Euers Lebens unbedingten Gehorsam und unverbrüchliche Treue. Von dieser Stunde an entsagt Ihr jedem eigennützigen Triebe, der mit der allgemeinen Wohlfahrt streitet. Alle Euere Leidenschaften und Wünsche schweigen vor dem heiligen Gesetze des gemeinen Besten, und Ihr suchet Euern höchsten Ruhm, Euer höchstes Glück in er pünktlichsten Erfüllung aller Euerer Pflichten. Ihr seid Alle frei und gleich, aber keinen Augenblick länger, als Ihr der Vernunft gehorcht. Sie und die mit ihr gleich ewige Nothwendigkeit sind nun Euere einzigen Gebieterinnen, und der bloße Gedanke, Euch von ihrer Herrschaft loszumachen, würde Freiheit und Gleichheit in eine Quelle des bittersten Elends verwandeln. Da nichts ohne Form bestehen kann, so bringe ich Euch diejenige, unter welcher diese Töchter des Himmels das Glück Euers Lebens machen sollen, in dieser Constitution. Aber vergesset keinen Augenblick, daß sie kein magischer Talisman ist; daß die Bedingungen, unter welchen allein sie ein Gut für Euch ist, immer in Euern eignen Händen bleiben. Ihr zufolge

werdet Ihr künftig Euere Obrigkeiten selbst erwählen. Hütet Euch, in der Ausübung dieses großen, aber gefährlichen Vorrechts, unbedachtsam und nachlässig oder unlauter und parteiisch zu verfahren. Jeder gebe seine Stimme mit der gewissenhaftesten Redlichkeit gegen das Vaterland und sich selbst dem Manne, den er unter allen seinen Mitbürgern für den Tauglichsten und Rechtschaffensten hält, ohne auch nur ein Wort mit Andern deswegen abgeredet zu haben oder den geringsten Einfluß von außen auf sich wirken zu lassen. — Diejenigen, die Ihr durch diese freie Wahl bevollmächtigt habt, in der Versammlung der Gesetzgeber, in den Gerichtshöfen und im obersten Vollziehungsrath Euern allgemeinen Willen, der niemals etwas Andres als der Ausspruch der Vernunft selbst sein kann, auszusprechen, anzuwenden und zur Vollziehung zu bringen, betrachten sich von Stunde an als Menschen, die, mit den schwersten Pflichten belastet, dem Volke, dem sie angehören, der Nachwelt und der ganzen Menschheit von jedem ihrer Schritte Rechenschaft schuldig sind. Sie vergessen sich selbst und kennen kein anderes Interesse als das allgemeine. Keine Leidenschaft trübt jemals die Heiterkeit ihres Verstandes oder die reine Lauterkeit ihres Willens. Ehrgeiz, Eifersucht, Parteilichkeit, Ränke, Cabalen, Factionen sind etwas Unerhörtes unter ihnen; sie würden das Licht der Sonne durch ihren Anblick zu beflecken und die Luft mit ihrem Athem zu verpesten glauben, wenn sie jemals fähig wären, das Gesetz zu verdrehen, das Recht zu beugen, nach Gunst oder Ungunst zu sprechen, sich auf Unkosten ihrer Mitbürger zu bereichern, vom gemeinen Gut, das ihrer Verwaltung anvertraut ist, das Geringste in ihren Privatnutzen zu verwenden und überhaupt in ihrem öffentlichen Charakter leichtsinnig, launisch, leidenschaftlich und selbstsüchtig zu verfahren. Keiner, wie hoch sein Posten, wie groß seine Gewalt und die durch seine Hände gehenden Summen des Nationalschatzes waren, verläßt seine Stelle reicher, als er sie angetreten; und Derjenige, der mehrere Jahre lang mit der höchsten Würde in der Republik bekleidet war, setzt seinen größten Ruhm darein, arm in seinen vorigen Privatstand zurückzutreten. Jeder, der vermöge seines Amtes um eine oder mehrere Stufen höher als Andere steht, erkennt es für seine Pflicht, in Edelmuth, Mäßigung, Nüchternheit, Genügsamkeit, Bescheidenheit und jeder andern häuslichen, bürgerlichen und politischen Tugend den Uebrigen zum Beispiel und Vorbild zu

dienen, und erfüllt diese Pflicht mit desto größrer Strenge, weil er weiß, daß der Staat nur so lange glücklich sein und bestehen kann, als diese Tugenden den allgemeinen Volkscharakter ausmachen. Das Volk ehrt seine Vorsteher durch Vertrauen und Gehorsam und beweiset ihnen Beides, auch wenn es die Weisheit ihrer Maßregeln und Verordnungen nicht sogleich einzusehen vermag. Die Vorsteher hingegen ehren die Würde der menschlichen Natur in jedem ihrer Mitbürger; der fleißige und redliche Tagelöhner dünkt sie ihrer aufmerksamsten Vorsorge ebenso werth als der reichste Eigenthümer, und der Bürger, dem ihre Hilfe am Nöthigsten ist, ist der Erste, der Gehör erhält. Ein allgemeiner Geist der Ordnung, der Billigkeit, der Mäßigung, der Vaterlandsliebe und der Humanität athmet durch alle Glieder des Staats, giebt ihm wahre und ewige Einheit und Untheilbarkeit, und indem jeder Einzelne mit allen Andern wetteifert, der beste Bürger zu sein, glaubt er in jedem Andern einen Bessern und Würdigern zu sehen, als er selbst ist. — Dies, Ihr Völker, sind die Bedingungen, unter welchen Freiheit und Gleichheit Euch glücklich machen werden! Dünken sie Euch schwer? — vielleicht wol gar unmöglich zu erfüllen? — desto schlimmer für Euch! Denn ich habe Euch keine andern zu geben und kann von diesen keine Silbe nachlassen. Aber höret nun auch, was die Folgen sein werden, wenn Ihr das gefährliche Geschenk aus meinen Händen annähmet, ohne weder Willen noch Vermögen zu haben, diese Bedingungen zu erfüllen —"

Gismund. Ich bitte Sie, Ottobert, lassen Sie Ihren demokratischen Genius kein Wort weiter sagen! Nach der indirecten Satire, die er von der Spitze des Montblanc auf die armen Demokratien herab declamirt hat, indem er ihnen sagte, was sie sein sollten und nicht sind, wäre es zu grausam, die Unglücklichen noch zu nöthigen, in einem Spiegel, dessen wenig schmeichelhafte Wahrheit ihr zartes Auge zu sehr beleidigen würde, auch noch sehen zu müssen, was sie sind. Lassen Sie ihn immerhin wieder verschwinden; ich werde ihn nicht zurückrufen; denn durch ihn sind auch meine schönen wonniglichen Träume von Freiheit und Gleichheit, auf Ordnung und Sittlichkeit gegründet, mit Unschuld und Güte gepaart, von Musen und Grazien verschönert — wie leichte Wolkengebilde und Luftschlösser der Fee Morgana in nichts dahingeschwunden.

Ottobert. Es wäre doch wirklich sonderbar, wenn Sie jemals an die Möglichkeit geglaubt hätten, solche Ideale — an Menschen — durch Menschen realisirt zu sehen.

Gismund. Gutmüthige Herzen haben Augenblicke, wo sie so leicht glauben, was sie wünschen! Und daß es nie besser mit dem Menschengeschlechte werden, daß es sogar immer sinken und sinken und ein verderbtes Geschlecht immer ein noch verderbteres zeugen soll, ist ein so niederschlagender, trostloser Gedanke, daß ich ihn nicht ertragen kann. — Ich gestehe Ihnen unverholen, daß die verschiedenen Ansichten, unter welchen die französische Republik seit den fünf bis sechs Jahren, die sie zählt, sich der Welt darstellt, mich öfters in meinem Glauben irre gemacht haben. Aber, wie oft auch mein Herz und meine Vernunft sich gegen sie auflehnten, immer kam ich doch auf den Gedanken zurück: die französische Republik kann wenigstens nicht mehr gegen die Demokratie überhaupt beweisen, als die Regierung eines Caligula oder Nero, eines Königs Heinrich's VIII. von England oder Karl's IX. von Frankreich gegen die Monarchie; und noch in diesem Augenblick, nachdem Sie mich mit Gründen, die ich nur durch Sophistereien und Chicanen anfechten könnte, überwiesen haben, daß die Demokratie, die ich zu sehen wünsche, nur in Utopien zu suchen sei, kann ich eine Stimme nicht zum Schweigen bringen, die in meiner innersten Seele für sie spricht; und ob ich schon Ihren Einwürfen keine, auch nur mir selbst genügende Vernunftschlüsse entgegensetzen kann, so nöthigt mich doch ein nicht übertäubliches Gefühl, an meinem alten Glauben festzuhalten, „daß ohne Freiheit und Gleichheit der Rechte kein Heil für die Menschheit sei."

Ottobert. Wir sind dem Punkte, der uns vereinigen wird, unvermerkt ganz nahe gekommen. Die stolzen herrischen Anmaßungen der französischen Gewalthaber, die zu unsrer heutigen Unterredung Gelegenheit gaben, werden mich allemal, so oft die Rede von Staatsformen ist, reizen, jeder andern, selbst dem wenig anlockenden Despotism der hohen Pforte zu Stambul, den Vorzug vor der Demokratie einzuräumen. Daß sie diese Anmaßungen bis zur politischen Intoleranz treiben und die Form ihrer noch immer in sich selbst zwischen Sein und Nichtsein schwankenden Republik als das vollkommenste Modell aller möglichen Verfassungen der ganzen Welt, wie es scheint, aufzwingen wollen, das ist es eben, was jeden

gesunden Kopf gegen sie aufbringen und Untersuchungen veranlassen muß, die, je schärfer und kaltblütiger dabei verfahren wird, desto weniger zu ihrem Vortheil ausfallen können. Wahrlich, eine Republik, die schon, da sie gepflanzt wurde, nur durch Ausrottung einer unendlichen Menge schöner und nützlicher Gewächse Wurzel fassen konnte, die schon in ihrem ersten Keim und in ihrer früheſten Entfaltung mit dem Blut eines schuldlosen und guten Königs und einer ungeheuern Anzahl der vorzüglichsten Menschen genährt werden mußte, um unter den düstern, verpesteten Einflüssen der Atheisterei und Ruchlosigkeit und unter allen Gräueln der Anarchie und Barbarei des schmählichsten Sansculottism und der unmenschlichsten Factionswuth durch eine zwar wunderähnliche, aber nur zu sehr begreifliche Combination von innern und äußern Ursachen mit fürchterlicher Geschwindigkeit zu einem Baum heranzuwachsen, dessen schwarzer Todesschatten die halbe Erde bedeckt und Alles, was unter und neben ihm steht, schmachten, hinwelken und verdorren macht — eine solche Republik hat wahrlich kein Recht zu verlangen, daß alle Völker der Erde sich freiwillig nach ihrem Bilde umgestalten und ihre Grundsätze zu den ihrigen machen sollen; und es ist die unerträglichste Tyrannei, Millionen friedfertiger und bei ihrer bisherigen Verfassung sich wohl befindender Menschen mit Gewalt zu einer Veränderung zu zwingen, von welcher sich vermuthen und zum Theil mit Gewißheit voraussehen läßt, daß sie eine Quelle von unzähligen Uebeln und unabsehlichem Elend für sie werden wird. — Und gleichwol, so groß ist der Hang der Menschen zur Veränderung, so mächtig wirkt in den Einen der Gedanke, daß sie bei einer allgemeinen Umwälzung wenig oder nichts verlieren und vielleicht sehr viel gewinnen könnten, in Andern ein dunkles Vorgefühl, vielleicht auch eine Rolle dabei zu spielen — und so verblendend ist der Glanz, den eine Reihe glücklicher Erfolge auf diese politischen in einem selbstgemachten Chaos arbeitenden Demiurgen wirft, daß in den noch stehenden Staaten die Zahl der Menschen nicht unbedeutend ist, die den Fortschritten des Jakobinischen Revolutionsgeistes nicht blos mit der größten Gleichgiltigkeit, sondern zum Theil mit Freude und übel verhehlter Sehnsucht entgegensehen, bereitwillig alles Mögliche zu ihrer Beschleunigung beizutragen und inzwischen, bis es in ihrer Gewalt sein wird, ein Mehreres zu thun, wenigstens die neufränkischen Revolutions-Maximen zu verbreiten und den zer-

störenden Planen jener neuen Leveller dadurch den Weg zu bahnen, daß sie den bestehenden Staatsformen und Regierungen alles Vertrauen und alle Achtung zu entziehen suchen, ihre Mängel und Mißbräuche in das gehässigste Licht stellen, das Gute an ihnen verkennen und dagegen die neufränkische Demokratie für das höchste Meisterstück des menschlichen Verstandes und die einzige Staatsverfassung, die sich mit den Rechten der Menschen vertrage, ausgeben. Diese Lage der Dinge und dieser böse Genius unsrer Zeit drang mich in diesen letzten Jahren, genauer nachzuforschen, wie die verschiedenen Staatsformen sich gegen den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft und das allgemeine Beste der Menschheit verhalten. Wie einleuchtend auch die Behauptung des englischen Dichters Pope,

For forms of government let fools contest,
Whate'er is best administerd, is best,*)

beim ersten Anblick scheinen mag, so kann sie doch vor einer scharfen Prüfung nicht bestehen. Denn die beste Staatsverwaltung kann zwar die einer fehlerhaften Verfassung beiwohnenden Radicalgebrechen mildern und überpflastern, aber niemals aus dem Grunde heilen; und die schlechteste kann das wesentliche Gute einer weisen und wohlberechneten Constitution nicht anders als durch ihre völlige Vernichtung gänzlich unwirksam machen. Das Resultat, das, wie ich glaube, eine unbefangene Untersuchung jedem Wahrheitsforscher so gut wie mir geben wird, ist dieses: die monarchische Regierungsform ist mehr auf Sicherheit und Ordnung, die demokratische mehr auf Freiheit und Gleichheit berechnet; jene ist dem Menschen, der erst noch gebildet werden soll, diese dem bereits gebildeten natürlicher und angemessner. Indessen waltet der große Unterschied vor, daß, sobald beide Formen auf wirkliche Staaten und Menschen, wie sie nun einmal sind, angewandt werden, die Monarchie den Hauptzweck, für den sie berechnet ist, Sicherheit und Ordnung, wirklich erreicht, die Demokratie hingegen immer weit hinter dem ihrigen zurückbleibt, weil Freiheit und Gleichheit in ihr immer mit Ordnung und Sicherheit im Streit liegt und die Regierung jene nur auf Kosten dieser oder diese auf Kosten jener ge-

---

*) „Laß Thoren über Form des Staats sich zanken,
Die beste ist die bestverwaltete."

währen kann. Uebrigens tragen beide ein sehr wirksames Princip der Verderbniß in sich, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn jene Jahrhunderte dauern kann, bis sie in einen unterdrückenden Despotism ausartet, diese kaum so viele Jahrzehnde dauert, bis sie, um der Anarchie zuvorzukommen, die immer wie an einem dünnen Faden über ihrer Scheitel schwebt, sich in eine noch härter drückende Oligarchie verwandeln muß. In jener erhält schon allein der festgesetzte Unterschied der Stände, Classen und Unterabtheilungen, bei der offen gelassnen Möglichkeit, sich durch Glück oder Verdienste höher hinaufschwingen zu können, durch bloßen, aus Gewohnheit beinahe unbemerkten Druck und Gegendruck das Ganze in Ordnung; in dieser unterhalten die rastlosesten aller Leidenschaften, Ambition, Eifersucht und Begierde, immer mehr zu haben, und die Parteien und Factionen, deren Triebräder sie sind, den Staat in immerwährender Gährung. Die Demokratie gleicht einer am Fuß eines unruhigen Vulcans liegenden Stadt, welche zwar der Erschütterungen und Ausbrüche desselben endlich so gewohnt wird, daß sie ihren Untergang zu fürchten aufhört, aber keinen Tag vor ihm sicher ist. In der Monarchie kann ein einziger weiser Regent wieder gut machen, was mehrere unkluge, schwache oder verkehrte Vorfahrer verdorben haben; in der Demokratie kommen die Weisen und Guten entweder gar nicht oder in so geringer Anzahl empor, daß die sogleich gegen sie gekehrte allgemeine und keiner Abrede benöthigte Zusammenverschwörung der Bösen es ihnen beinahe unmöglich macht, etwas beträchtlich Gutes zu wirken.

Sismund. Dies Letztere ist, wie ich sehr besorge, oder vielmehr wie Geschichte und tägliche Erfahrung lehrt, ebenso sehr der Fall in der Monarchie, sogar unter den weisesten und besten Regenten.

Ottobert. Leider nur zu wahr! Ich will aber auch von allen diesen in Theorie und Erfahrung gleich gegründeten Unterscheidungspunkten, die ich noch mit vielen andern nicht minder wichtigen vermehren könnte, für jetzt keinen andern Gebrauch machen als diesen: daß weder die Vorzüge noch die Gebrechen dieser an beiden äußersten Enden der Linie liegenden Staatsverfassungen ein so großes Uebergewicht haben, daß der Vortheil, der zu erwarten wäre, wenn eine von beiden mit Gewalt aus der Welt geschafft werden sollte, die Kosten der Operation nur zum zehnten Theil vergüten könnte, und daß also unter

allen vernünftigen und rechtschaffnen Menschen als eine ewig feststehende Maxime anerkannt werden müsse: daß jede Regierung schuldig sei, die hergebrachte und bestehende Verfassung aller andern Völker zu respectiren, und daß jede Anmaßung, einen monarchischen oder aristokratischen Staat unter dem illusorischen Vorwand, das Volk in Freiheit und Gleichheit zu setzen, mit Gewalt der Waffen zu demokratisiren, ein höchst ungerechter und unerträglicher Eingriff in die allgemeinen Rechte der Völker sei, welchem alle übrigen sich mit vereinten Kräften zu widersetzen nicht nur berechtigt, sondern (wenigstens ihrer eigenen Sicherheit wegen) sogar verbunden sind. Wenn unser Nachbar Belieben trägt, sein Haus einzureißen, um ein besseres oder schlechteres aus den Trümmern aufzubauen, das mag er! Wir haben kein Recht, es ihm zu wehren. Aber wenn er nun käme und wollte uns unter dem Vorwand der Nachbarschaft und seines guten Willens gegen uns unsre Häuser ebenfalls niederreißen und uns nöthigen, neue nach dem Modell des seinigen zu bauen, so könnte uns doch wol Niemand verdenken, wenn wir uns einer so unziemlichen und ungelegnen Anmaßung mit Fäusten und Fersen entgegensetzten.

Sismund. Der Himmel bewahre uns und alle ehrliche friedfertige Leute vor solchen Nachbarn! — Wir sind nun, denke ich, über alle diese Dinge ziemlich einer Meinung, lieber Ottobert. Aber vermuthlich wollten Sie, da Sie vorhin sagten, wir wären dem Punkte, worin wir völlig zusammentreffen würden, unvermerkt ganz nahe gekommen, noch etwas Andres damit sagen.

Ottobert. Sie gestanden mir, Ihr Glaube, daß ohne Freiheit und Gleichheit kein Heil für das Menschengeschlecht sei, beruhe mehr auf einem unübertäublichen Gefühl als auf deutlichen Vorstellungen. Ich glaube mir dieses Gefühl deutlich genug entwickelt zu haben, um Ihnen sagen zu können, inwiefern es Stimme der Wahrheit ist. Unleugbar ist Freiheit ein natürliches, rechtmäßiges und durch keine Verjährung verlierbares Eigenthum des Menschen, insofern er durch seine Vernunftfähigkeit dem allgemeinen System der vernünftigen Wesen angehört. Als ein solches hat ihm die Natur ein hohes Ziel vorgesteckt, zu dessen Erreichung er alle seine Kräfte zu gebrauchen schuldig ist, und kein Wesen im Weltall kann ihn im vernunftmäßigen Gebrauch seiner Kräfte hindern, ohne sich an den ersten und heiligsten Gesetzen der Stadt

Gottes gröblich zu vergreifen. Einen Menschen zum Sclaven machen, d. i. ihn wider seinen Willen als bloßes thierisches oder mechanisches Werkzeug gebrauchen, ist daher (den einzigen Fall, wo es zur Sicherheit und Erhaltung der Gesellschaft nöthig ist, mit den gehörigen Einschränkungen ausgenommen) unmittelbares Verbrechen gegen die menschliche Natur und der schändlichste, ungeheuerste aller Frevel.

Was die Gleichheit betrifft, so ist klar, daß, wenn wir von einer Anzahl Menschen Alles abziehen, worin sie verschieden sind, und wodurch sie zu einzelnen Personen werden, etwas übrig bleibt, worin sie alle einander gleichen, nämlich die der Menschheit eigene Art der Organisirung unsers animalischen Theils und die Vernunftfähigkeit. Eine natürliche Folge dieser Gleichheit ist, daß jeder Mensch verbunden ist, in jedem andern seine eigene Natur, seinen Bruder in der Schöpfung anzuerkennen und sich jeder Art von Verletzung des Rechts desselben an Selbsterhaltung und freien Gebrauch seiner Kräfte zu enthalten. Man kann daher sehr richtig sagen, daß die Gleichheit, an welche alle Menschen gleichen Anspruch haben, in der Freiheit schon enthalten sei; und das große Losungswort der Jakobiner, Sanscülotten und Anarchisten, Freiheit und Gleichheit, ist ein ganz unnöthiger oder vielmehr ein blos zu ihren geheimen Factionsabsichten nöthiger Pleonasmus; denn mit dem Worte Freiheit ist schon Alles gesagt.

Eigentlich zu reden, wird kein Mensch frei geboren; oder giebt es etwa in der ganzen Natur ein abhängigeres Geschöpf als ein neugebornes Kind? Ebenso gewiß ist, daß unsre Vernunftfähigkeit sich außer dem Stande der Gesellschaft nie entwickeln würde, und daß die sehr unvollkommne Art von Entwicklung, die der rohe Naturmensch auf den untersten Stufen des gesellschaftlichen Standes erhalten kann, dem Zweck der Natur kein Genüge thut. Der unpolicirte Mensch ist nur so lange gut, bis eine Leidenschaft in ihm erregt wird, und alle seine Leidenschaften sind gewaltthätig, stürmisch und unbändig; seine Vernunft vermag wenig und meistens nichts über seine animalischen Triebe,

Jura negat sibi nata —

und er lebt daher in immerwährender Unsicherheit und offner Fehde mit Andern seinesgleichen. Dies treibt ihn zuletzt, früher oder später, in den Stand der policirten Gesellschaft,

den einzigen, der seiner Natur und Bestimmung gemäß ist, und außerhalb dessen er schlechterdings nicht werden kann, was er in dem allgemeinen System der Wesen sein soll. Er entsagt in diesem neuen Stande keinem seiner unverlierbaren Naturrechte und erhält für das traurige Recht der Selbsthilfe, dessen er sich vermöge der Natur dieses Standes begeben muß, in der Garantie seiner Sicherheit, die der Staat auf sich nimmt, mehr als Ersatz. Er unterwirft sich um seines eigenen Besten willen einer Regierung nach Gesetzen; er soll und darf aber keinem andern gehorchen als dem ewigen Gesetz der Vernunft und solchen positiven Gesetzen, die mit jenem in keinerlei Widerspruch stehen. Kein Volk ist daher berechtigt, sich, weder für sich selbst noch viel weniger für seine Nachkommen, der bloßen Willkür andrer Menschen zu unterwerfen. Absolute oder despotische Demokratie, Aristokratie und Monarchie sind also drei gleich fehlerhafte und verwerfliche Regierungsformen und würden eben darum, weil sie der menschlichen Natur Gewalt anthun, von keiner Dauer sein können, wenn sie sich nicht in ihrer innern Organisation sowol als in der Regierungsverwaltung mehr oder weniger einer vermischten Form näherten; wenn die Gewalthaber sich nicht selbst die Hände bänden und sich gefallen ließen, daß ihrer willkürlichen Macht durch Religion, altes Herkommen und Sitte, Rechte gewisser Corporationen und festgesetzte Ordnung in der Justizpflege und Staatswirthschaft Grenzen gesetzt würden und das Ganze dadurch einige Selbstständigkeit erhielte. Da aber die Nothwendigkeit, zu Verhütung eines größern Uebels ein kleineres, so lange, bis es ganz unerträglich wird, zu ertragen, von Seiten des Volks und ein an blinden Gehorsam gewöhntes, gänzlich von ihm abhängendes Kriegsheer von Seiten des Despoten beinahe das Einzige sind, was in solchen Staaten die Sicherheit des Volkes sowol als der Regierung ausmacht und die Aufhaltung der furchtbaren Katastrophe größtentheils von der unbestimmbaren Wirkung nicht immer hinlänglicher moralischer Ursachen*) abhängt, die Beschleunigung derselben hingegen durch einen Alles mit sich fortreißenden Strom zufälliger Ereignisse bewirkt werden kann: so dringt uns schon die bloße Staatsklugheit

*) Z. B. von der Religiosität des Volks, seiner Liebe zu der Person des Fürsten, der Sorgfalt des Hofes, immer für Panem et Circenses zu sorgen, und dergl.

mächtige und gebieterische Bewegungsgründe auf, solchen Möglichkeiten zuvorzukommen und freiwillig zu thun, was zu spät ist, wenn man es gezwungen thun muß. Ich weiß wol, daß Staaten so wenig als andre einzelne Körper ewig dauern können; aber es bleibt darum nicht weniger wahr, daß manche große Monarchie, die seit viertausend Jahren aus der Reihe der Dinge verschwunden ist, durch Anwendung der gehörigen Mittel ihre Existenz um Jahrhunderte hätte verlängern können, und daß nur ein Staat, worin die persönliche Freiheit des Bürgers und die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums mit dem unverletzlichen und unbestrittnen Ansehen der Regierung durch ein unzertrennliches Band verknüpft, durch weise Grundgesetze hinlänglich bestimmt und durch eine wohlberechnete Vertheilung der höchsten Gewalt gesichert sind, auf innere und äußere Ruhe, allgemeinen Wohlstand, Respect gebietendes Ansehen unter den übrigen Mächten und langwierige Dauer mit einem hohen Grade von Gewißheit rechnen kann. Der Ruhm, aus eigner Bewegung der Stifter einer solchen Staatsverfassung zu sein, ist, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, irgend einem weisen und großmüthigen Könige in dem nächstkommenden Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Ursache auch die Briten haben mögen, in dieser Hinsicht auf die ihrige stolz zu sein, so zeigt doch ihr gegenwärtiges augenscheinliches Sinken, daß sie wesentliche Fehler in ihrer Anlage haben müsse, welche der verbessernden Hand der weisesten Klugheit bedürfen. Indessen könnte sie immer, da sie doch die einzige in dieser Art ist, einem künftigen Lykurg zum Muster dienen, sowol dessen, was nachzuahmen, als was zu vermeiden oder besser zu machen wäre.

Sismund. Sie haben Ihr Wort gehalten, mein Freund. Möchte doch Ihnen und mir die Freude werden, den Tag, sollt' es auch der letzte unsers Lebens sein, zu sehen, da ein großer Fürst — der durch eine solche That alle Trajane und Marc-Aurele weit hinter sich ließe — Göttern und Menschen dies herrliche Schauspiel zu geben großherzig genug wäre! Wie wohl getröstet könnten wir dann dieses Leben verlassen, um unsern Vätern die frohe Nachricht zu bringen, daß es einen Staat in Europa gebe, wo es ihren Enkeln erlaubt und möglich sei, im sichern Schatten eines ewig feststehenden Throns als freie, gute und glückliche Menschen zu leben!

VI.

Die Universal-Demokratie.

Frankgall. Nun, Holger, was sagst Du zu der neuen europäischen Demokratie?

Holger. Was für einer neuen Demokratie? Wo wäre die? Wie hieße sie?

Frankgall. Du hörst ja, Europa.

Holger. Europa eine Demokratie?

Frankgall. Sie liegt zwar noch auf dem Amboß, aber unsre Cyklopen sind scharf darüber her und gedenken, noch ehe man 1800 zählt, damit zu Stande zu kommen.

Holger. Da müßten sie hurtig arbeiten.

Frankgall. Dünkt Dich die Zeit zu kurz? Bedenke, daß es nur einen Tag brauchte, um den vierzehnhundertjährigen französischen Königsthron umzuwerfen, nur einen Tag, um dem alten Bräutigam der adriatischen See sein einst so mächtiges Horn abzustoßen, nur einen Tag, um die dreifache Krone des Halbgottes, der einst die größten Monarchen zu seinen Füßen sah, in eine Freiheitsmütze zu verwandeln! Glaube mir, das Wenige, was noch zu thun ist, dünkt uns die leichteste Sache von der Welt.

Holger. Wol nicht ganz so leicht, als die Herren Bürger sich's einbilden. — Wenn Ihr Euch doch die lächerliche Kinderei abgewöhnen wolltet, von den Hühnern, die aus noch ungelegten Eiern kriechen sollen, zu reden, als ob sie schon da wären, und die Haut des Bären zu verhandeln, den Ihr erst noch zu schießen gedenkt!

Frankgall. Das nennst Du Kinderei? Da irrest Du Dich mächtig, mein guter Holger! diese vermeinte Kinderei ist einer von den politischen Handgriffen, womit man bei einem Volke wie das unsrige Wunder thut. Wir haben ihn den alten Römern abgelernt. Indem wir uns das, was noch zu thun ist, so leicht vorstellen und den glücklichen Erfolg so gewiß nehmen, als ob er schon da wäre, so ist nicht nur die Arbeit selbst durch den guten Muth, womit wir sie angreifen, schon halb gethan, sondern eben darum, weil wir uns nicht auslachen lassen wollen, weil wir unsre Ehre für den Ausgang verpfändet haben und entweder siegen oder uns selbst für Gecken erklären müssen, so ist Sieg oder Tod immer unser Losungswort, und wir siegen, weil wir keinen Augenblick daran zweifelten, daß wir siegen würden.

Holger. Ihr seid gefährliche Leute, das ist gewiß; und daher kann es auch nicht anders kommen, als daß endlich die ganze Welt wie ein einziger Mann gegen Euch aufstehen wird.

Frankgall. Die ganze Welt? Davon geht nun gleich fürs Erste manches große Stück ab. Du meinst doch nicht, daß wir uns vor den Türken, Persern und Mongolen oder vor den Kaisern von Siam, Japan und Monomotapa fürchten sollen?

Holger. Als ob nicht in Europa selbst noch Mächte wären, die bis jetzt eben keine große Lust zeigen, sich von Euch demokratisiren zu lassen!

Frankgall. Ob sie Lust dazu haben oder nicht, gilt uns gleichviel. Wir haben schon Manches durchgesetzt, wozu sie ebenso wenig Lust hatten.

Holger. Ihr habt freilich noch vier bis fünf Millionen Knaben, Jünglinge und Männer, die Ihr an die Schlachtbank führen könnt, wenn Euch nichts daran gelegen ist, am Ende eine bloße Amazonen-Republik übrig zu behalten, mit der wir wol auf die eine oder andre Art fertig werden wollen.

Frankgall. Du vergissest, lieber Holger, daß die vier oder fünf Millionen, die Du uns todtmachen willst, nicht aus Papierschnitzeln zusammengeleimt sind. Bis es so weit kommt, daß unsre Eleganten, Incroyabeln und Merveilleusen mit dem Bajonnett arbeiten lernen müssen, werden Eure Sechskreuzerhelden wol auch sehr zusammengeschmolzen sein. Aber dahin soll es nicht kommen, mein Freund! Siehst Du denn nicht, wie einige unsrer furchtbarsten Feinde — oder Freunde,

denn das sagt ungefähr gleichviel, wie Du weißt — uns selbst in die Hand arbeiten? Meinst Du, wir hätten ihre blinde Seite nicht schon längst ausfindig gemacht und wüßten nicht, wie es im Inwendigen dieser prächtigen Kolossen aussieht? wir sähen nicht, wie sehr sie sich fürchten, wie schwankend ihre Meinungen, wie ungewiß ihre Entschließungen, wie planlos ihre Maßregeln sind? wie wenig Einer dem Andern traut, und, was noch schlimmer für sie ist, wie wenig Vertrauen sie in sich selbst setzen?

Holger. Was Du nicht Alles siehst!

> L'homme de bien, qui voyez tant de choses,
> Voyez-vous point mon veau?

In der That, mein lieber Seher, liegt es nur an Dir, wenn Du nicht noch weit mehr siehest. Ich, zum Exempel, sehe Monarchien, die noch ihre ganze Stärke ungeschwächt beisammen haben; andere, deren Hilfsquellen zwar angegriffen, aber so unermeßlich sind, daß es nur auf die Kunst, sie recht zu benutzen, ankommt; noch andre, die nur aus ihrem tiefen Schlaf zu erwachen brauchen, um zu fühlen, daß sie Kräfte genug haben, sich für ihr Leben zu wehren. Ich sehe die große Beherrscherin der Meere, mit dem Reichthum der ganzen Welt in ihrem unerschöpflichen Füllhorn, Euern ungeheuern Anstalten und noch ungeheurern Rodomontaden einen unbeweglichen Muth entgegenstellen und, Euerer Declamationen und Trugschlüsse und falschen Ausrechnungen des Interesse der Nationen spottend, die übrigen großen Mächte Europens durch das stärkste aller Bande, den Trieb der Selbsterhaltung, an ihr Interesse fesseln und sie zu einer Vereinigung ihrer Kräfte vermögen, die einen gewaltigen Strich durch Euere Rechnungen machen wird. Ich sehe Völker, die noch fest an ihren glücklichen Vorurtheilen, an der Religion ihrer Väter und an der Treue gegen ihre Erbfürsten hangen und sich durch die schalen Blendwerke, Wortspiele und Sirenentöne, womit es Euern Rednern eine Zeit lang gelungen ist, Euer eignes Volk und etliche andere zu täuschen, nie bethören lassen werden, am Wenigsten, seitdem Euere Gewalthaber aller Classen die ganze Welt durch ihre Handlungen unterrichtet haben, daß die Freiheit, die Ihr uns aufdringt, Sclaverei, Euere Gleichheit Anarchie und Euere Freundschaft eine Braut von Korinth ist, die nicht eher abläßt, bis sie dem Unglücklichen, den sie mit ihren kalten Armen

umschlungen hält, alles Blut aus den Adern und alles Mark aus den Knochen gesogen hat.

Frankgall. Ich bitte Dich, alter Freund, laß es an dem, was Du da gesehen hast, genug sein und erlaube mir, bevor Du Dich in eine völlige Fieberhitze hineindeclamirst, Dich wo möglich durch eine ganz gelassene Uebersicht dessen, was zunächst vor uns liegt, wieder so viel abzukühlen, daß Dir auch das Entferntere etwas deutlicher erscheine, als es Deine gegenwärtige Erhitzung zuläßt. Denke nicht, daß uns die neue Coalition, womit Du uns bedroheſt, verborgen sein könne. Wir haben bei allem unserm anscheinenden Leichtsinn und Uebermuth einen scharfen Blick; und wenn wir uns nicht fürchten, so kommt es blos daher, weil wir auf Alles gefaßt sind. Soll ich Dir unser großes Geheimniß verrathen? Ich darf es, weil meine Verrätherei Euch nichts helfen wird und uns also nicht schaden kann. Simson's Stärke bestand in seinen Haaren; wurden ihm diese abgeschnitten, so war er nichts als ein gemeiner Mensch: daher hätte er sein Geheimniß Niemand, am Allerwenigsten der schönen Delila entdecken sollen. Aber unser Geheimniß gleicht den Sprüchen der sieben Weisen,*) die Jedermann auswendig weiß und darum doch nicht weiser ist, wiewol die Quintessenz aller praktischen Weisheit in ihnen verborgen liegt. Also kurz und gut, unser Geheimniß ist, daß wir den Werth und die Wichtigkeit der moralischen Ursachen kennen und ihre Wirkung immer mit dem Stoß der mechanischen Kraft gehörig zu combiniren wissen. Damit allein haben wir die Dinge gethan, die Ihr als Wunder anstauntet und Euch nicht erklären konntet, wiewol nichts begreiflicher ist. — Warum z. B. fürchten wir uns wenig vor einer neuen Coalition? Vermöge einer ganz einfachen Ausrechnung, von deren Richtigkeit wir gewiß sind. Wir rechnen mit ruhiger Sicherheit darauf, daß Jeder sich selbst der Nächste ist; daß Niemand ohne dringendste Noth seine eigene Existenz daran setzt, einem entfernten Freunde zu helfen, der durch die kleinste Veränderung der Umstände ein Feind werden kann. Wir rechnen darauf, daß das eigene Interesse jeder einzelnen Macht einer solchen Vereinigung Schwierigkeiten entgegensetzt, welche, wenn sie auch endlich auf die Seite geschafft würden, immer

*) Z. B. Kenne Dich selbst — Nichts zu viel — Alles zur gelegnen Zeit — Sieh aufs Ende! u. s. w.

als verborgene Gewichte und Hemmketten die volle Wirkung derselben zurückhalten würden. Wir rechnen darauf, daß unter allen unsern falschen Freunden Keiner ist, der des Friedens nicht so bedürftig wäre, daß das dringende Gefühl dieses Bedürfnisses die entfernten und ungewissen Betrachtungen, die ihn zu Erneuerung des Kriegs bewegen könnten, weit überwiegen muß, und daß Diejenigen, die uns als Feinde am Gefährlichsten wären, da sie entweder ihre eigenen Plane zu verfolgen oder fremde zu vereiteln haben, immer mehr Vortheil dabei sehen, unsre Freundschaft zu suchen, als unsere Rache zu reizen. Gesetzt aber auch, es gelänge der Politik und dem Golde unsers einzigen noch übrigen Feindes, alle diese Hindernisse zu heben, so rechnen wir darauf, daß unser Geschäft schon gethan sein wird, ehe jene mit den Anstalten, uns daran zu hindern, fertig sind. Ueberdies sind wir sicher, daß uns Niemand, ohne zu Schanden dabei zu werden, auf unserm eigenen Grund und Boden angreifen kann; und damit dies gar nicht mehr möglich sei, haben wir uns mit neuen Barrieren umgeben, an welchen unsre künftigen Feinde sich die Zähne schon lange zuvor stumpf gebissen haben werden, ehe sie unsre alte Grenze erreichen, wo ein neuer, sehr ungleicher Kampf erst von vorn angehen würde. Auch will ich Dir nicht verbergen, guter Holger, daß wir ein Wenig d a r a u f rechnen, daß, wenn man uns dazu reizen sollte, wenigstens zwei Drittel von Germanien in ebenso kurzer Zeit demokratisirt sein sollen als Helvetien und der Kirchenstaat, die sich vor etlichen Monaten noch so wenig als Ihr in diesem Augenblicke davon träumen ließen, daß der jüngste Tag ihnen so schnell wie ein Dieb in der Nacht über den Hals kommen würde. Hast Du an dem Allen genug, alter Freund, oder soll ich Dir noch mehr sagen?

H o l g e r. Gesetzt also, daß Eure politischen Rechnungen richtiger calculirt wären, als man es von Euern ökonomischen glaubt, was wäre denn also Euer Plan, wenn man fragen darf?

F r a n k g a l l. Warum nicht? Das ist gerade eines unsrer größten Geheimnisse, daß wir kein Geheimniß aus unsern Planen machen, wiewol ich eben nicht Jedem rathen möchte, es uns nachzuthun. Unsre Meinung ist, auf dem festen Lande mit der ganzen Welt Frieden zu machen; zwar auf unsre eigenen Bedingungen, doch so, daß Jeder, an dem uns etwas gelegen ist, seine Rechnung dabei finde. Weil nicht alle Leute so

hurtig sind wie wir, so werden wir, indessen daß an besagtem Frieden gearbeitet wird, unser Landungsproject —

Holger (ihm in die Rede fallend). Das scheint in der That jetzt die Lieblingsunterhaltung Euerer ganzen Nation zu sein, wie ehemals die Eroberung Siciliens das Einzige war, woran die Athener wachend und schlafend dachten, wovon sie sprachen, wovon sie alle Vortheile ausgerechnet hatten, worauf sie tausend glänzende Speculationen gründeten, und was sie für so unfehlbar hielten, daß, wer sich unterstanden hätte, den geringsten Zweifel in den Erfolg zu setzen, seines Lebens nicht sicher unter ihnen gewesen wäre. Wenn es Euch nun mit Euerm Lieblingsprojecte ginge wie den Athenern mit dem ihrigen?

Frankgall. So hätten wir einen Gelust gebüßt und doch immer, mit einem etwas starken, aber einen Staatskörper wie der unsrige noch bei Weitem nicht erschöpfenden Aderlaß unserm ohnehin schon durch überspannte Anstrengungen entkräfteten Erbfeind Wunden geschlagen, wovon er sich so bald nicht wieder erholen würde. Aber sei versichert, Holger, wenn wir nur einmal auf englischem oder irischem Boden stehen, so wollen wir der Welt bald zeigen, daß wir etwas mehr als Athener sind.

Holger. Wenigstens werdet Ihr darin weiser als sie sein, daß Ihr Euern Buonaparte, wenn er auch beschuldiget würde, allen Marienbildern, die noch in Frankreich übrig sein mögen, die Nasen abgeschnitten zu haben, nicht deswegen vorladen und zurückberufen würdet, wie die Athener dem Alcibiades thaten, wiewol nur er allein ihren Lieblingsplan auszuführen im Stande war. Gesetzt aber, es gelänge Euch, England, Schottland und Irland zu erobern und in eine, zwei oder drei Republiken nach Euerm Bilde umzuschaffen, so fehlten denn doch wenigstens noch zwei gute Drittel, bis Ihr ganz Europa demokratisirt hättet.

Frankgall. Ich verlange auch eben nicht, daß Du mir meine Worte so gar buchstäblich auslegest, wiewol mit Hilfe der Zeit viel geschehen wird, was sich nicht auf einmal bewerkstelligen läßt. Genug, daß wir bereits hinlängliche Beweise gegeben haben, daß das berühmte

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

das lange zuvor, eh es dem Virgil einfiel, einen Hexameter daraus zu machen, mit Flammenzügen in die Seele eines jeden

Römers geschrieben war, das große Geschäft ist, wozu wir uns berufen fühlen, und das wir auf eben dem Wege und durch ebendieselben Mittel wie die Römer auszuführen wissen werden.

Holger. Auf die neuen Römer werdet Ihr Euch dabei wol keine große Rechnung machen?

Frankgall. Schwerlich! wiewol sie uns gute Dienste thun können, um den Rest von Italien vollends demokratisiren zu helfen. Denn wir tragen kein Bedenken, die ganze Welt wissen zu lassen, daß wir mit unsern Freunden und Alliirten auf keinem andern Fuß zu leben gedenken als die alten Römer mit den ihrigen. Die Natur unsrer Revolution und unsre ganze Stellung gegen die übrige Welt erfordert nun einmal, daß unsre Republik eine militarische sei. Sie ist eine Tochter der Gewalt und kann sich nur durch Gewalt erhalten. Aber eben das, was eine nothwendige Bedingung ihres Daseins ist, wird durch eine natürliche und unfehlbare Folge die Quelle einer Obermacht sein, welcher alle andern Völker werden huldigen müssen. Eine große Nation, die immer in Waffen ist, den Krieg als ihr eigenes Handwerk treibt und immer Krieg führen kann, weil sie ihn blos auf Kosten ihrer Feinde und Freunde führt, muß nothwendig endlich alle übrigen zu ihren Füßen sehen. Und mit welchem Grunde könnten sich unsre Freunde und Verbündeten darüber beklagen, daß sie zu unsrer Größe beizutragen verbunden sind? Da wir ihnen gern erlauben werden, von ihren Naturproducten, ihrem Kunstfleiß und ihrer Lage zur Handlung unter unserm Schutz alle nur möglichen Vortheile zu ziehen; da wir ihnen alle Quellen des Reichthums, die wir selbst vernachlässigen, zu benutzen überlassen, weil bei uns Alles, sogar die Künste und Wissenschaften, blos militarisch sein wird: so ist nicht mehr als billig, daß sie unsre Armeen unterhalten und, so oft wir Geld brauchen, unsre Schatzmeister sind. Wenn wir nun vollends durch Demüthigung oder gänzliche Vertilgung unsrer großen Nebenbuhlerin den erderschütternden Dreizack in die Hand bekommen haben werden, wo wäre denn noch die Monarchie, die nicht unsre Freundschaft auf jede leidliche Bedingung suchen müßte? wo die Macht, die uns zum Kampf herausfordern dürfte? Sind wir aber erst so weit, so können wir das Uebrige, was an der vollständigen Ausführung unsers Hauptplans noch fehlt, den Rathgebern, Günstlingen und Höflingen der Könige ruhig überlassen, sicher, daß sie, wie gewöhnlich (wiewol ganz

gegen ihre Meinung und Absicht), mehr für uns thun werden, als wir verlangen könnten, wenn wir sie mit schwerem Gelde dafür bezahlten.

Holger. Auf das Alles habe ich zwei Dinge zu antworten, mein lieber Projectmacher. Fürs Erste hat glücklicherweise die Natur selbst dafür gesorgt, daß Ihr, wenn ein so ausschweifender Plan auch wirklich der Eurige wäre, in dem Nationalcharakter Eures eignen Volkes ein Hinderniß finden werdet, das Euch mehr zu schaffen geben und weniger überwindlich sein wird als alle äußerlichen zusammengenommen. Wenn Ihr der Beweise dieser Wahrheit nicht schon so viele hättet, bedürfte es wol eines stärkern, als die unbegreifliche Gleichgiltigkeit ist, womit der größte Theil Euerer Bürger die Factionen entscheiden läßt, wer die Nation repräsentiren soll? Könnte etwas ungereimter sein, als auf die Grundsätze und Gesinnungen eines Volks, das sein wesentlichstes Interesse mit einem solchen Leichtsinn behandelt, Staat zu machen und ihm alle die Festigkeit, Energie und Beharrlichkeit zuzutrauen, die ein solcher Plan bei ihm voraussetzt? Ihr seid so wenig zu Republikanern und Nachfolgern der alten Romuliden gemacht, daß, wenn ein paar Armeen sich morgen für einen König erklärten, Euer ganzes Volk, die Jakobiner und Terroristen abgerechnet, Vive le roi! schreien würde, so lange noch ein Laut aus ihrer Kehle ginge.

Frankgall. Das könnte möglich sein; aber daß es nicht wirklich werde, dafür, glaube mir, ist vor der Hand gesorgt. Wer kennt unser Volk besser als wir selbst? Sei versichert, mein guter Holger, daß die zum Theil sehr hellen Köpfe, die an der Spitze unsrer Republik stehen, genau wissen, wie das Volk manipulirt werden muß, und auf welche von seinen Eigenschaften sich rechnen läßt. Sie wissen sehr gut, ob sie schon in ihren Adressen an die Franzosen das Gegentheil zeigen, daß die große Mehrheit der Nation im Herzen königisch gesinnt ist; aber was liegt daran, so lange die Armeen aus eifrigen Republikanern zusammengesetzt sind und unsre Regenten, um sie immer in dieser guten Stimmung zu erhalten, auch immer dafür sorgen werden, daß es ihnen an Gelegenheit, sich um das Vaterland verdient zu machen (wie wir's nennen), nie fehle! So lange dies geschieht, wird unser Volk, das sein großes Bedürfniß, regiert und sogar despotisirt zu werden, lebhafter fühlt als irgend ein anderes, sich vermöge eben dieser leichtsinnigen

Apathie, die Du ihm mit Recht vorwirfst, auch der republikanischen Regierung so lange geduldig unterwerfen, als das Directorium die Bedingungen auch nur halbweg erfüllt oder nur erfüllen zu wollen scheint, unter welchen jedes Volk in der Welt sich von einem Jeden beherrschen läßt, der die Zügel einmal in den Händen hat.

Holger. Ich bitte Dich, nicht zu vergessen, daß Euer Volk ein Wenig veränderlich, muckisch und wetterlaunisch ist und bei der geringsten Veranlassung ebenso schnell aus der gedankenlosesten Schlaffheit zur leidenschaftlichsten Schwärmerei überspringt, als es aus dieser, wenn sie vertobt hat, in jene zurücksinkt.

Frankgall. Daher ist freilich auf Seiten Derer, die uns regieren wollen, Kunst, Vorsicht und Festigkeit nöthig; und auch damit würden unsre Fünfmänner nicht auslangen, wenn sie nicht die Klugheit hätten, den übrigen Ingredienzien ihrer Staatsverwaltung immer noch ein Wenig Terrorism beizumischen. Unser Volk muß behandelt werden wie ein stolzes und rasches Pferd, dem man immer schmeicheln und liebkosen, aber auch immer den Schatten der Gerte zeigen muß.

Holger. Und so hättest Du mir also alle Auswege abgeschnitten, und die Universal-Demokratie wird alles Einwendens und Sträubens ungeachtet über kurz oder lang in Euern Händen sein? — Nun, wenn es denn so sein muß, was bleibt mir übrig, als den heiligen Anker auszuwerfen und —

Frankgall. — wie die Solothurner, zu hoffen, daß der heilige Sanct Urs mit einer Halbbrigade Engel vom Himmel herabstürzen und die verruchten Feinde der Götter und der Menschen mit seinem flammenden Morgenstern zu Boden schlagen werde? Sei ein Mann, alter Freund, spare Deinen heiligen Anker auf irgend einen verzweifelten Nothfall und nimm Deine Zuflucht nicht eher zu den Zaubermitteln der Einbildungskraft und des Glaubens, bis die Natur keine Hilfsquelle mehr hat und die Vernunft wirklich keine Möglichkeit entdecken kann, dem gefürchteten Unglück zu entgehen. Aufrichtig gegen Dich zu sein, lieber Holger, ich selbst, wiewol ich, der Pflicht eines guten Bürgers zufolge, mit der gegenwärtigen Verfassung und Regierung meines Vaterlandes zufrieden bin — weil es nicht in meiner Macht steht, ihm eine bessere zu geben — bin kein so abgöttischer Verehrer unsrer Constitution, daß

ich glauben sollte, es sei außer ihr kein Heil für die Menschheit, oder daß ich die Universal-Demokratie, womit ich Dich erschreckt habe, nicht für den letzten Schritt zu einer allgemeinen Barbarei und Verwilderung ansehen sollte. Aber ehe es mit dem bereits so aufgeklärten und durch eigene und fremde Erfahrungen so sehr gewitzigten Europa zu dieser Extremität kommen müßte, giebt es wol noch mehr als einen Ausweg, und ich selbst — dem Du es wol nicht angesehen hättest — weiß Dir ein sehr einfaches, der Stufe unsrer Cultur würdiges, leicht auszuführendes und, wie mich dünkt, unfehlbares Mittel, dem Uebel zuvorzukommen.

Holger. O Du großer und gebenedeieter Helfer in der Noth, sage an, was hast Du uns noch für ein Arcanum im Rückhalt, welches, wenn es diese Eigenschaften hätte, dem Stein der Weisen selbst an Werth gleich zu schätzen wäre?

Frankgall. Rathe!

Holger. Davus sum, non Oedipus.

Frankgall. Im Ernst, Du kannst es nicht errathen?

Holger. In ganzem Ernst, nein!

Frankgall. Es kann nichts Leichteres und Einfacheres erdacht werden.

Holger. Du machst mich ungeduldig!

Frankgall. Wenn ich Dir's gesagt habe, so wird mir's damit gehen wie dem Entdecker der neuen Welt mit dem Geheimniß, ein Ei auf die Spitze zu stellen: Du wirst lachen und sagen: Ist's nichts als das?

Holger. Ich bitte Dich, laß es gut sein und quäle mich nicht länger!

Frankgall. Nun so wisse denn, Freund Holger, es ist nicht mehr und nicht weniger als der einfältige wohlgemeinte Gedanke: die noch übrigen unumschränkten Könige sollten freiwillig und aus eigner Bewegung —

Holger. — von ihren Thronen herabsteigen und ihre Souveränität dem Volk überlassen?

Frankgall. Nein! nur — die Verfassung von Großbritannien in ihren Reichen einführen.

Holger. Und dadurch, glaubst Du, würden sie und ihre Unterthanen glücklicher sein und der Katastrophe, die Du nur erst als unvermeidlich zeigtest, entgehen? Soll etwa die beneidenswürdige Glückseligkeit der Briten, ihre Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Regierung, der blühende Zustand

ihrer Finanzen und ihrer Staatsschuld und ihre tiefe Sicherheit vor den Folgen der ihnen angedrohten Landung unsre Monarchen zu einem so beispiellosen Schritte reizen?

Frankgall. Die britische Constitution ist vortrefflich, darin stimmten die größten Denker und Staatskundigen unsers Jahrhunderts immer überein; aber sie war das Werk des Moments, und sie hat (wie unsre Constitution von 1795) Fehler, deren Wichtigkeit nur die Erfahrung entdecken konnte, und für deren natürliche Folgen sie jetzt büßen. Natürlicherweise müßten alle diese Mängel und Gebrechen vermieden werden. So ist z. B. das Parlament in England nicht frei genug; denn der Einfluß des Hofes neutralisirt beinahe Alles, was auch eine wirklich vaterländisch gesinnte Opposition zum Besten der Nation wirken könnte. Unsre Constitution von 1791 setzte die königliche Würde viel zu tief herab, so tief, daß der Thron, und sie mit ihm, fallen mußte: hingegen ist die Macht der britischen Krone so groß, daß sie ihre unbestimmten Grenzen auf Unkosten der Volksrechte so lange erweitern kann, bis für diese gar kein Raum mehr übrig bleibt. Der König also, der den großen und wohlthätigen Gedanken faßte, seinem Volke aus eigner Bewegung eine Constitution zu geben, worin Freiheit mit Ordnung und Sicherheit unzertrennlich verbunden wäre, müßte Einsicht und Seelengröße genug haben, um sich selbst und Denen, die entweder als seine Rathgeber und Vollzieher seines Willens an der Regierung Theil haben, oder deren Werkzeug er, ohne es gewahr zu werden, selber ist, die zur Sicherheit und zum Glück des Staats nöthigen Schranken zu setzen, ohne darum die Majestät des Throns zu verletzen und das königliche Ansehen den Eingriffen herrschsüchtiger und eigennütziger Volksvertreter preiszugeben.

Holger. Hierin die richtige Mittelstraße zu treffen, dürfte schon in der bloßen Theorie weit schwerer sein, als Du Dir vorstellst.

Frankgall. Ganz und gar nicht; im Wollen allein liegt die Schwierigkeit. Daß sich für uns Adamskinder keine ganz vollkommene, alle Knoten rein auflösende, alle Forderungen der Vernunft erfüllende, keiner Reibung, keiner Schwächung ihrer Springfedern unterworfene, mit einem Worte, keine ewige und unvergängliche Staatsverfassung erdenken lasse, versteht sich von selbst. Die beste ist — die mit den wenigsten Gebrechen behaftete. Um die britische Constitution so fehlerfrei

zu machen, als irgend ein Menschenwerk sein kann, bedürfte sie nur weniger Modificationen. — Mehr Gleichheit in der Repräsentation — eine kürzere Dauer jeder Parlamentssitzung — eine bessere Polizei bei der Wahl der Repräsentanten — und eine Einschränkung des königlichen Vorrechts, so viel Mitglieder des Oberhauses zu machen, als dem König oder den Ministern beliebt; — schon allein diese Verbesserungen würden eine treffliche Wirkung thun.

Holger. Wenn Du etwa einen König finden solltest, der Deinem Rathe Gehör gäbe, so bitte ich Dich, auch eine kleine Einschränkung des Rechts, nach Willkür mit andern Mächten Händel anzufangen oder Verbindungen einzugehen, wovon sein unschuldiges Volk am Ende das Opfer wird, nicht zu vergessen. Die Billigkeit, daß die Nation zu einer sie so nahe betreffenden Sache auch ein Wort zu reden habe, leuchtet hoffentlich von selbst in die Augen —

Frankgall. Erinnere Dich, lieber Freund, daß hier nichts zu rathen ist, und daß mein Arcanum nur dann helfen kann, wenn man aus eigner Bewegung Gebrauch davon machen wollte.

Holger. So besorge ich sehr —

Frankgall. Besorge lieber nichts! Wir haben seit zehn Jahren noch weit unwahrscheinlichere Dinge erlebt. Laß uns vielmehr hoffen, was wir wünschen; und da wir doch wenig mehr als nichts zum Besten der Welt zu thun vermögen, wenigstens nicht verzweifeln, daß Alles noch besser werden könne —

Et vogue la galère
Tant que pourra voguer!

VII.

Würdigung der neufränkischen Republik aus zweierlei Gesichtspunkten.

Raymund. Glauben Sie mir, Wilibald, so lang es zwischen dem atlantischen Meer und dem Rhein noch Männer giebt, die, von einem tiefen mit ihrem Selbstbewußtsein verschmolzenen Gefühl der Würde des Menschen durchdrungen, die Freiheit als nothwendige Bedingung derselben und die Republik als die einzige Regierungsform, die ihr angemessen ist, über Alles lieben, kein Interesse kennen, das sich nicht in dem Interesse derselben verlieren müßte, keinen Gedanken, keine Sorgen, keine Wünsche haben als für die Republik und in jedem Augenblicke bereit sind, ihr, die ihnen Alles ist, ihr ganzes Selbst aufzuopfern — so lang es noch solche Menschen unter uns giebt, wie klein auch ihre Anzahl sein mag, so lange wird die Republik bestehen, und wenn gleich die halbe Welt sich gegen sie verschwüre. Sie hat keine Feinde zu fürchten als die innern. Aber wenn auch unser böser Genius neue Marat und Robespierre, neue Collot d'Herbois, Saintjüst und Lebon gegen sie aufstehen ließe; wenn ein neuer 31. Mai alle wahren Republikaner an einem Tage schlachtete: so wird ihr Blut, wie man ehemals von dem Blute der Märtyrer sagte, unsern der Freiheit auf ewig geweihten Boden mit neuen Helden befruchten; ihr Geist wird in ihre Gebeine wehen; sie werden unter andern Namen wieder aufleben und den schönen Kampf mit der Tyrannei und den Lastern von Neuem beginnen, um ihn so lange fort-

zusetzen, bis ihr letzter Sieg alle Feinde der Freiheit, der Tugend und der Menschheit ausgerottet haben wird.

Wilibald (kalt und ruhig). Ich begreife, mein lieber Raymund, wie man mit einem solchen Glauben Wunder thun kann; und wiewol mich die Natur auf dieser Seite etwas stiefmütterlich behandelt hat, so fühle ich doch die Achtung, die diesem hohen Enthusiasmus gebührt, und betrachte es als die schönste Wirkung der Revolution, daß sie solche Menschen aus der Dunkelheit hervorgezogen und ihnen Gelegenheit gegeben hat, die Stelle einzunehmen und die Rolle zu spielen, die so erhabenen Naturen zukommt.

Raymund. Sie mögen dies aus Ironie oder im Ernst sagen, so haben Sie die Wahrheit gesagt.

Wilibald. Und gleichwol, weil weder uns noch der Republik mit Selbsttäuschung gedient sein kann, dürfte nöthig sein, die reine Begeisterung der Wahrheit und Tugend von dem Fanatismus gewisser mit zu viel brennbarem Stoff angefüllter Imaginationsmenschen (wenn mir dieses Wort erlaubt ist) wohl zu unterscheiden, welche von den bloßen in Rauch und Dampf gehüllten Idolen jener Gottheiten so heftig begeistert und in so stürmische Leidenschaften gesetzt werden, daß ihre Vernunft unmöglich frei und heiter genug sein kann, um gewahr zu werden, daß ihre Leidenschaft einem bloßen Truggespenst nachjagt, welches sie selbst und Alle, die ihnen folgen, auf Irrwege verleitet und vielleicht zuletzt in grundlose Sümpfe oder halsbrechende Abgründe stürzen wird.

Raymund. Ich zweifle, ob ich Sie recht verstehe. Ich bitte, erklären Sie Sich deutlicher.

Wilibald. Sehr gern. Da ich Ihre Revolution vom Anfang an mit dem ganzen Interesse eines unbefangenen Weltbürgers, so gut als mir möglich war, beobachtet habe, so hätte ich blind sein müssen, wenn ich unter Denen, die für die gute Sache der Freiheit am Meisten gethan und gelitten haben, nicht zwei, bei aller ihrer Aehnlichkeit sehr wesentlich verschiedene Arten von Menschen unterschieden hätte, wovon die Einen, wenn ihre Grundsätze und Maßregeln hätten durchdringen können, die Revolution zu einer unermeßlichen Wohlthat für Frankreich gemacht haben würden; die Andern hingegen, weil sie mit den ihrigen durchdrangen, die Nation in einen Abgrund von Jammer mit sich hinabzogen, woraus sie sich zwar seit Einführung der Constitution von 1795 all=

mählich wieder emporarbeitet, aber mit so vielen Wunden und Geschwüren, daß ohne eine nochmalige schmerzliche Wiedergeburt wenig Hoffnung da zu sein scheint, sie jemals in den Zustand einer blühenden und dauerhaften Gesundheit hergestellt zu sehen.

Raymund. Ich merke, wo Sie hinaus wollen, und was für Männer Sie meinen. Aber ich bitte Sie, welch ein armseliges Resultat wäre aus der Capitulation herausgekommen, die Ihre wohlmeinenden Allerweltsfreunde zwischen Licht und Finsterniß, Philosophie und Fanatism, Freiheit und Knechtschaft, Volksrechten und aristokratischen Usurpationen stiften wollten? Ich räume Ihnen willig ein, daß ein Bailly, ein Malouet, ein Roland, ein Andreas Chenier und die Wenigen, die man Ihresgleichen nennen kann, tugendhafte, aufgeklärte und das Vaterland redlich liebende Männer waren; aber ihre Seele, wie groß und thätig sie auch innerhalb der Grenzen ihres Gesichtskreises sein mochte, hatte nicht Energie und Freiheit genug, sich bis zur Idee der reinen Demokratie zu erheben, außer welcher keine Freiheit, keine wirkliche Einsetzung der Menschheit in den Genuß aller ihrer Rechte und ihrer ganzen Würde denkbar ist. Hätten sie durchdringen können, so wäre wahrscheinlich ein Mittelding von einer Regierungsform, wie die britische, das Höchste gewesen, was wir mit allen den gräßlichen Erschütterungen und Convulsionen der Jahre 89, 90 und 91 gewonnen hätten.

Wilibald. Damit wäre sehr viel gewonnen gewesen, mein Freund, und daran hätte sich auch Ihr Volk, wenn es seinen eigenen Gefühlen überlassen und nicht täglich und stündlich von Schwindlern, Brauseköpfen und ehrgeizigen Bösewichtern auf alle nur ersinnliche Art fanatisirt worden wäre, herzlich gern genügen lassen.

Raymund. O, das glaub' ich selbst. Woran läßt sich aber auch ein von Aberglauben und Despotism Jahrhunderte lang zusammengedrücktes, tief erniedrigtes Volk nicht genügen? Auf diesem Wege würde uns nie geholfen worden sein. Wer es mit dem Volk ernstlich gut meint, muß es, so zu sagen, bei den Haaren aus seiner Dumpfheit und Verblendung herausziehen, muß es lieb genug haben, um es mit Gewalt glücklich zu machen. Dies zu unternehmen und auszuführen, wurden solche Feuerseelen erfordert wie die Brissot, die

Guadet, die Barbaroux, die Louvet und alle diese entschiedenen Republikaner, die an der Spitze der Girondisten standen und, wiewol sie die wahren Stifter der Republik sind, von der undankbaren Nation bereits vergessen zu sein scheinen.

Wilibald. Vermuthlich aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Nation von der Größe der Wohlthat nicht überzeugt genug ist, um zu wissen, ob sie Dankes werth sei. — Sie waren vorhin so billig gegen meine Protegirten, daß es unartig von mir wäre, wenn ich den Ihrigen nicht gleiches Recht widerfahren ließe. Ich will also glauben, daß Brissot und seine Partei es ebenso redlich mit dem Vaterlande meinten als Jene; aber wie weit, wie unendlich weit waren sie entfernt, den Namen weiser und tugendhafter Männer zu verdienen! Um sie und ihre Thaten zu würdigen, muß man nicht künstlich zusammengesetzte Lobreden, worin der Leser bald durch die feinsten Taschenspielerkniffe der Redekunst getäuscht, bald durch die stärksten Anfälle auf sein Gefühl, durch affectvolle Schilderungen und herzrührende Ergießung der wirklichen oder angenommenen Empfindungen des Redners bestochen wird, sondern die Annalen und öffentlichen Verhandlungen der Jahre 91 und 92 zu Rathe ziehen — und ein unparteiischer Weltbürger wird Mühe haben, diese, wenn Sie wollen, edlern und bessern Freiheitsschwärmer, aber doch Schwärmer, die immer bereit waren, ihrem angebeteten Götzen Alles, auch Pflicht, auch Wahrheit, Vernunft, Recht und Humanität aufzuopfern, von den Robespierre, Marat, Danton und Ihresgleichen anders als dem Grade nach zu unterscheiden.

Raymund. Ehe ich Ihnen dies zugeben könnte, müßten wir in Umständlichkeiten und Untersuchungen eingehen, worüber wir uns in dem unermeßlichen Ocean unsrer Revolutionsgeschichte verlieren würden.

Wilibald. Ich denke nicht, daß dies nöthig sei, und glaube vielmehr, es genüge an dem, was sich von dieser Geschichte in dem Gedächtniß eines jeden nahen oder entfernten Zuschauers erhalten hat, um behaupten zu können, daß gerechte und tugendhafte Menschen vor den Mitteln mit Scham und Abscheu zurückschaudern, die man sich erlaubt hat, um die Republik auf die Ruinen des Throns zu gründen.

Raymund. Bedenken Sie aber auch, daß die Revolution

ein Orkan war, dem weder einzelne Personen, noch selbst eine ganze Partei gebieten konnte; daß es fast immer blos darauf ankam, den Staat unter dem wüthendsten Sturm zwischen Strömen, Klippen und Sandbänken ohne Zahl, bei unaufhörlicher Gefahr eines plötzlichen Schiffbruchs durchzuführen, und daß die Noth oft zu dringend war, als daß man sich lange hätte bedenken können, was man zuerst über Bord werfen müsse, oder womit man jeden neuen Leck, den das Schiff bekam, in der Eile mit dem wenigsten Schaden stopfen könne.

Wilibald. Gewiß bedenke ich das Alles; aber ich bedenke auch, daß der Orkan, der die Führung des Schiffs so gefährlich und so verzweifelte Rettungsmittel nothwendig machte, nicht ein Werk der Natur, sondern ein magischer Sturm war, den eine Rotte von Schwarzkünstlern in der Absicht, sich des Schiffes zu bemächtigen, erregt hatte.

Raymund. Da sind wir wieder in unserm vorigen Zirkel und werden uns ewig darin herumdrehen, so lange wir über das, was durch die Revolution bewirkt werden sollte, so verschiedner Meinung sind.

Wilibald. Lassen Sie mich versuchen, ob nicht vielleicht eine deutlichere Entwicklung der Meinungen schon hinlänglich ist, uns aus diesem Zirkel herauszuhelfen. Soll ich Ihnen die erste Quelle nennen, aus welcher jene schwärmerischen Liebhaber der Republik ihre Selbsttäuschungen geschöpft haben? Höchst wahrscheinlich sind Nepos und Plutarch unschuldigerweise an allen ihren Irrthümern und Mißgriffen Schuld. Die Besten und Gebildetsten unter ihnen wurden, so zu sagen, von Kindheit an in den Republiken des Alterthums erzogen. In dem Alter, wo gefühlvolle Seelen einen noch ungeschwächten Sinn für das Sittlich-Schöne und -Große haben, machten sie Bekanntschaft mit den ausgezeichnetsten Republikanern Griechenlandes und Rom's und sogen mit der enthusiastischen Bewunderung und Liebe eines Leonidas, Themistokles, Epaminondas, Timoleon, Brutus, Fabricius, Regulus, Cato und Ihresgleichen unvermerkt auch die Gesinnungen derselben, ihre Liebe zur republikanischen Freiheit, ihren Haß gegen Tyrannei und Königthum und ihre Anhänglichkeit an populare Regierungsformen ein. In einem Alter, worin sie von der Welt, von den Menschen, mit welchen sie künftig leben sollten, und von den tausendfach in einander geschlungnen

Verhältnissen und Interessen der unzähligen Classen und Abstufungen, die den ungeheuern Zwischenraum vom Monarchen bis zum Bettler in einem großen Staate ausfüllen, nur sehr mangelhafte und verworrene Begriffe ohne Ueberblick des wahren Zusammenhangs dieser Dinge haben konnten, in diesem Alter, das gewöhnlicherweise für das ganze Leben eines jeden Menschen entscheidend ist, gewöhnten sie sich an die großen und schönen Formen, unter welchen in den glücklichsten Perioden jener alten Freistaaten die menschliche Natur einer noch unverdorbenen Seele erscheint. Aber indem sie die Verfassung von Sparta, Athen und Rom in den Zeiten, wo Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande noch mit Gerechtigkeit, Edelmuth, Verachtung des Reichthums und äußerst einfachen Sitten gepaart waren, nicht nur für den glücklichsten Zustand, worin Menschen leben könnten, sondern in Vergleichung mit dem, was ihnen Geschichte und Augenschein von der monarchischen Verfassung zeigte, für den einzigen, worin der Mensch die Würde seiner Natur behaupten könne, ansahen, ließen sie sich wenig davon träumen, daß diese bewunderten alten Republiken und diese angebeteten großen Männer — zuerst unter den Meisterhänden der Geschichtsmaler des Alterthums und dann in ihrer eignen Einbildungskraft ihre Individualität verloren hatten und zu Idealen und schönen Traumbildern erhoben worden waren, von welchen sie unschuldigerweise übel getäuscht werden mußten, sobald sie solche nicht nur in die wirkliche Welt, sondern sogar aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgehoben, in eine ganz andere Ordnung der Dinge und in einen Boden, wo sie unmöglich gedeihen konnten, versetzen wollten. Gleichwol war es dies, was sie unternahmen, als ihnen die in ihrem Vaterlande ausgebrochne Revolution Gelegenheit und Hoffnung machte, ihre immer im Verborgnen genährten, zum Theil auch schon in Schriften geäußerten Lieblingsideen realisiren zu können. — Diese Hypothese als Thatsache angenommen, verbreitet, däucht mich, ein starkes Licht über die merkwürdige Rolle, welche diese kleine Schaar ächter Republikaner in der Revolution gespielt hat; sie macht aber auch begreiflich, warum sie, ohne ihr großes Unternehmen ausführen zu können, in dem Strudel, der sie mit immer zunehmender Gewalt in sich hineinzog, nothwendig zu Grunde gehen mußten. Um der guten Sache willen (wie sie glaubten) genöthigt,

mit Menschen, die zwar ebendasselbe Ziel, aber mit ganz andern Absichten und Gesinnungen verfolgten, gemeine Sache zu machen; immer in ihrer Hoffnung betrogen, diesen so ungleichartigen Mitverschwornen ihre eigene Vorstellungsart beizubringen; immer bald genöthigt, nachzugeben, um nicht Alles zu verlieren, bald durch die wilden Fluthen des Bürgerkriegs und den hartnäckigen Widerstand der ehemals herrschenden, nun um Leben oder Tod kämpfenden Aristokratie aus ihrem eigenen Wege herausgeworfen und fortgerissen; mitten in einem gestaltlosen brausenden Chaos, dessen Gährung die Hefen der Nation aufgewühlt und emporgeschäumt hatte; wo die unbändigsten Leidenschaften, von den Banden der Religion und Sittlichkeit entfesselt, wüthend gegen einander rannten; wo die verworfensten aller Menschen, weil sie für die Sache der Freiheit fochten oder zu fechten vorgaben, die Straflosigkeit ihrer Verbrechen als einen verdienten Sold forderten; wo so vielerlei Factionen, deren jede Männer von großen Talenten oder ungewöhnlichen Naturgaben oder grenzenloser Verwegenheit und Verruchtheit an ihrer Spitze hatte, ihre besondern Absichten mit einer das gewöhnliche Maß der Natur weit übersteigenden Energie betrieben; — kurz, in Umständen, wo nur ein kaltblütiger, gefühlloser, in sich selbst hineingeschrobner, vor keinem zu seinem Zweck führenden Bubenstück erschreckender Bösewicht sich selbst immer gleich bleiben und wie ein übelthätiger, aber mächtiger Genius über dem allgemeinen Aufruhr der Elemente oben schweben konnte: — wie wär' es anders möglich gewesen, als daß jenes kleine Häufchen mit seinen schimmernden Träumen von einer Art Platonischer Republik und republikanischer Tugend, für welche außer ihnen selbst Niemand einen Sinn hatte, nicht nur nicht durchdringen, sondern in sehr kurzer Zeit, nach einem allzu ungleichen Kampfe mit den verruchtesten unter seinen ehemaligen Freunden und Brüdern, seine hohe Schwärmerei, seinen feurigen Patriotism, seine zweideutige Tugend und seinen Mangel an Muth, so oft es auf rasche Entschließung zu einem nützlichen Verbrechen ankam, kurz, eine falsche Berechnung sowol seiner eignen Kräfte als dessen, was unter den gegebenen Umständen möglich war, mit dem Leben büßen mußte?

Raymund. Was Sie Mangel an Muth und Entschlossenheit nennen, war vielmehr ächte republikanische Tugend,

Anhänglichkeit an gesetzmäßige Ordnung, Abscheu vor gewaltthätigen Handlungen, die vielleicht noch vermeidlich waren, und edelmüthiges Vergessen ihrer persönlichen Gefahr beim Gedanken des Unheils, das ein besorglicher, aus dem Schooße des Convents selbst ausbrechender Bürgerkrieg über die Nation und die gute Sache bringen würde.

Wilibald. Ich kann Ihnen das eingestehen, ohne daß ich mein Urtheil von den enthusiastischen Stiftern Ihrer Republik zurückzunehmen Ursache hätte. Es war ein schöner Irrthum, der diese größtentheils noch jungen, von den erhabnen Maximen und Gesinnungen einiger alten griechischen und römischen Republikaner erhitzten Männer täuschte. Wer wird ihnen leugnen wollen, daß Freiheit und Gleichheit, wenn sie bei einem aufgeklärten und tugendhaften Volke vermittelst einer weisen Gesetzgebung, durch eine kluge und patriotische Regierung zu möglichster Veredlung der Menschheit angewandt würden, die wohlthätigsten Früchte nicht nur für dieses einzelne Volk, sondern mit der Zeit für die ganze Menschheit tragen müßten? Welcher Mensch von feur'gem Kopf und gefühlvollem Herzen wird nicht von der Idee einer solchen Republik bezaubert? Der große Irrthum Euerer Enthusiasten, der Vater aller übrigen, in welche sie folgerechterweise verfallen mußten, war, daß sie dieses Ideal von Republik aus der intelligibeln Welt in die Sinnenwelt versetzen wollten, ohne zu sehen, daß die nothwendigen Bedingungen, unter welchen allein ihr Unternehmen gelingen konnte, nicht vorhanden waren; daß sie die ihnen so mächtig entgegenwirkenden zahllosen Hindernisse für überwindlich hielten, und daß sie sich selbst zu Bestehung dieses größten aller Abenteuer mehr Weisheit, Tugend und Energie zutrauten, als sie wirklich hatten.

Raymund. Ei, ei, mein lieber Wilibald! Sehen Sie nicht, daß es mir, um alle diese Vorwürfe in die Luft zu sprengen, nur ein einziges Wort kostet? Das Unternehmen, das Sie unausführbar nennen, wurde ausgeführt. Die Republik ist da und hat, denke ich, ihr Dasein seit zwei Jahren dem ganzen Europa und vorzüglich Euch Deutschen so fühlbar manifestirt, daß Ihr ebenso leicht an Euerm eigenen Dasein als an dem ihrigen zweifeln könntet.

Wilibald. Was nennen Sie Republik, Freund Raymund? Ich bitte Sie, schieben Sie mir nicht statt des

schönen Ideals unsrer wackern Platonisirenden Schwärmer ein Götzenbild unter, an welchem nichts Republikanisches ist als Name, Gewand und Verzierung. Frankreich ist da, die französische Nation ist da, eine Art von republikanischer Constitution ist da; kurz, nicht nur der erste Stoff zu einer künftigen Republik ist vorhanden, er ist sogar bereits organisirt und zu einem ziemlich wohlgestalteten Körper ausgebildet. Aber wo ist die Seele, die ihn beleben, wo der Geist, der ihn regieren soll? Wo ist die unverletzliche Heiligkeit des Gesetzes? wo die Garantie, die einem Jeden die Rechte des Menschen und des Bürgers sichert? wo die Freiheit, seine eigene Meinung, sein eignes Urtheil zu haben und beide ungescheut laut werden zu lassen? wo die allgemeine unparteiische Gerechtigkeitspflege? wo der Gemeingeist, die Vaterlandsliebe, die gewissenhafte Erfüllung jeder Bürgerpflicht, die Verachtung des Reichthums und der Wollüste, die Mäßigung, die Frugalität, mit einem Worte, die Tugenden, die den wahren Charakter einer republikanischen Regierung und eines republikanischen Volkes ausmachen? Die französische Nation, sagt man, hat, seitdem sie sich zu einer Republik constituirt hat, erstaunliche Dinge gethan. Unleugbar! Aber war es der republikanische Geist und Charakter, in dessen Kraft sie diese Großthaten verrichtete? In der Lage, worin sie sich im Jahre 1792 befand, wäre die Verzweiflung allein hinlänglich gewesen, ein Volk, das von je her feurig, stolz und muthvoll war, unüberwindlich zu machen. Aber die Franzosen wurden noch zum Ueberfluß an ihrem empfindlichsten Theil, an ihrem Ehrgefühl angegriffen. Stolz auf ihre neu erworbene Freiheit und mit grenzenloser Verachtung gegen Alles, was monarchisch und aristokratisch hieß, angefüllt, sahen sie auf ihre Feinde als auf armselige Lohnknechte tyrannischer Usurpatoren herab und siegten, weil ihnen nichts unerträglicher schien als die Schmach, solchen Feinden zu unterliegen. Aber auch dies war noch nicht Alles. Eine der natürlichsten Folgen einer allgemeinen Umkehrung großer Staaten ist, daß eine Menge neuer Menschen aus ihrer bisherigen Dunkelheit hervorgerüttelt werden und auf ihrem rechten Platz zu stehen kommen, wo sie Talente zeigen können, die ihnen selbst vielleicht unbekannt waren. Was für Namen traten jetzt an die Stelle der Montmorency, der Türenne, der Catinat, Gassion, Villars, Villeroi u. s. w., die den Regierungen

des dreizehnten und vierzehnten Ludewig's ihren Glanz geliehen hatten! Die Revolution förderte die Dümouriez, die Pichegrü, die Marceau, die Jourdan, die Moreau, die Hoche, die Augereau u. s. w. zu Tage; und welch ein Geschenk hat Euch das Schicksal an dem einzigen Buonaparte gemacht! einem Manne, der sich schon vor seinem achtundzwanzigsten Jahre eine Stelle unter den Größten aller Zeiten erwarb und Alles, was einen Epaminondas und Agesilaus, Scipio und Paul-Aemil, Sertorius und Hannibal bewundernswürdig macht, in sich vereiniget! Die französischen Kriegsheere haben unter diesen Anführern glänzende Siege erfochten, große Eroberungen gemacht und den unermeßlichen Vortheil über alle ihre gegenwärtigen und künftigen Feinde gewonnen, unüberwindlich zu sein, weil sie sich unüberwindlich glauben und das Leben gegen den Ruhm für nichts achten. Alle Welt wünscht daher Friede mit der großen Nation, und wer Friede von ihr haben will, muß sich die Bedingungen gefallen lassen, die ihm ihre Gewalthaber vorschreiben oder zugestehen wollen. Aber Alles das macht Frankreich zu keiner Republik.

Raymund. Nun, das ist lustig genug! Das fehlte noch, daß Sie unsrer Republik, nachdem sie beinahe von allen europäischen Mächten anerkannt wird, noch gar den Namen einer Republik streitig machen wollen!

Wilibald. Den Namen nicht. Namen gelten wie Münzen. Man erkennt Euere dermalige Uebermacht, weil man muß, und nennt Euch, wie Ihr genennt sein wollt. Man würde Euch ebensowol für eine Pentarchie oder Pentakratie erkennen, wenn Ihr darauf beständet. Aber weder Name noch Sprache und Phraseologie, noch Zuschnitt und äußerliche Form können Frankreich zu einer Republik machen, so lange die große Nation in allen wesentlichen Zügen ihres Charakters ebendieselbe ist und bleibt, die sie ehemals war. Die Menschen machen die Republik, nicht die Constitution. Einem Menschen, dessen ganze Naturanlage, Erziehung, Sitten und gewohnte Lebensweise mit dem Charakter eines wahren Republikaners in offenbarem Widerspruch steht, zu befehlen, daß er sich plötzlich in einen Republikaner verwandle, heißt einem Invaliden mit hölzernem Beine zumuthen, daß er ein Pas de deux mit Vestris tanze. Euer Volk ist nicht zur republikanischen Sophrosyne gemacht; es kennt keine Mittellinie

zwischen dem Aeußersten zu beiden Seiten: es muß despotisch regiert werden, oder es ist gar nicht zu regieren. Was ist's nun, daß Ihr die Benennungen geändert habt? Ihr hattet Herren, die nicht mehr sind, weil Ihr Euch in einer Anwandlung von Freiheitsdrang in den Kopf setztet, keine mehr haben zu wollen; und Ihr habt Euch andere gegeben, die sich Bürger nennen lassen. Ehemals war Euere Regierung despotisch unter einer monarchisch-aristokratischen Form; jetzt ist sie despotisch unter einer pentarchisch-demokratischen. Der Unterschied ist wahrlich des großen Aufhebens nicht werth, das man davon macht. Unglücklich genug für die Menschen, daß es nun einmal ihr Loos ist, immer mit Worten zu spielen und immer durch Worte getäuscht zu werden; aber die Natur bleibt darum nicht weniger, was sie ist. So ist es z. B. bloßer Mißbrauch der Worte, wenn man Despotism mit Tyrannei für gleichbedeutend nimmt. Trajan, Marc-Aurel, Friedrich der Einzige, Joseph II. waren Despoten und werden ewig Muster trefflicher Regenten bleiben; wohl dem Volke, dem alle hundert Jahre einer ihresgleichen zu Theil wird! Ich bin also weit entfernt, Euerer dermaligen Regierung die Verdienste, die sie sich in mehrern Hinsichten um Frankreich erworben hat, abzusprechen, indem ich sie despotisch nenne; ich leugne nur, daß sie republikanisch ist, und berufe mich der Kürze halben auf den 18. Fructidor und das ganze Benehmen Euerer Regierung seit dieser Epoche.

Raymund. Der 18. Fructidor war der zweite Geburtstag der Republik: ohne ihn wäre sie nicht mehr; ohne ihn würde Frankreich in alle Gräuel der Anarchie, des Terrorism und des wüthendsten Bürgerkriegs zurückgeworfen worden sein. Die Constitution mußte verletzt werden, weil kein anderes Mittel da war, sie zu retten. Wenn das weltbekannte Triumvirat unsers Directoriums sich jemals ein Recht erworben hat, ewig als die Erhalter des Vaterlands und der Republik gefeiert zu werden, so war's am 18. Fructidor.

Wilibald. Ich würde selbst nicht ermangeln, ihre Büsten in meinem Lararium aufzustellen, wenn sie durch einen nothwendigen Bruch in die Constitution eine wirklich bestehende und rechtmäßig bestehende Republik gerettet hätten. Aber Frankreich ist Keines von Beiden: Jenes soll sie erst durch eine künftige Erziehung werden, die Euere eifrigsten Republikaner selbst kaum für möglich halten;

Dieses kann sie niemals oder, wenn Sie es schlechterdings wollen, Beides nur durch ein doppeltes Wunder werden.

Raymund. Was für ein Wunder, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Um wirklich Republik zu werden, müßte der Charakter der Nation eine Verwandlung erleiden, gegen welche alle Ovidischen nur Kinderspiel wären; um rechtmäßig zu werden, müßte sich der ganze Lethe über Frankreich ergießen und alle Erinnerungen an die letzten neun Jahre so rein aus allen Gemüthern auswaschen, daß alle Franzosen in dem nämlichen Augenblicke, da sie sich einhellig zu einer Republik constituiren würden, aus dem Nichts hervorgegangen zu sein glaubten.

Raymund. Sie nehmen es sehr scharf mit uns, Wilibald. Wer könnte bestehen, wenn er nach einem so strengen Gesetz gerichtet würde? Unsre Republik war, als die Constitution von 1795 von dem ungleich größten Theil der Nation angenommen wurde; und wäre sie es auch nur einen Tag gewesen, so war dieser Tag hinlänglich, um das, was damals Wille der Nation war, für ihren unveränderlichen Willen zu erklären und dem zufolge Frankreich auf ewig zur Republik zu machen. Und was die Rechtmäßigkeit betrifft, brauchte es denn mehr als eben diesen Willen der Nation, um jede Staatsverfassung, die sie sich für die zuträglichste hielt, rechtmäßig zu machen?

Wilibald. Unglücklicherweise für die Sache der Republikstifter galt dies Alles ebenso gut für die Rechtmäßigkeit und ewige Dauer des Königthums. Welche Nation in der Welt war wegen ihrer schwärmerischen Anhänglichkeit an ihre Erbfürsten so berühmt als die französische? Rief nicht ehemals alles Volk, wenn es bei irgend einer festlichen Gelegenheit vom Könige gegrüßt und von der Königin mit einem unsichtbaren Lächeln beseliget wurde, wenigstens ebenso anhaltend Vive le roi! Vive la reine! als es am 10. August Vive la république! rief? Wenn der vorgebliche Anschlag einiger Glieder der gesetzgebenden Räthe und des Directoriums, die Republik wieder in eine monarchische Form zu gießen, am 18. Fructidor unrechtmäßig war, wie konnt' es am 10. Mai rechtmäßig sein, die Monarchie zu zerstören, um eine Republik an ihre Stelle zu setzen? Doch was bedarf es mehr

als einen bloßen Ueberblick der Geschichte des Jacobinerclubs und seiner Heldenthaten, um sich durch lauter beurkundete notorische Thatsachen zu überzeugen, daß die französische Republik nicht einem mit ruhiger Ueberlegung abgefaßten allgemeinen Beschluß der Nation, sondern einer langen Reihe der gesetzwidrigsten Anmaßungen, Cabalen, Ränke, Betrügereien und Unthaten solcher politischer Fanatiker und moralischer Bösewichter, wofür Marat, Robespierre, Manuel, Pethion, Santerre, Danton, Camille Desmoulins und so viele Andere jetzt doch wol allgemein anerkannt sind, ihr Dasein zu danken hat? Gewiß, lieber Raymund, können und werden Sie mir nicht zu leugnen begehren, daß ein Zusammenfluß von niedrigen Kunstgriffen, gauklerischen Täuschungen, ungeheuern Verbrechen und mehr als barbarischen Mordscenen nöthig war, das betrogne Volk endlich dahin zu bringen, daß es, um von dem grenzenlosen Elend der Anarchie befreit zu werden, sich eine Verfassung gefallen ließ, von welcher es ebenso wenig Kenntniß hatte, als es Anlage und Neigung zu ihr in sich fühlte. In der ganzen Geschichte aller Völker ist kein Beispiel zu finden, daß die Errichtung eines Freistaats nur den tausendsten Theil der Verbrechen gekostet hätte, ohne welche der Eurige nie zu Stande gekommen wäre.

Raymund. Alle die Abscheulichkeiten, womit die Annalen unsrer Revolution leider befleckt sind, waren unausbleibliche Folgen eines gewaltsamen gänzlichen Umsturzes der alten Ordnung der Dinge unter uns. Aber gehen Sie, wenn Sie billig sein wollen, auf die Ursachen dieses Umsturzes zurück, und Sie werden ihn noch weit mehr in dem Charakter, den Leidenschaften und der sittlichen Verdorbenheit Derjenigen, die sich vom Anfang an einer gründlichen Abstellung der unleugbarsten und unerträglichsten Mißbräuche aus allen Kräften entgegensetzten, als in den Anschlägen und Bestrebungen der kleinen Anzahl ehrgeiziger und neuerungssüchtiger Menschen finden, die, ebenfalls aus persönlichen Absichten, von Anfang an ihr Möglichstes thaten, die Risse und Breschen in dem alten baufälligen Staatsgebäude täglich zu erweitern und dadurch den Bösewichtern vom Jahre 1791 und 1792, die an ihre Stelle kamen, unwissenderweise die Hälfte der Arbeit ersparten.

Wilibald. Ich gestehe Ihnen gern, daß ich die

Rechtfertigung der Denkart und des Betragens der Aristokraten in jenem Zeitpunkt nicht auf mich nehmen möchte. Aber das Betragen der demokratischen Partei wird durch die Unklugheit und Verkehrtheit, die in den Cabalen ihrer Gegner präsidirten, nicht gerechtfertigt. Hätten die Sachwalter des Volks ihre Anmaßungen nicht zu weit getrieben, ihre Forderungen nicht zu hoch gespannt, sich, wenn auch nicht mit bloßer Wiederherstellung der Freiheiten und Rechte, welche die Nation schon im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert besaß, doch mit einer solchen Einschränkung der monarchischen Verfassung, wie die britische durch die Revolution von 1688 erhielt, begnügen lassen: so würden sie, da sie auf den Beifall und Beistand der ganzen Nation rechnen konnten, ohne große Schwierigkeit damit durchgedrungen sein, und die gräuelvollen sechs Jahre, während welcher das liebenswürdigste und gebildetste Volk des Erdbodens in eine mehr als vandalische Barbarei und neuseeländische Wildheit zurückstürzte — dieser scheußlich gähnende Riß in der Geschichte Euerer Cultur würde Euere Jahrbücher nicht auf ewig schänden. — Aber das wollten schon damals Euere, wiewol noch heimlichen und verkappten Republikaner nicht. Und nun frage ich Sie: was für ein Recht hatte diese Handvoll metaphysischer Schwärmer, und wenn ihrer auch Tausende und Zehntausende gewesen wären, was berechtigte sie, mit Verwerfung aller gemäßigten Verbesserungsplane, ein der Monarchie ergebenes und gewohntes Volk durch Vorspiegelung mißgedeuteter Menschenrechte zum Aufstand zu reizen, Thron und Altar umzustürzen, die Schätze und Besitzthümer der Krone, die Güter der Kirche, das Eigenthum unzähliger Staatsbürger, unter dem Vorwand, sie der Nation zuzueignen, der Raubsucht der verworfensten Menschen preiszugeben und im ganzen Reiche Alles umzukehren, aufzulösen und zu zerstören, blos um den Versuch zu machen, ob ein Ideal, das sie selbst nur in einem magischen Nebel erblickten, sich vielleicht realisiren lassen werde? Was berechtigte sie, dieses ihr Vorhaben, wenn es auch an sich noch so löblich gewesen wäre, auf Unkosten des angesehensten und begütertsten Theils der Nation zu bewerkstelligen? Mit welchem Schatten von Recht maßten sich diese Menschen, um eine illusorische Majorität auf ihre Seite zu bringen, der tyrannischen Gewalt an, ein von ihnen selbst für souverän erklärtes Volk in seinen einzelnen Gliedern der Freiheit, eine andere

Meinung als sie zu haben und nach eigner Ueberzeugung zu reden und zu handeln, zu berauben, die Begriffe und Meinungen der Faction hingegen der großen Mehrheit des Volks mit Feuer und Schwert aufzudringen und den Gebrauch des heiligsten aller Menschenrechte zu einem des Todes würdigen Verbrechen zu machen? Freilich, wäre das Alles nicht geschehen, so existirte die Republik nicht; aber welche Republik, die nur durch solche Mittel, nur durch die Mittel, die ehemals ein Marius und Sylla und Octavianus zu Unterdrückung der ihrigen anwandten, nur durch unaufhörliche Verletzung der von ihr selbst proclamirten Rechte der Menschheit, mit einem Worte, nur durch Verbrechen und Gräuel ohne Zahl und Maß zum Dasein gelangen konnte! Mit welcher Stirn erkühnt sich eine Republik (das Werk der Marat, Manuel, Pethion, Carra, Basire, Chabot, Robespierre und Ihresgleichen), unter die Amphiktyonen Europens hinzutreten und sich einer entscheidenden Stimme in ihrem Rath anzumaßen? Auf was für Rechte kann sie Anspruch machen, da ihre Existenz selbst die größte aller Ungerechtigkeiten ist?

Raymund (nach einer kleinen Pause). Lieber Wilibald! wozu das Alles? So lange wir die Sache aus einem so tief liegenden und beschränkten Standpunkte betrachten, werden wir immer nur einseitige, schiefe und gehässige Ansichten erhalten, aus welchen sich kein giltiges Resultat ziehen läßt. Unsre Revolution ist nun einmal erfolgt, weil es (morgenländisch zu reden) auf der Tafel des Lichts geschrieben war, daß sie erfolgen sollte. Unsre weiland Monarchie ist nun einmal todt und abgethan und wird nimmer wieder lebendig werden. Aber, Dank sei dem Himmel! die Nation ist noch da; sie steht in ihrem alten Grund und Boden fest gewurzelt und wird wahrscheinlich nur durch eine allgemeine Ersäufung oder Verbrennung unsers Planeten untergehen. Diese Nation ist nach mancherlei mißlungenen Versuchen, sich wieder zu organisiren, durch die Zusammenwirkung der vier großen Beweger aller sublunarischen Dinge, der Nothwendigkeit, der Leidenschaften, der Vernunft und des Zufalls, endlich dahin gekommen, sich diejenige Verfassung gefallen zu lassen, die im Jahre 1795 dem aufgeklärtern Theile die beste schien. Und so ist nun das französische Volk nach dem politischen Tode seiner Monarchie aus eigner Macht und Gewalt nicht nur unter der Gestalt, sondern wahrlich mit der vollsaftigen Jugendstärke einer Republik wieder auferstanden, welche

ihr Recht, unter den Amphiktyonen Europens die ihr gebührende Stelle einzunehmen, so nachdrücklich zu behaupten gewußt hat, daß es ihr schwerlich so bald wieder streitig gemacht werden dürfte. Ob ihre dermalige Constitution die letzte oder nur ein starker Schritt vorwärts zu einer andern sei, wobei die Nation sich vielleicht noch besser befinden würde, wer kann das sagen? — Genug, sie ist nun, was sie ist; und um dies recht ins Auge zu fassen, weiß ich nur einen Standpunkt.

Wilibald. Und der wäre? —

Raymund. Der kosmopolitische.

Wilibald. Er ist etwas hoch — aber ich kann klettern und hoffe Ihnen nachzukommen.

Raymund. Sie sehen in diesem einzigen Wort Alles, was ich sagen will, und so kann ich desto kürzer sein. Dem Kopf und dem Herzen des denkenden Mannes, der im Ganzen des Weltalls Gesetzmäßigkeit und ewige Ordnung sieht, ist dieser Erdball nur ein einziges Gemeinwesen und das über ihn verbreitete Menschengeschlecht nur eine Familie. Alles Besondere und Einzelne in den menschlichen Angelegenheiten beurtheilt er nach dem Verhältniß desselben zum Ganzen. Wollte irgend ein der Menschheit gewogener Genius den Nebel von den Augen der Völker und ihrer Hirten treiben, so würden sie sehen, daß die Revolution, da sie nun einmal erfolgt ist, durch alle ihre Anschläge, Intriguen, Coalitionen und Anstrengungen nicht ungeschehen gemacht werden kann, und daß es also, wie die Sachen stehen, ebenso sehr ihr Interesse als ihre Pflicht ist, anstatt dem großen Werk des Schicksals vergebens entgegen zu streben, es vielmehr zu fördern und willige Hände zu bieten, daß alles Gute, was aus der gegenwärtigen Lage der Dinge entwickelt werden kann, wirklich zu Stande komme. Jetzt ist das dringendste Bedürfniß aller europäischen Völker Friede, Endigung — nicht, wie es anscheinen will — Erneuerung — des heillosen, unmenschlichen Krieges, der in so wenig Jahren alle andern Uebel, die der Krieg immer nach sich zieht, noch durch eine so fürchterliche sittliche Zerrüttung vermehrt hat, daß, wofern er auch nur ebenso lange fortdauern sollte, ein gänzlicher Rückfall in die Barbarei des vierzehnten Jahrhunderts die unausbleibliche Folge davon sein müßte. Friede, Friede, nicht Erhaltung alter, längst nicht mehr passender Einrichtungen durch Mittel, die ihren Sturz nur beschleunigen und das Elend der schuldlos leidenden Völker vollständig machen würden, Friede,

Einverständniß, aufrichtige Verbindung zu Wiederherstellung der allgemeinen Wohlfahrt ist, was alle Völker von den Männern, deren Weisheit oder Thorheit, Rechtschaffenheit oder Unredlichkeit das Schicksal von Millionen entscheidet, erwarten und zu erwarten befugt sind. Ob die französische Republik gut oder schlecht constituirt ist, ob sie, nach den scharfen Begriffen einer strengen Theorie beurtheilt, ihren Namen mit Recht führt, ist ihre eigene Sache; genug, daß sie Kräfte und Mittel in sich selbst hat, das, was sie jetzt noch nicht sein kann, in kürzerer Zeit zu werden, als ihre — guten Freunde vielleicht wünschen. „Sie ist militarisch," sagt man. Das mußte sie ja wol sein, um sich zu erhalten und in Respect zu setzen; will man sie etwa nöthigen, es immer zu bleiben? Friede ist das einzige Mittel, sie in eine Solonische Republik zu verwandeln, sie zur Mutter aller wohlthätigen Friedenskünste, zur Pflegerin der fast überall verscheuchten oder vernachlässigten und scheel angesehenen Musen, zu einem Beispiel, welcher Veredlung die Menschheit fähig ist, zu machen. Der Friede wird ihre Vorsteher, die zum Theil so viel zu vergüten haben, um ihrer selbst willen antreiben, durch Alles, was eine aufgeklärte und thätige Regierung zu Wiederherstellung der innern Sicherheit, Ordnung und Sittlichkeit und zu Beförderung des möglichsten Nationalwohlstandes wirken kann, jede Erinnerung an das überstandene Unglück der Zeiten in dem Gemüth eines so leicht vergessenden, so gern fröhlichen Volkes auszulöschen. Daß schon jetzt, mitten unter zweifachen Anstrengungen gegen innere und auswärtige Feinde, welche bisher die ganze Aufmerksamkeit unsrer Regierung beschäftigten und die stockenden Hilfsquellen des Staats größtentheils auffsaugten, daß selbst in diesem noch immer gewaltsamen Zustande die glücklichen Folgen der neuen Ordnung der Dinge in unsern meisten Provinzen immer sichtbarer werden, beweiset Jedem, der sie mit einiger Aufmerksamkeit bereisen will, der Augenschein. Selbst einer der ausgewanderten Royalisten muß gestehen, „daß es in Frankreich keinen eigentlichen Stand des Müssiggangs mehr gebe, daß das Land bei Weitem besser angebaut sei als ehemals und die Industrie gestiegen zu sein scheine." — Auf welche Stufen der Vervollkommnung und des Wohlstandes könnten die Völker Europens sich mit und neben uns erheben, wenn sie den schimpflichen Ueberresten der alten Barbarei, dem cannibalischen Nationalhaß, dem elenden Vorurtheil, daß fremdes Glück dem

unsrigen schade, und den verächtlichen kleinen Krämerkniffen und Beutelschneiderkünsten, die man ehemals Politik nannte, und durch die sich Niemand mehr täuschen läßt, auf ewig entsagten, um durch einen allgemeinen Völkerbund, ohne Rücksicht auf die im Grunde wenig bedeutende Verschiedenheit der Staatsformen, sich zu einem dauerhaften europäischen Gemeinwesen zu organisiren! Daß, wenigstens auf unsrer Seite, der Friede in Kurzem alles noch Ueberspannte in den Begriffen und Gesinnungen unsrer warmen Republikaner auf die gehörige Temperatur herabstimmen würde, ist mir ebenso gewiß, als daß es — wie ungünstig man auch jetzt noch, nicht ganz ohne unsre Schuld, von uns denken mag — nicht an unsrer Republik liegen werde, wenn die einmal hergestellte öffentliche Ruhe nicht ein ganzes Jahrhundert voll alcyonischer Tage zum Glück der Völker bewirken wird.

Wilibald. Wer könnte das Herz eines Menschen in seinem Busen tragen und nicht zu diesen guten Wünschen, Hoffnungen und Ahnungen Amen sagen? Was fehlt also noch, als irgend eine Beschwörungsformel ausfindig zu machen, wodurch wir den Genius der Humanität vermögen können, die vorerwähnte Wohlthat an unsern Brüdern und Obern zu thun? damit nicht länger von uns gesagt werden müsse, was der Psalmist*) von den goldnen und silbernen Götzen der Heiden sagt: „Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, auch ist kein Odem in ihrem Munde."

Raymund. Ich bin voll guten Zutrauens zu der männlichen Denkart und warmen Menschlichkeit, wovon ich einige von Denen beseelt sehe, in deren Händen das Schicksal der Völker liegt; und da bei Allen noch der mächtige Drang der Nothwendigkeit und des wohlverstandenen eigenen Vortheils hinzukommt, sollten wir nicht alle Ursache haben, einem fröhlichen Ausgang entgegenzusehen?

---

*) Psalm 135, 16. 17.

VIII.

Was wird endlich aus dem Allen werden?

Walther. Ich gestehe Ihnen, Diethelm, von allen unseligen Folgen, die der Sturz der französischen Monarchie nach sich gezogen hat, ist in meinen Augen die unseligste, daß sie die Hälfte der Menschen in Europa aus dem, was den eigentlichen Genuß unsers Daseins ausmacht, aus dem Leben im Gegenwärtigen, mit Gewalt herausgeworfen und in eine peinliche Lage versetzt hat, worin uns die Ungewißheit dessen, was vielleicht in wenigen Wochen, Tagen, Stunden unser Schicksal sein wird, alle Nerven des Geistes lähmt, alle Freuden verbittert und alle Lust benimmt, uns mit Arbeiten und Sorgen zu beschäftigen, durch welche die Zukunft eine idealische Gegenwärtigkeit für uns erhält, deren geistiger Genuß dem sinnlichen selbst gewissermaßen vorzuziehen ist. Wer hätte Lust, seinen Acker zu bestellen, wenn er voraus wüßte, seine Ernte würde noch im Halm vom Hagel zerschlagen oder von Heuschrecken aufgezehrt werden? Wer mag arbeiten, wenn ihm nicht wenigstens seine Einbildung den gewünschten Erfolg als etwas Wahrscheinliches vorspiegelt? Wer kann während des Ausbruchs eines wüthenden Vulcans ruhig an seinem Fuße wohnen? und wem wird es einfallen, sich neben einem so gefährlichen Nachbar gar ein Haus zu bauen?

Diethelm. Sie sind auch gar zu ängstlich, Freund! Wir leben, Dank sei dem Himmel! ziemlich weit von den fürchterlichen Giganten entfernt, die allen diesen Unfug anrichten.

Walther. Was nennen Sie weit? War Venedig, Mo-

dena oder der Kirchenstaat etwa näher? Was fragen diese neuen Vandalen, deren ungestümen Zug weder Flüsse noch Waldströme, weder Abgründe noch Felsen, wo Adler und Lämmergeier nisten, aufzuhalten vermögen, was fragen sie nach näher oder weiter? — sie, die gleich einem ausgetretenen See ihr Ufer mit jedem Augenblicke fortrücken und gar bald die entferntesten Völker zu ihren Nachbarn zu machen wissen!

Diethelm. Da wäre freilich das Land glücklich, das ex providentia majorum mit einem tüchtigen Damme verwahrt wäre, an welchem sich die stolzen Wellen dieses reißenden Wassers brechen müßten.

Walther. Hat es etwa irgend einem der Völker, die ein Opfer desselben wurden, daran gefehlt? Aber gegen diesen Verderber hilft kein Damm, schützt kein Bollwerk. Jene nordischen Barbaren, die das alte römische und byzantinische Reich überschwemmten, ehrten und schonten doch überall die Religion und die alten Gebräuche und Gewohnheiten der bezwungenen Länder; aber diese Barbaren von einer noch nie gesehenen Art treten Alles, was der Menschheit von je her heilig war, im Namen der Vernunft mit Füßen, dringen den Völkern ihre Gesetze im Namen der Freiheit auf und rauben, morden und zerstören kraft der unverlierbaren Menschenrechte.

Diethelm. Die neuesten Thaten der großen Nation haben, wie ich sehe, Ihre Galle in Aufruhr gesetzt, lieber Walther, und nun erscheint Ihnen Alles gräßlicher, als es wirklich ist, zumal da Sie den Republiken ohnehin nicht gewogen sind.

Walther. Da thun Sie mir zu viel. Ohne die Demokratie für die beste Staatsverfassung zu halten, ehre ich jede Regierung, was auch ihre Form sein mag, die, indem sie ihre eigenen Rechte behauptet, auch die Rechte Anderer respectirt. Ich werde die Achtung nie vergessen, die man ganzen Nationen schuldig ist; aber eben darum werde ich die Nation, welche Sie die große zu nennen belieben, nie für die Handlungen der Wenigen verantwortlich machen, in deren Hände das Unglück der Zeiten und ein fataler Zusammenhang von Umständen und Ereignissen eine Gewalt gespielt hat, welche sie erst zu Unterdrückung ihres eigenen Volks und nun zu Unterjochung aller übrigen gebrauchen. Diesen allein gelten meine Anklagen; über Diese allein werde ich Zeter schreien, so lange noch Luft durch

meine Kehle geht, und wenn ich so viele Köpfe hätte als Briareus und alle Tage einen unter die Guillotine legen müßte.

Diethelm. Ich bitte Sie, lieber Walther, mäßigen Sie, wenn's möglich ist, Ihren Eifer und lassen Sie uns gelassen von der Sache reden!

Walther. Gelassen? Verzeihen Sie mir! Wer solchen Dingen, wie täglich vor unsern Augen geschehen, gelassen zusehen kann, der ist —

Diethelm. Kein Menschenfreund, kein Weltbürger! — Das ist doch wol das Aergste, was Sie mir sagen wollten? Aber Ihr Herz erinnerte Sie, daß ich Beides bin, und das harte Wort blieb in Ihrem Munde stecken. — Auch mir ist es schon öfters ergangen wie Ihnen. Wer sollte nicht unmuthig werden, wenn die Gewalt, auf ihre Uebermacht trotzend, nicht einmal für nöthig hält, ihren Handlungen einen Anstrich von Anständigkeit, geschweige von Gerechtigkeit zu geben? Aber da wir mit allem unserm Unwillen nichts besser machen, sondern im Gegentheil, je leidenschaftlicher wir zu Werke gehen, desto mehr Gefahr laufen, Alles gar zu einseitig zu beurtheilen und darüber vielleicht das einzige Mittel zu übersehen, wodurch dem Uebel geholfen werden könnte: so bleibt uns denn doch nichts Andres, als unsre Gefühle zum Schweigen zu bringen und mit möglichster Gelassenheit so lange zu suchen, bis wir den Gesichtspunkt gefunden haben, aus welchem ein Weltbürger, der außer dem Nil humani a me alienum ganz und gar kein persönliches Interesse dabei hätte, die Sache betrachten müßte.

Walther. Gut! Ich verspreche Ihnen, so sanft zu sein wie ein Lamm, und wir wollen doch sehen, aus welchem Gesichtspunkte Sie in dem politischen System, nach welchem die Gewalthaber der großen Nation handeln, auch nur einen Schatten von Gerechtigkeit finden wollen.

Diethelm. Dazu will ich mich eben nicht anheischig gemacht haben.

Walther. Sie thun wohl daran. Denn so wie General Berthier von der Zinne des eroberten Capitols herab die Manen des Cato, Pompejus, Cicero und Brutus hervorrief, so citire ich hiermit die Schatten des Protagoras, Gorgias, Polus, Hippias und aller andern Sophisten, deren Leben uns Philostratus beschrieben hat, und fordre sie heraus, mit aller

ihrer Geschicklichkeit, eine schlimme Sache gut zu machen, das neueste Betragen der besagten Gewalthaber gegen die helvetischen Republiken zu rechtfertigen. Ich setze zum Voraus, daß Sie wenigstens aus der allgemeinen Weltkunde (welche die res gestas Francorum mit einem historischen Enthusiasm, der zuweilen in den dithyrambischen übergeht, erzählt) von allen Thatsachen hinlänglich unterrichtet sind. Und nun frage ich Sie, haben Sie jemals zwei ähnlichere Dinge gesehen als die Vorwürfe, die der Wolf in Phäder's Fabel dem Schafe macht, und die Anklagen, auf welche das französische Directorium sein gewaltthätiges Betragen gegen Bern und andere Schweizerkantons gründet?

Diethelm. Ich überlasse dem Schatten des Gorgias die Ehre, die Rechtfertigung des Wolfs auf sich zu nehmen. — Das Schaf wurde freilich feindseliger Absichten und geheimer Einverständnisse mit den Feinden Isegrimm's beschuldigt.

Walther. Gesetzt auch (was doch wenigstens sehr zweifelhaft ist), es wäre etwas Wahres an diesen Beschuldigungen; gesetzt, das Schaf wäre dem Wolf im Herzen nicht gut, fürchtete sich vor ihm, hätte auf alle Fälle sich um einigen Schutz bei dem Leoparden beworben und dergleichen, — was wär' es denn am Ende? Was kann Isegrimm vom Schafe zu befürchten haben? Was für Unternehmungen gegen seine eigne Person oder Frau Gieremund, seine Hausfrau, und die jungen Wölfe, seine Familie, wird es sich beigehen lassen, das friedsame Thier, das so froh ist, wenn man es nur ruhig grasen läßt? Es wäre lächerlich, nur ein Wort darüber zu verlieren. Gesetzt aber auch, die vorgeblichen Missethaten der Regierungen zu Bern, Freiburg u. s. w. hätten eine Ahndung verdient — und gewiß, eine wörtliche war für das, was ihnen mit einigem Grunde zur Last gelegt werden konnte, mehr als genug: — was hatte das Volk in diesen Ländern verschuldet, um aus seiner glücklichen Ruhe und aus einer Verfassung, worin es sich seit Jahrhunderten wohl befand, auf einmal herausgeworfen und entweder allen Folgen der Empörung gegen die bisherige gesetzmäßige Regierung preisgegeben oder (wenn es seiner Pflicht getreu blieb) in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, sich zu Vertheidigung des Vaterlandes zu bewaffnen und dadurch von Seiten des überlegnen Nachbars, der nur auf einen solchen Vorwand zu warten schien, sich selbst und seinen Bundesgenossen eine blutige Rache auf den Hals zu ziehen? — „Nein," sagen sie, „wir kommen nicht als Feinde des Volks, wir

kommen blos, es von seinen Tyrannen, den Aristokraten, zu befreien; wir kommen, dem ganzen Helvetien die unschätzbaren Güter Freiheit und Gleichheit zuzuwenden, wodurch Frankreich seit 1792 so glücklich ist, wie Ihr Alle wißt, und die dreizehn Cantons, in welchen das arme Volk bisher in der grausamsten Sclaverei gehalten wurde, durch das Feuer der Trübsal, das wir mitten unter ihnen angezündet haben und aus allen Kräften unterhalten, in eine einzige untheilbare Republik zusammenzuschmelzen." — Was die Befreiung von den aristokratischen Ungeheuern betrifft, die das unglückliche Schweizervolk bisher so barbarisch busirisirt und neronisirt haben sollen, so stand also ganz Europa bisher in einem falschen Wahne, da es die Schweizer für ein freies und glückliches Volk hielt! So lebten sie selbst in dem unbegreiflichsten Selbstbetrug, sich für frei zu halten, da sie doch Sclaven waren! Alle Fremde von allen Nationen Europens, die sich einige Zeit in der Schweiz aufhielten, stimmten bisher darin überein, daß die aristokratische Regierung der Berner ein Muster einer edeln, gerechten, sanften und das Glück der Untergebenen machenden Staatsverwaltung sei. Dies lehrte auch schon der bloße Augenschein einen Jeden, der sich das Vergnügen machte, die verschiednen Landschaften, Thäler und Gebirge dieses ansehnlichen Cantons zu durchwandern; und wiewol Niemand behaupten wird, daß die Berner allein von dem allgemeinen Loose der Menschheit die Ausnahme gemacht hätten, so können sie doch kühnlich die ganze Welt auffordern, einen Staat zu nennen, worin das Volk, was man im eigentlichsten Verstande Volk nennt, glücklicher und zufriedner gewesen wäre als das ihrige. Sei es doch, daß eine Anzahl aristokratischer Familien im Waadtlande mißvergnügt waren, keinen Antheil an der Regierung zu haben; sei es, daß gegen etliche einzelne Personen, die vor einigen Jahren als Ruhestörer in Untersuchung kamen, härter, als der Klugheit gemäß war, verfahren worden wäre: was für eine Befugniß hatte die französische Regierung, sich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staats zu mischen? Wenn die angeblich Unterdrückten sie um Schutz und Beistand anriefen, berechtigte sie das, sich zum Richter zwischen diesen Particularen und ihrer Obrigkeit aufzuwerfen? Gab es ihr ein Recht, die bisherigen Magistrate der helvetischen Freistaaten mit dem verhaßten und unverdienten Namen von Tyrannen zu brandmarken und das Volk unter dem Ver-

sprechen ihres kräftigsten Schutzes gegen sie aufzuwiegeln? — Aber auch über diese Vergewaltigung, wie offenbar sie immer gegen das allgemeine Völkerrecht streitet, wollen wir hinausgehen. Sei es damit zugegangen, wie es will, die helvetischen Aristokratien sind nicht mehr; die vormalige Constitution ist in allen Städten der Schweiz aufgehoben; die Minorität hat, mehr oder weniger nothgedrungen, hier und da sogar mit ziemlich guter Art der Majorität nachgegeben; die Basler, Schaffhauser, Luzerner, Zürcher u. s. w. haben etwas gethan, wozu ihnen der alte König Theseus von Athen schon vor 3000 Jahren das Beispiel gab, und, indem sie ihr städtisches Bürgerrecht auf alle in ihrem Lande Angesessnen ausdehnten, aus Stadt und Landschaft einen einzigen Bürgerstaat oder das, was die Griechen im eigentlichen Sinne des Worts Polis nannten, gemacht; das gesammte Volk in jedem dieser unabhängigen Freistaaten ist im Begriff, sich eine neue, auf Freiheit und Gleichheit gegründete Verfassung zu geben: hatte nun die französische Republik nicht alle Ursachen, zufrieden zu sein? Was konnte sie mehr verlangen? War nicht dies schon viel mehr, als sie einem von ihnen ganz unabhängigen Volke billigerweise zumuthen durfte? Und dennoch ist sie nicht zufrieden. Sie besteht darauf, die dreizehn Cantons auch noch in eine einzige untheilbare Republik umzugießen. Wünscht dies etwa das helvetische Volk auch? Nichts weniger. Eine kleine Zahl rascher Köpfe ausgenommen, ist es der ernste Wunsch und Wille der unendlich größern Majorität, in ihrem bisherigen eidgenössischen Verhältniß gegen einander auf dem alten Fuße zu verbleiben; und sie sind so überzeugt, daß die neue Form, die man ihnen aufzwingen will, ganz und gar nicht für sie paßt, daß diese den hartnäckigsten Widerstand finden und, wofern die französische Partei durchdringt, wahrscheinlich das Grab der schweizerischen Ruhe und Eintracht sein wird. Gesetzt nun auch — was ich keineswegs eingestehe — das, was die meisten Helvetier der Amalgamirung, die man mit ihnen vornehmen will, so abgeneigt macht, wäre bloßes blindes und irrendes Vorurtheil: wer gab der französischen Regierung ein Recht, freie, unabhängige Menschen mit Gewalt von ihren Vorurtheilen zu befreien? Oder genügt den politischen Jacobinern etwa an dem Rechte, welches ehemals die religiosen Jacobiner (die Dominicaner) hatten, einen Irrglaubigen lebendig zu verbrennen, um seine arme Seele vom ewigen Feuer zu retten? Doch was fragen diese

Centauren nach dem, was Andere Recht nennen? Recht ist, was sie wollen, und sie wollen, was ihnen beliebt, und was sie wollen, das können sie auch und werden es so lange können, als die große Majorität der Erdenbewohner aus Schwachköpfen, die sich durch Wörter, Phrasen und Chansons fanatisiren lassen, aus Schwindlern, die gern die Welt mit regieren möchten, und aus Sanscülotten, die nur beim Faustrecht gedeihen können, bestehen wird.

Diethelm. Sie haben Sich mit aller Ihrer Gelassenheit ein Wenig aus dem Athem declamirt, lieber Walther. Ich will Sie also auf ein paar Minuten ablösen und Ihnen offenherzig sagen, was ich von der Sache denke. Den Helvetiern Vorwürfe darüber zu machen, daß das alte Sero sapiunt seine allgemeine Wahrheit auch an ihnen bewährt hat, wäre unfreundlich. Die Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie zu dem, was zu ihrem Besten dient, nicht durch Vernunftschlüsse oder Reflexionen über fremde Erfahrungen, wie nahe sie ihnen auch liegen, bewogen, sondern von der unerbittlichen Nothwendigkeit bei den Haaren hingeschleppt werden müssen. Niemand ist durch die angestaunten, unerwarteten und doch so natürlichen und lehrreichen Begebenheiten dieses letzten Jahrzehends weiser, wohl aber sind die Thoren noch thörichter und die Verkehrten noch verkehrter geworden. So kommt es denn, daß man das, was im rechten Moment auf eine verdienstliche und kluge Art hätte gethan werden können, zuletzt ohne Verdienst und so, wie uns gebieterische Umstände dazu drängen, thun muß. Ob die einfache Form, in welche das französische Directorium die Helvetier gießen will, ihnen so schädlich sein werde, als sie zu glauben scheinen, ist ein sehr verwickeltes Problem, zu dessen Auflösung eine vollständigere Kenntniß des Landes und seiner Einwohner gehört, als ich besitze. Für Ja und für Nein scheinen starke Gründe vorzuwalten. Die stärksten für die verneinende Antwort liegen zwar in der Verschiedenheit der Religion und in dem großen Unterschied der Stufe der Cultur und Aufklärung, worauf sich die Einwohner des einen Cantons in Vergleichung mit denen von einem andern befinden; indessen zweifle ich kaum, daß die Ungeneigtesten, wenn sie die Gründe ihres Widerwillens angeben müßten, vor dem Richterstuhle der Vernunft schwerlich damit auslangen würden. Aber gerade dies, und daß sie wahrscheinlich die Competenz dieses Richters nicht anerkennen würden, beweiset, däucht mich, wenigstens gegen die momentane Schicklichkeit der Sache.

Auf der andern Seite scheinen die Vorsteher der französischen Republik, da sie außer ihrer allein seligmachenden, einen und untheilbaren politischen Kirche kein Heil sehen, ihren freundlichen Willen gegen ihre transalpinischen Nachbarn dadurch beweisen zu wollen, daß sie es mit ihnen ebenso gut meinen als mit ihrem eigenen Vaterlande, dem ihre Vorgänger und sie selbst hart genug zusetzen mußten, bis es sich in dieses, ihm noch weniger passende unbequeme Costüme hineinzwängen ließ. Freilich tönt es ein Wenig komisch, wenn die Mutter (wie in jener Fabel) ihre über die Unförmlichkeit ihrer Schuhe sich beklagende Tochter mit aller möglichen Gutmüthigkeit versichert: Die Schuhe müssen Dir ganz vortrefflich sitzen, mein Kind; denn ich habe das Maß dazu an meinem eigenen Fuße nehmen lassen.

Walther. Was für eine Sprache auch die allgemeine demokratische Mutterkirche mit ihren Töchtern führen mag, so darf man ihr doch, denke ich, ohne sich an ihrem guten Herzen zu versündigen, bei den großmüthigen Mittheilungen ihrer zuvorkommenden Gnade immer etwas mehr Rücksicht auf sich selbst zutrauen, als sie aus Schonung gegen die Schwachen zu nehmen das Ansehen haben will, ein Punkt, worüber uns die batavische, cisalpinische und ligurische Republik ein Wort ins Ohr sagen könnte. Uebrigens ist es ziemlich auffallend, daß man mit den guten Helvetiern nicht viel Complimente macht, so sehr sie auch vermöge der Menschenrechte und des Princips der Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränität berechtigt wären, von der großen Nation auf den Fuß der Gleichheit behandelt zu werden; und ich weiß mit dem Tone, den man sich z. B. gegen die Berner erlaubt hat, kaum einen andern zu vergleichen, als den hohen Ton, in welchem man zu Rastadt mit den Bevollmächtigten der Reichsdeputation spricht. Man sagt zwar, die Republik habe nichts weniger als Lust, mit den Schweizern gänzlich zu brechen; indessen ist es eben nichts Seltenes, daß Einer, dem es gar nicht um Händel zu thun ist, sobald er merkt, daß der Andere noch friedfertiger ist, einen trotzigen Ton annimmt und dadurch seinen Zweck erreicht. Widersetzen sich die Helvetier im Ernst, desto schlimmer für sie! Die Zeit ihrer alten Triumphe ist nicht mehr. Wenn sie auch noch ebendieselben alten Schweizer wären, die bei Sempach und Morgarten und Grandson und Murten siegten, und die Morgensterne und Schlacht-

schwerter ihrer Väter noch mit ebenso mächtigem Arme führten, so ist doch leicht vorauszusehen, daß sie zuletzt unterliegen und für das Verbrechen, ihre Freiheit und Gleichheit nach ihrer Weise handhaben zu wollen, fürchterlich büßen würden. Und nun zeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Gesichtspunkt, woraus man das Verfahren der französischen Gewalthaber — dem ich, um Ihnen meine Gelassenheit zu beweisen, seinen wahren Namen nicht geben will — ansehen müßte, um es nur erträglich zu finden!

Diethelm. Diesen Gesichtspunkt hat uns der scharfsinnige und beredte Herausgeber der Allgemeinen Weltkunde in seinem No. 49 bereits angegeben. Ich sage nicht, daß das Verfahren der gallofränkischen Republik dadurch gerechter oder edler oder großmüthiger werde, als es aus jedem andern Gesichtspunkt in allen gesunden Augen erscheint; aber dafür werden Sie auch so billig sein, den Gewalthabern jener Republik kein Verbrechen daraus zu machen, daß sie am Ende doch nur wie alle andern Gewalthaber in der Welt verfahren und, unbekümmert um die Moralität und Humanität ihrer Maßregeln, in jedem Falle so handeln, wie es ihrem Interesse am Gemäßesten ist.

Walther. Von einer Republik, die auf die Rechte der Menschheit gegründet sein will und mit den großen Zauberworten Freiheit und Gleichheit, Vernunft, Philosophie und Philanthropie so viel Geräusch und Geklingel macht, sollte man doch wol mit gutem Fug ein besseres Beispiel erwarten dürfen.

Diethelm. Von einer Republik, sagen Sie? Haben Sie das etwa von den alten Republiken, Athen, Sparta, Korinth, Karthago, oder dem glorreichen Vorbilde der gallofränkischen, der großen Räuberrepublik Rom, gelernt? Erinnern Sie Sich doch aus Ihrem Thucydides der edeln Unverschämtheit, womit die Athenischen Bevollmächtigten den armen Insulanern von Melos, die sich auch die Freiheit nehmen wollten, ihre Unabhängigkeit gegen das allgewaltige Athen zu behaupten, das Verständniß öffneten! „Reden wir mit einander wie verständige Männer," sagten sie zu den melischen Deputirten; „Grundsätze der Gerechtigkeit geltend machen, schickt sich nur für Parteien, die einander an Stärke gleich sind; wo dies der Fall nicht ist, da gebührt es sich, daß der Stärkere befehle und der Schwächere gehorche; denn dabei finden Beide ihren Vortheil."

Walther. O gewiß! Der Stärkere gewinnt einen Scla=

ven, und der Schwächere trägt unter den Flügeln seines Beschützers wenigstens eine Art von Existenz zur Ausbeute davon. Es liegt freilich klar am Tage, daß die gallofränkische Republik jenen altrepublikanischen Grundsatz in seiner ganzen Ausdehnung und Stärke auch zum ihrigen gemacht hat. Kraft desselben sehen wir die batavische und ligurische Republik in ein Modell der französischen nach verjüngtem Maßstabe gegossen und die cisalpinische nach eben diesem politischen Kanon neu zusammengesetzt. Nun ist die Reihe an Helvetien und seit wenigen Tagen auch an der heiligen Stadt Rom und am Kirchenstaat. Das Directorium will; General Berthier geht auf Rom los, findet keinen Widerstand, besetzt das Capitol, citirt die Manen des Cato und Brutus, ruft die Freiheit des römischen Pöbels aus, und Pius VI. ist, wie man eine Hand umkehrt, aus einem souveränen Fürsten in den Oberpfarrer von St. Johann im Lateran verwandelt! Auch war es nicht mehr als billig, daß die große Republik an die Stelle des aristokratischen Venedig, das auf ihr Wort aus dem Register der unabhängigen Staaten verschwunden ist, eine neue Demokratie aus dem Nichts hervorrief. Wie lange wird's noch währen, so kommt die Reihe an Neapel und Sicilien? Und wessen Parma und Florenz sich zu getrösten haben, mögen sie lebhaft genug vorempfinden. Aber vorher muß noch Karthago vertilgt werden! — oder vielmehr, wenn wir die pompösen Declamationen des Directoriums und seiner Präsidenten hören, so ist es schon vertilgt; und die Herren Bürger sind ihrer Sache so gewiß, daß, wenn Buonaparte nicht weiser gewesen wäre, die Siege, die sie an der Themse und am Shannon zu erhalten gedenken, auf dem Theater der Republik schon anticipando gefeiert worden wären. Hoffentlich werden sie einige Schwierigkeiten in der Ausführung finden. Aber wer kann für den Ausgang stehen? Lord Bridport sagte zwar ein großes Machtwort; aber wenn der Gott der Winde nicht immer auf seiner Seite ist, so hat er mehr gesagt, als er halten kann. Wenn London unendlich reicher ist als Karthago, so ist hingegen nicht zu leugnen, daß die Gallofranken ebenso sieggewohnt, ebenso tapfer, ebenso gut angeführt und noch zehnmal raubgieriger als die Römer selbst sind. Alles, was Montesquieu von dem werdenden Rom sagt, paßt auf dieses an die Ufer der Seine versetzte neue Rom entweder schon jetzt oder wird vermöge der Natur der Sache künftig an ihm wieder wahr

werden. Es muß in diesem furchtbaren Kampf um Leben oder Tod entweder siegen oder fallen, um nie wieder aufzustehen. Und was sagt Ihnen nun Ihr Genius, Diethelm?

Diethelm. Weg damit! Ich mag nichts mit weissagenden Genien zu thun haben. Die Wage beider Reiche hängt am Olymp herab; möchte doch der liebenswürdigste aller Genien, der Friede, noch in Zeiten dazwischentreten und dadurch dem gräßlichsten Schauspiel von allen, die unser Jahrhundert gesehen hat, zuvorkommen!

Walther. Ich wünsche es — ohne Hoffnung und befürchte, — was ich mir selbst nicht gestehen mag. Nichts als mein unbeweglicher Glaube an die göttliche Nemesis tröstet mich mit der Möglichkeit, daß der Augenblick der streng vergeltenden Gerechtigkeit, der, später oder früher, gewiß kommen wird, ebensowol früher kommen könne. Indessen schweben wir Allemannier und Germanen, das mächtigste — und unvermögendste Volk — und Nicht-Volk von Europa, in ängstlicher Ungewißheit, was aus unsrer Verfassung — die schon lange aufgehört hat zu sein und nie gut genug war, um dauern zu können — am Ende noch werden soll.

Diethelm. Die Unterhandlungen, die dies entscheiden sollen, sind in der That die ersten in ihrer Art, jene der Athener und Melier etwan ausgenommen. Germanien wehrt sich für sein uraltes Nationaleigenthum mit — diplomatischen Waffen, die große Republik mit Machtsprüchen. „Ich will," sagt sie. — „Du willst, wozu Du kein Recht hast," sagen wir. — „Ich will aber," sagt sie. — „Nun, so nimm die Hälfte; denn die Hälfte ist mehr als das Ganze, sagt der weise Hesiodus." — „Ihr treuherzigen Seelen, seht Ihr denn nicht, daß, wer mir eine Hälfte giebt, weil er muß, besser thäte, die andre gleich mit zu geben?" — „Nun, so nimm denn das Ganze (p. p. daß Du daran ersticken möchtest)!" sagen wir endlich. — „Gut, daß ich es schon habe," sagt sie. — „Aber", setzen wir hinzu, „wir behalten uns zwei bis drei Schock Clauseln und Reservate in casum casus vor." — „Davon verstehe ich nichts," sagt sie. — „Wollte Gott, Bürgerin Republik, Du hättest unsre Lünig und Ludewig und Moser und Pütter so gut studirt wie wir!" — „Wohl mögen sie Euch bekommen! Ich mache mir's bequemer. Ich studire nichts — als für meinen Hausgebrauch ein Wenig die Natur und die Landkarte. Seht Ihr, was für eine prächtige, in großen Schlangenkreisen

sich fortwälzende Grenze Mutter Natur hier zwischen mir und Euch fließen läßt! Was diesseits ist, bleibt mein; was auf Euerer Seite ist, will ich Euch, damit Alles friedlich und schiedlich zugehe, vertheilen helfen." — „Wir bitten, sich keine Mühe zu machen; wir wollen uns schon selbst vergleichen," sagen wir. Aber die Republik ist eine eigensinnige Dame. Sie werden sehen, Walther, daß sie auf ihrem Starrköpfchen beharren wird, und wir — wir werden's am Ende doch wol machen müssen wie der Hof zu Turin und Madrid, wie die Holländer, wie die lombardischen Fürsten, wie Genua, wie Venedig, wie die Schweiz, wie Se. päpstliche Heiligkeit und das ganze heilige Collegium. Sie will, und wir, als die Klügern, geben nach. Wären wir die Athener und sie die Melier, so ging's umgekehrt.

Walther. Soll ich Sie beneiden oder ausschelten, Diethelm, daß Sie in einer solchen Krisis über einen so ernsthaften Gegenstand noch scherzen können?

Diethelm. Und wenn wir uns nun, wie Jeremias, unter eine Thränenweide an den Wasserflüssen Babylon's hinsetzten und Klagelieder über unser armes Jerusalem anstimmten oder, wie Jonas, unter unsrer verdorrten Kürbislaube mit dem lieben Gott zu hadern anfingen, würde etwas dadurch besser werden? — Aber, weil Sie doch wollen, daß ich ernsthaft sein soll, so nehmen Sie wenigstens ein Wort des Trostes von mir an. Man schmählt und zürnt über das immer weiter um sich fressende leidige Revolutionswesen und will mit offnen Augen nicht sehen, daß eine höhere Macht die Hand im Spiele hat; daß eine von den großen Spindeln der Platonischen Parzen abgewunden, ein großer moralischer Cyklus durchlaufen und eine Revolution in der ganzen Menschheit im Schwung ist, wodurch sie sich zuletzt auf einmal zu ihrem eigenen Erstaunen um ein Beträchtliches vorwärts gerückt sehen wird. Und wehe uns, wenn es anders wäre! Denn wär' es nicht so, so würde — da bei aller unsrer Cultur und Aufklärung es endlich mit der allgemeinen Verderbniß des Herzens, der Triebfedern, Grundsätze und Maximen bereits bis zur stinkenden Fäulniß und zur Auflösung alles bindenden Leims, der die menschliche Gesellschaft noch bisher im Stand eines lebendigen Körpers erhalten hat, gekommen ist — so würde, sage ich, ohne diese Umbildung zu einem neuen Leben, wozu ich in Allem, was um uns vorgeht, geheime Zurüstungen und Anstalten zu

sehen glaube, nichts anders als eine gänzliche moralische Verwesung erfolgen und das scheußliche Aas, wenn es endlich ausgegährt hätte, in Staub und modernde Knochen zusammenfallen müssen. Dank sei dem Himmel, daß noch Rettung möglich ist! daß eine freie, edle, aufrichtige Verbindung der Mächtigen und Weisen zu gründlicher Heilung der moralischen Todkrankheit unsers Zeitalters den größten Uebeln, die auf uns und unsre Nachkommenschaft herandringen, noch zuvorkommen könnte! Wollen die Mächtigen nicht — denn aufs Wollen allein kommt es hier an — so wird das große Werk der Natur darum nicht weniger seinen Riesengang fortgehen. Könnten wol Kastor und Pollux, Hercules und Theseus und alle Starken der alten, mittlern und neuen Zeiten zusammengenommen mit ihren vereinigten Armen einen Kometen in seinem Lauf aufhalten? Wahrlich, Freund, ebenso wenig werden alle Despoten, Demagogen, Hierophanten und Sophisten der ganzen Welt mit vereinigter Gewalt diese große sittliche Revolution aufhalten, zu welcher Alles vorbereitet ist, zu welcher sich Alles hinwälzt, und die, wenngleich unmerklich, mit jedem Augenblicke sich dem Punkt ihrer Reife und Vollendung nähert. — Sind Sie nun zufrieden, Walther? oder was verlangen Sie noch mehr?

Walther. Nichts, als — daß wir den Zeitraum bis zur Erfüllung Ihrer Weissagung schon hinter unserm Rücken haben möchten!

IX.

Ueber die öffentliche Meinung.

Egbert. Sie haben Sich schon mehrmals auf die öffentliche Meinung berufen, Sinibald, und mit einem Ton, als ob Sie ihr nicht weniger Gewicht zugeständen, als die Alten dem allgemeinen Volksglauben (consensus gentium) beizulegen pflegten. Darf ich fragen, was Sie unter der öffentlichen Meinung verstanden haben wollen? Denn ich bekenne, daß ich noch nie mit mir selbst habe übereinkommen können, was ich bei dieser vieldeutigen Benennung, die man in unsern Tagen so oft zu hören bekommt, Eigentliches und Bestimmtes denken soll.

Sinibald. Und ich bekenne Ihnen ebenso unverholen, daß mich Ihre Frage in einige Verlegenheit setzt. Es wäre doch närrisch genug, wenn bei dieser Gelegenheit herauskäme, daß ich nicht mehr von der Sache wisse als Sie selbst und mit tausend andern wackern Leuten treuherzig an eine öffentliche Meinung geglaubt, von ihr gesprochen und ihr wer weiß was für geheime Zauberkräfte zugeschrieben hätte, ohne etwas Bestimmteres dabei zu denken, als man gewöhnlich bei Redensarten denkt, von denen man sich einbildet, daß sie einem Jeden verständlich seien, wiewol unter Zehen vielleicht ein Jeder sich etwas Anderes dabei vorstellt. Auf alle Fälle dürfte sie wol unter die Dinge gehören, wovon sich leichter sagen läßt, was sie nicht sind, als was sie sind.

Egbert. Ich kann nicht bergen, daß die schwankende Bedeutung, unter welcher dieser Ausdruck im gemeinen Leben so

oft gehört wird, mich beinahe auf den Gedanken gebracht hätte, es gebe gar keine öffentliche Meinung.

Sinibald. Da hätten Sie doch wol einen zu raschen Schluß gemacht?

Egbert. Ich erkläre mich. Was ich damit sagen will, ist nicht, daß das Volk gar keine Meinungen habe, noch weniger, daß eine Grille, die es sich in den Kopf gesetzt hat, nicht unter besondern Umständen für den Augenblick von einer großen und fürchterlichen Wirkung sein könne; sondern nur daß es so veränderlich und wetterlaunisch, so wenig mit sich selbst in seinen Meinungen übereinstimmend und so geneigt und gewohnt sei, blindlings hinter einem Anführer herzutraben, daß im Grunde bei seinen Meinungen nicht mehr und nur allzu oft weniger Gutes herauskomme, als wenn es gar keine hätte.

Sinibald. Hier wäre also gleich eine Gelegenheit, lieber Egbert, wo ich Ihnen sagen könnte, was die öffentliche Meinung nach meinem Begriff nicht ist. Ich denke aber, wir kommen am Kürzesten aus der Sache, wenn wir, bevor wir untersuchen, ob es eine öffentliche Meinung gebe, und wie viel oder wenig Aufmerksamkeit sie verdiene, erst zwischen uns selbst festsetzen, was für einen Begriff wir mit dem Wort öffentliche Meinung verbinden. Ich meines Orts verstehe darunter eine Meinung, die bei einem ganzen Volke, hauptsächlich unter denjenigen Classen, die, wenn sie in Masse wirken, das Uebergewicht machen, nach und nach Wurzel gefaßt und dergestalt überhand genommen hat, daß man ihr allenthalben begegnet; eine Meinung, die sich unvermerkt der meisten Köpfe bemächtigt hat und auch in Fällen, wo sie noch nicht laut zu werden wagt, doch gleich einem Bienenstock, der in Kurzem schwärmen wird, sich durch ein dumpfes, immer stärker werdendes Gemurmel ankündigt, da sie dann nur durch einen kleinen Zufall Luft bekommen darf, um mit Gewalt hervorzubrechen, in kurzer Zeit die größten Reiche umzukehren und ganzen Welttheilen eine neue Gestalt zu geben.

Egbert. Wohl! Ich lasse mir diese Bedeutung des Wortes gefallen; und dies vorausgesetzt, sage ich, daß ein ganzes Volk oder, was ich für ebendasselbe gelten lassen will, die große Mehrheit eines Volkes keine solche öffentliche Meinung habe, und daß es bloße Täuschung sei, wenn wir etwas, das ihr Dasein zu begründen scheint, bei einem Volke wahrzu-

nehmen glauben. Was man für die öffentliche Meinung ausgiebt, ist immer die Meinung und der Wunsch einer kleinen Anzahl von Köpfen, denen daran gelegen ist, das Volk zum Werkzeug ihrer Absichten zu machen, und die daher ihr Möglichstes thun, das Feuer, das sie anblasen, allgemein zu machen. Auch ist es ihnen wol zuweilen gelungen, ganze Nationen zu fanatisiren; aber wenn hunderttausend Arme sich auf einmal heben, so geschieht es nicht, weil sie von ebenderselben Meinung, sondern weil sie von ebendemselben Stoß in Bewegung gesetzt werden. Woher sollte auch dem Volke, dem rohen und unwissenden, im Denken ungeübten und eines blinden Glaubens an seine Obern gewohnten Volk eine andre gemeinschaftliche Meinung kommen, als die ihm entweder von seinen Lehrern oder von den Gewalthabern im Staat eingeprägt wird? Die Männer, die sich in vergnüglicher Selbsttäuschung überreden, daß sie die ganze Welt mit dem Licht ihrer Weisheit erfüllen oder mit dem Feuer ihres Genius durchglühen, sind dem unendlich größern Theile des Volkes, unter welchem sie leben, nicht einmal dem Namen nach bekannt und haben ganz und gar keinen Einfluß auf die Meinungen desselben. Die Voltairen und Rousseaus, die Montesquieus und Mablys könnten Jahrhunderte lang schreiben, das Volk weiß nichts davon, kümmert sich nicht darum und bleibt den Meinungen seiner Großmütter getreu. Kommt es aber jemals, aus Ursachen, woran das Volk im Grunde ganz unschuldig ist, zu einem Aufruhr im Staate, so wirkt der erste beste hosenlose Tollkopf, der auf einen Tisch steigt und mit donnernder Stentorstimme einem sich um ihn herdrängenden Haufen Unsinn predigt, in zehn Minuten mehr als die scharfsinnigsten und beredtesten Aufklärer, Weltverbesserer und Utopiendrechsler in der ganzen Welt in hundert Jahren. Denn er setzt fünfhundert Brauseköpfe seiner Art in Bewegung, die in ebenso kurzer Zeit fünftausend andere mit sich reißen. Der ungeheure Schneeball wird im Fortwälzen immer fürchterlicher; eine Myriade von Wahnsinnigen steckt die andre an; Diejenigen, die es nicht *sind*, sind gezwungen, um des Lebens sicher zu sein, es zu *scheinen*: und so steht, ehe man Zeit hat, sich umzusehen, ein ganzes Reich in vollen Flammen, ruft eine ganze Nation wie aus *einem* Halse „Freiheit und Gleichheit!“ aus, ohne daß die *öffentliche Meinung* das Geringste zu allem dem Unwesen beigetragen hat; da vielmehr im Gegentheil, sobald sich der erste Sturm legt,

sogleich tausend verschiedene Meinungen zum Vorschein kommen, über welche man einander in die Haare geräth, und in deren Namen man nicht aufhört, einander die Hälse zu brechen, bis sich endlich wieder eine Gewalt hervorthut, die den Leuten durch Bajonnette, Flintenkolben und Guillotinen zu erkennen giebt, was sie meinen sollen. Dies, lieber Sinibald, ist die wahre Geschichte der Volksmeinungen, mit wenigen Pinselstrichen nach dem Leben dargestellt! Wenigstens muß ich gestehen, daß mir in der Welt, so weit ich sie kenne, nichts aufgestoßen ist, das dem, was Sie Sich unter der öffentlichen Meinung denken, ähnlich wäre.

Sinibald (lächelnd). Die Sache wäre also hiermit auf einmal abgethan, und mir bliebe nichts übrig, als Ihnen meinen Beifall zuzuklatschen und mich zu empfehlen.

Egbert. Verzeihen Sie! Ich habe Ihnen blos meine Meinung von der Sache gesagt, und ich bin sehr bereit, zu hören, was Sie mir dagegen einwenden wollen.

Sinibald. Nein, lieber Freund! auf diesem Wege würden wir nicht weiter kommen, als daß am Ende Jeder mit seiner Meinung davonginge; und das können wir besser jetzt gleich thun und uns den vergeblichen Wortwechsel und die verlorne Zeit ersparen. Wenn sie, wie Tristram Shandy sagt, die Wahrheit als etwas, das wir noch nicht haben und einander suchen helfen wollen, betrachten können, so bin ich Ihr Mann; wo nicht —

Egbert. Gut, gut! Ich gestehe gern, daß ich zu einseitig war; und um zu beweisen, wie willig ich bin, Ihnen, was Sie finden wollen, suchen zu helfen, lassen Sie uns damit anfangen, genauer zu bestimmen, was für einen Begriff wir, wenn die Rede von öffentlicher Meinung unter einem Volke ist, mit dem Worte Volk verbinden.

Sinibald. Ich für meinen Theil keinen andern als den gewöhnlichen, den der Sprachgebrauch festgesetzt hat, wie ich mich vorhin schon erklärt zu haben glaube.

Egbert. Ich erinnere mich sehr wohl, daß Sie besonders derjenigen Classen erwähnten, „die, wenn sie in Masse aufstehen, das Uebergewicht machen." Sollten Sie wol hierunter auch die nervigen Erdensöhne, die sich noch vor wenig Jahren unter dem unvergeßlichen Namen der Sanscülotten in Frankreich so merkwürdig machten, begriffen haben wollen?

Sinibald. Wenn Sie unter dieser Benennung die gesetzlosen Horden und Schwärme von Bettlern, Gaunern, Beutelschneidern, Glücksrittern, Spitzbuben, Banditen, Straßenräubern und Mördern, die unter den Auspicien des berüchtigten Philipp Egalité und seines Anhangs in den drei letzten Jahren der französischen Monarchie und unter Marat, Robespierre und ihren Mitverschwornen in den beiden ersten Jahren der Republik eine so thätige Rolle spielten, mit allen Denen, deren ganzes Eigenthum blos in ihren Armen und Fäusten besteht, in einen Klumpen zusammenwerfen — so versteht sich die Antwort auf Ihre Frage von selbst. Wehe dem Lande, worin diese Sanscülotten so zahlreich sind, daß ihr Aufstehen in Masse unter der Anführung irgend eines entschlossnen und verschmitzten Bösewichts schon allein hinlänglich ist, das Schicksal desselben zu entscheiden! Ich gestehe, daß ich weder an die Einen noch Andern dachte, als ich von den Volksclassen sprach, die das Uebergewicht geben, wenn sie in Masse wirken. Weit entfernt, daß die Erstern eine eigene Classe im Staat ausmachen sollten, bestehen sie vielmehr aus dem Abschaum, Bodensatz und Auskehricht aller Uebrigen; und nichts zeuget lauter gegen eine Regierung, als wenn es ihr an Kraft oder Willen fehlt, dem Ueberhandnehmen dieser gefährlichen Art von geheimen innerlichen Feinden zuvorzukommen oder sich ihrer wenigstens noch in Zeiten zu entledigen. Was die andere Art von Sanscülotten betrifft — diejenigen nämlich, die kein anderes Eigenthum haben als ein Paar nervige Arme und eiserne Fäuste, so möchte es wol schwer sein, den Staat, worin ihnen jene verächtliche Benennung zukommt, von gerechten Vorwürfen frei zu sprechen. Denn wenn diese unterste, aber einem großen Staat unentbehrliche Classe nicht eine der nützlichsten ist; wenn sie ihm sogar dadurch gefährlich wird, daß sie sich durch übermäßigen Druck und hoffnungsloses Elend wo nicht gezwungen, doch sehr stark versucht fühlt, mit den erklärten Feinden aller Gesetze und bürgerlichen Ordnung gemeine Sache zu machen: an wem liegt wol die meiste Schuld, als an Denen, in deren Macht es stand, und deren Pflicht es war, das Uebel durch zweckmäßige Mittel zu verhüten? — Doch es würde uns zu weit aus unserm Wege führen, wenn ich diese Betrachtung verfolgen wollte. Denn, mit einem Worte, diese unterste Volksclasse, wie sehr sie auch in mancherlei Rücksicht der Aufmerksamkeit der Gesetz-

gebung und Regierung würdig und bedürftig ist, kann doch vermöge der Natur der Sache, ja schon allein darum, weil ihre Anzahl in jedem auch nur leidlich wohleingerichteten Staate in Verhältniß gegen die Masse des übrigen Volkes unbeträchtlich ist, nicht unter der großen Mehrheit begriffen werden, die ich als den Depositär der öffentlichen Meinung betrachte. Uebrigens muß ich Sie noch bemerken machen, lieber Egbert, daß die Redensarten: „in Masse wirken“ und „in Masse aufstehen,“ nichts weniger als gleichbedeutend sind. Ich weiß wohl, daß sie nur zu oft (zumal von Staatsmännern und Regenten von der stricten Observanz) mit einander verwechselt werden; aber gemeinschaftliche, mit Wärme und Nachdruck vorgetragene Beschwerden und Vorstellungen sind noch lange kein Aufstand, und die ehemaligen Regenten einiger schweizerischen Republiken haben die Verwechselung dieser im Grunde so verschiedenen Begriffe hart genug gebüßt, um andere vor ähnlichen Irrungen zu warnen.

Egbert. Sie haben die unterste Classe von der Mehrheit, deren übereinstimmende Meinung die öffentliche ausmachen soll, vermuthlich deswegen ausgeschlossen, weil Sie zu viel Unwissenheit und Rohheit bei derselben voraussetzen, als daß man ihr über Dinge, zu deren Beurtheilung etwas mehr als fünf Sinne und ein kleiner Antheil von Menschenverstand gehört, eine gesunde Meinung zutrauen könnte. Aber indem Sie, wie es scheint, annehmen, daß die Aufklärung, die in unserm Jahrhundert so große Vorschritte gemacht hat, nicht bis in die Köpfe der Tagelöhner eingedrungen sei, sollte hier nicht der Fall des ehemals berühmten Vexirschlusses des Eubulides von Megara eintreten, vermittelst dessen er bewies, daß ein einziges Korn einen ganzen Haufen mache? Sollte nicht derselbe Grund, warum Sie die unterste Classe ausschließen, auch von der unmittelbar an dieselbe grenzenden giltig sein, und so von einer Classe zur andern durch die ganze lange Reihe von Unterabtheilungen bis zu den obersten, welche, was die Aufklärung betrifft, wieder mit den untersten zusammenzutreffen und (unter uns gesagt) wenig vor ihnen voraus zu haben scheinen?

Sinibald. Wenn ich der untersten Classe unter jedem policirten Volke keinen activen Antheil an der öffentlichen Meinung einräume, so geschieht es nicht sowol aus Mißtrauen gegen ihren Menschenverstand, als aus Rücksicht auf ihren

Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, der diesen von Mangel und Arbeit gedrückten Menschen weder Muße noch Gelegenheit läßt, sich um Dinge, die ihre körperlichen Bedürfnisse nicht zunächst angehen, zu bekümmern. Was die Aufklärung betrifft, so möchten sich wol in allen Classen nicht Wenige finden, deren Meinungen mit der öffentlichen (zumal wenn sich's träfe, daß sie gerade die vernünftigste wäre) nichts zu schaffen haben oder gar mit ihr in offenbarem Widerspruch stehen. Ich bekenne also, daß ich aus dieser Rücksicht nicht nöthig gehabt hätte, die unterste auszuschließen, indem es ebenso möglich ist, daß sich in dieser einige helle Köpfe über den engen und nebligen Dunstkreis ihres Standes erheben, als es gewiß ist, daß in den höchsten Classen selbst nur Wenige zu einer klaren und unbefangenen Ansicht der menschlichen Dinge gelangen. Aber ich betrachtete bisher die öffentliche Meinung blos im Allgemeinen, ohne Rücksicht, ob sie sich auf Irrthum oder Wahrheit gründet. In beiderlei Fällen verdient sie immer die größte Aufmerksamkeit: im ersten, um ihr auf jede zweckmäßige Art entgegenzuarbeiten, im andern, um sie als den untrüglichsten Rathgeber dessen, was man zu thun hat, anzusehen.

Egbert. Ueber den ersten Punkt werden wir in keinen Streit gerathen, Sinibald; denn wofern es eine öffentliche Meinung giebt, so ist immer Zehn gegen Eins zu setzen, daß sie auf Vorstellungen gebaut sein wird, denen man entgegenzuarbeiten hat; oder, um mich richtiger auszudrücken, die Erfahrung lehrt, daß es zu allen Zeiten herrschende Irrthümer gab, welche sich beinahe aller Köpfe in allen Classen eines Volkes, ja der unendlichen Majorität des ganzen Menschengeschlechts bemächtigt haben; wie z. B. der Glaube an Gespenster, Elementargeister, Vorbedeutungen, Einfluß der Gestirne, Magie, Wunderkräfte u. dgl., auf welchen man von je her eine öffentliche Meinung gegründet hat, die sogar in unsern Tagen und selbst unter den weniger ungebildeten höhern Volksclassen durch alle Fortschritte der Naturwissenschaft nicht völlig verdrängt werden konnte.

Sinibald. Und dies aus sehr natürlichen Ursachen. Der Volksglaube, den Sie z. B. anführen, stützt sich nicht nur auf den unsrer Natur eigenen Hang zum Uebersinnlichen und Uebernatürlichen und ist nicht nur zu allen Zeiten von Priestern und Dichtern aufs Fleißigste genährt und gepflegt

worden, sondern wird sogar noch in diesem Augenblicke von guten und schlechten Buchmachern als ein unfehlbares Mittel, viele Leser zu bekommen und starke Wirkungen zu thun, auf alle nur erdenkliche Art benutzt und aufgestutzt. Ein so wohl unterhaltener Aberglaube wird nie durch Cultur und Aufklärung so ganz verdrängt werden, daß er nicht sogar in der Phantasie und dem instinctmäßigen Hange Derjenigen selbst, die ihn für das, was er ist, erkennen, einen geheimen Fürsprecher finden sollte. Aber eine ganz andere Bewandniß hat es mit Wahnbegriffen und Vorurtheilen über Dinge, die unser unmittelbares Wohl oder Weh betreffen und Allen so nahe liegen, daß auch der gemeinste Menschenverstand sie ohne Mühe erreichen kann. Denn wie tiefe Wurzeln auch ein Irrthum in solchen Dingen geschlagen haben mag, so zeigen uns doch die Epochen der großen Revolutionen Beispiele genug, daß er endlich der Uebermacht der Wahrheit weichen muß, und daß der öffentlichen Meinung, die sich dadurch festsetzt, sogar die Donnerkeule eines ehemals vermeinten Halbgottes und die ganze aufgebotene Macht der unumschränktesten Herrschergewalt, mit allen Werkzeugen der Zerstörung und des Todes bewaffnet, nichts anzuhaben vermögen.

Egbert. Sowol in dem besondern Falle, auf welchen Sie hier anspielen, als in allen andern, die unter dem allgemeinen Begriffe von Dingen, woran Allen liegt, und die der gemeinste Verstand erreichen kann, enthalten sind, dürfte wol viel zu unterscheiden und zu sondern sein. Was den ersten betrifft, so däucht mich, es könne von ihm auf andere, wiewol ähnlich scheinende Fälle nicht geschlossen werden. Auch der stärkste und eingewurzeltste Wahnglaube giebt endlich der Macht der Zeit und der Gewohnheit nach, deren beider gemeinschaftliche Eigenschaft ist, die Formen der Dinge und den Eindruck, den sie auf das Gemüth machen, abzustumpfen und schon dadurch allein eine von andern Umständen herbeigeführte Veränderung in der Vorstellungsart der Menschen vorzubereiten und zu fördern. Ist nun vollends ein solcher Wahnglaube die Quelle unzähliger lästiger Mißbräuche und die Gelegenheit zu den härtesten Bedrückungen geworden, so kann man mit gutem Grund annehmen, daß es vielmehr das allgemeine Gefühl dieser Mißbräuche und Bedrückungen als eine durch Untersuchung gewirkte Ueberzeugung von der Wahrheit war, was z. B. die große Empörung eines ansehnlichen

Theils der Christenheit gegen den päpstlichen Stuhl im sechzehnten Jahrhundert bewirkte. Die Uebereinstimmung in diesem Gefühle, nicht die Uebereinstimmung in Meinungen, that dieses Wunder; und bedürfen wir dessen wol einen stärkern Beweis, als daß eben diese Menschen, die gegen den römischen Stuhl gemeinschaftliche Sache machten, in eine Menge Secten unter sich selbst zerfielen und einander mit Wuth verfolgten, sobald man ihnen Zeit ließ, gewahr zu werden, daß sie über das, was man meinen oder glauben sollte, verschiedener Meinung wären? Ebendasselbe läßt sich auch (wie ich schon im Vorbeigehen bemerkte) von allen großen politischen Revolutionen behaupten. Nichts kann unbestimmter, schwankender und veränderlicher sein als die Meinungen des Volkes in solchen kritischen Zeitläufen; nichts wäre schwerer, als eine darunter anzugeben, die man die allgemeine oder öffentliche nennen könnte; aber was sich laut und öffentlich genug hören läßt, ist das Gefühl der gemeinsamen Bedrückungen, der Wunsch, davon befreit zu werden, ein ungeduldiges Verlangen, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, und, wenn die Hoffnung zu verschwinden beginnt, eine Verzweiflung, die zu Allem fähig macht.

Sinibald. Ich danke Ihnen, Egbert, daß Sie mir den Weg zur Beantwortung der Frage, die uns beschäftigt, selbst gebahnt und abgekürzt haben. Sehr gern gebe ich Ihnen zu, daß, sobald beim Ausbruch oder im Fortgang einer Staatsrevolution von speculativen Punkten, von den besten Mitteln, zum Ziele zu gelangen, insofern sie durch Untersuchung und Vernunftschlüsse herausgebracht werden müssen, oder von der zweckmäßigsten Art der Anordnung und Ausführung dieser Mittel die Rede ist, eine feststehende öffentliche Meinung etwas Unerhörtes und nicht zu Erwartendes sei. Der Ursachen hiervon sind so viele, daß es ebenso mühsam als langweilig wäre, sie alle aufzuzählen; indessen lassen sie sich füglich unter zwei zusammenfassen, in welchen alle übrigen begriffen sind. Die eine ist: daß bei solchen Staatserschütterungen die Volksclassen, welche die große Mehrheit ausmachen, in zu heftiger Gährung und größtentheils in einem allzu leidenschaftlichen Gemüthszustande sind, als daß der gemeine gesunde Menschenverstand mit gehöriger Freiheit wirken und das Uebergewicht entscheiden könnte; die andere: daß sowol Diejenigen, denen an Erhaltung der bisherigen Ordnung der Dinge und mit ihr an den gewohnten, ihnen allein vortheilhaften Miß-

bräuchen Alles gelegen ist, als Diejenigen, die eine neue, auf ihren eigenen Vortheil berechnete Ordnung der Dinge wollen, aber auch schon bei der Unordnung, die ihr vorhergeht, unendlich viel zu gewinnen haben oder zu gewinnen hoffen, sich alle möglichen Bewegungen geben und kein Mittel unversucht lassen, das Volk zu bearbeiten, zu verwirren, zu ängstigen, zu schrecken und gewaltsam mit sich fortzureißen oder zu verführen, zu blenden, zu täuschen, durch Schmeichelei und große Verheißungen zu bestechen und durch alle diese Mittel in jener unseligen Gährung zu erhalten, die sich gewöhnlich mit dem Untergang beider Parteien und der gänzlichen Auflösung des Staats endigt. Ganz gewiß findet während solcher politischen Momente nichts, was man mit Recht öffentliche Meinung nennen könnte, statt; aber es ist meiner Ueberzeugung nach ebenso gewiß, daß eine solche Meinung jeder Staatsumwälzung vorgeht und gleichsam das Zeichen zum Anfang derselben giebt, und daß, nachdem die Explosion endlich erfolgt ist, die Wiederherstellung einer auch nur leidlichen Ordnung nicht eher erwartet werden darf, bis das Volk, auf welche Art es geschehen mag, wieder ruhig genug geworden ist, um einer öffentlichen Meinung fähig zu sein und sie mit dem gehörigen Nachdruck zu erkennen zu geben.

Egbert. Ich bin begierig zu hören, wie Sie auch mich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen wollen.

Sinibald. Ich hoffe, daß Sie meine Darstellung mit dem natürlichen Gange der menschlichen Dinge und dem, was uns die Geschichte alter und neuer Zeiten und die Erfahrung unsrer eigenen gelehrt hat, genau zusammenstimmend finden werden. Nur bitte ich Sie um Geduld, wenn ich Ihnen ein Wenig weit auszuholen scheinen sollte.

Wie dumpf oder leichtsinnig ein Volk sein mag, so wird es doch nicht an Augenblicken fehlen, wo Jedermann über seinen Zustand nach seinem gegenwärtigen Gefühl urtheilt und denselben mit dem, was er durch mündliche Ueberlieferung oder zufälligerweise von dem Zustande seiner Voreltern oder andrer Völker gehört hat, oder auch blos mit seinen Bedürfnissen und Wünschen in Vergleichung bringt. Die gewöhnliche Folge dieser Vergleichung ist ein unbestimmtes Verlangen, es besser zu haben, und eine ebenso unbestimmte Geneigtheit, alle Wege einzuschlagen, auf welchen man ohne große Wahrscheinlichkeit, sich zu verschlimmern, seine Lage zu verbessern hoffen

darf. Wir können sicher annehmen, daß dies, so zu sagen, der Grundton in der Stimmung eines jeden Volkes ist, und daß man unter tausend Einwohnern eines Landes kaum Einen rechnen kann, der mit dem Gegenwärtigen so zufrieden wäre, daß er nicht eine geheime Neigung zu Veränderungen in sich trüge, welche die Sicherheit und Ruhe des Staats in beständige Gefahr setzen müßte, wenn nicht zu gutem Glück die Natur selbst für ein mächtiges Gegengewicht gesorgt hätte, wodurch wenigstens die schlimmsten Folgen dieser Unruhe und Unzufriedenheit des menschlichen Herzens oft Jahrhunderte lang aufgehalten werden. Dieses Gegengewicht liegt in einer gewissen allen Menschen angebornen Trägheit, die uns, so lange die eiserne Nothwendigkeit nicht etwas Andres befiehlt, unwillig macht, unsre gegenwärtige Lage gegen eine besser scheinende zu vertauschen, wofern wir uns nicht anders als mit großer Anstrengung unsrer Kräfte, und auch da noch mit Gefahr, Aufopferungen und Ungewißheit des Erfolges in dieselbe versetzen könnten. Diese natürliche Trägheit zu einer andern nahe mit ihr verwandten Eigenschaft, nämlich der Leichtigkeit, uns an eine gewisse Lebensweise zu gewöhnen, gesellt, ist unleugbar die stärkste, wo nicht die einzige Grundlage, worauf dermalen die innere Sicherheit der meisten Staaten beruht; und wiewol keiner Regierung zu rathen ist, sich auf die Haltbarkeit derselben zu viel zu verlassen, so lehrt doch die Erfahrung, daß kein Zustand so armselig ist, daß die Menschen (zumal von früher Jugend an) sich nicht an ihn gewöhnen und durch die bloße Macht der Gewohnheit um so stärker an ihn gefesselt werden könnten, da ein solcher Zustand nothwendig mit einer Abstumpfung der edlern Kräfte der Menschheit, wodurch sie bis zur bloßen Thierheit herabsinkt, verbunden ist. Ein Monarch, dem das Schicksal die Bequemlichkeit zugetheilt hat, über lauter Sclaven zu gebieten, kann sich auf die ewige Dauer seines Throns verlassen, wofern er nur so lange, bis er sein geliebtes Volk in den glücklichen Stand der Pescherähs (im Feuerlande) versetzt hat, Sorge trägt, daß der Eingang in sein Reich jeder Möglichkeit von Cultur und Aufklärung verschlossen bleibe. Denn freilich, zu verlangen, daß Sclaverei und Cultur immer Hand in Hand neben einander gehe, hieße das Unmögliche wollen. Indessen ist doch auch die Cultur keine so gefährliche Sache, daß nicht die große Mehrheit einer policirten Nation von fünfundzwanzig oder dreißig Millionen

Menschen durch die besagte Macht der Gewohnheit oft unglaublich lange in einem Zustand erhalten werden könnte, den die Pescherähs selbst bei Allem, was er etwa noch vor dem ihrigen voraus hat, nicht beneidenswürdig finden würden.

Egbert. Da geben Sie den hochbesagten Sultanen einen feinen Trost, Sinibald.

Sinibald. Bis jetzt wenigstens ist ihnen die öffentliche Meinung noch ziemlich günstig. Denn aus unsrer bisherigen Betrachtung scheint mir als eine natürliche Folge hervorzugehen, daß man in jedem dermalen bestehenden Staate, ohne Rücksicht auf desselben mehr oder weniger preiswürdige Verfassung und Verwaltung, bei dem größten Theile des Volkes zwei Gesinnungen annehmen könne, aus welchen sich ebenso viele Meinungen bilden, die man mit Grund für öffentliche oder allgemeine gelten lassen kann, und von welchen die zweite der ersten so richtig die Wage hält, daß selbst der furchtsamste Sultan vor Revolutionsgefahr sicher anf beiden Ohren dabei schlafen dürfte. Die erste ließe sich, däucht mich, kurz und gut in diese Formel fassen: „Alles sollte besser gehen, als es geht"; — eine Meinung, welche, mit oder ohne klares Bewußtsein Dessen, der sie hegt, das Gefühl zur Unterlage hat: „Mir selbst sollte besser sein, als mir ist." — Die zweite dürfte, in Worte verfaßt, ungefähr so lauten: „Wir thun zwar, was wir können, und leiden, was wir müssen, Alles in Hoffnung, daß es noch einmal besser kommen werde, und aus Furcht, übel ärger zu machen; aber jede Verbesserung unsers Zustandes, wobei wir diese Gefahr nicht laufen, soll uns willkommen sein." Können Sie zweifeln, Egbert, daß ich in diesen beiden Formeln die Gesinnung und Meinung der unendlichen Majorität aller Bewohner Europens ausgedrückt habe?

Egbert. Ich gestehe Ihnen, daß ich es nicht kann. Aber ich muß auch sagen, Sie haben da einen fürchterlichen Lichtstrahl in das Innere unsers Zustandes fallen lassen.

Sinibald. Nicht so fürchterlich, als es scheint. Wenn es ein Lichtstrahl ist (und das ist er gewiß), so zeigt er uns Wahrheit und hindert uns, das Ding, das nicht ist (mit Swift's Huyhnhnms zu reden), für Wahrheit zu halten, falsche Schlüsse darauf zu bauen und dadurch zu Schaden zu kommen. Es ist gut und mehr als gut; denn es ist unumgänglich nöthig, daß wir genau wissen, woran wir sind, und worauf wir uns zu verlassen haben, damit uns weder falsche Sicher-

heit verblende, noch unzeitige Furcht und panischer Schrecken so verwirrt mache, daß wir, um ein kleines Feuer zu löschen, nach dem Oelkrug statt der Wasserkanne greifen. Lassen Sie uns also einen Schritt weiter gehen! Der so eben als öffentliche Meinung des Volks in jedem Staat ausgesprochne Satz enthält viele andere, die auf ebendemselben Grunde beruhen und entweder bloße Entwicklungen oder natürliche Folgen desselben sind. Z. B. „Wie schlimm es auch im Besondern und Einzelnen gehen mag, so lange nur die Gesetze noch einige Kraft haben, so lange sie noch (in den meisten Fällen wenigstens) Jeden bei dem Seinigen schützen, so lange wir ordentlicherweise vor willkürlichen Mißhandlungen, Beraubung unsrer bürgerlichen Rechte, unsrer persönlichen Freiheit, unsrer Ehre, unsers Lebens sicher sind, so lange könnte es noch schlimmer gehen; wir müssen und wollen uns also geduldkn!" — Glauben Sie nicht, Egbert, daß man auch dies als öffentliche Meinung annehmen könne?

Egbert (lächelnd). Es ist eine so zahme und geduldige Meinung, daß ich sie Ihnen ohne Bedenken gelten lassen kann.

Sinibald. Oder die folgende: „Wenn es zu Verbesserung unsers Zustandes nichts weiter bedarf, als Ja zu sagen, d. i. wenn die Mittel dazu uns von den obersten Machthabern selbst von freien Stücken in die Hände gelegt werden, oder wenn der Fall eintritt, daß wir uns selbst helfen sollen, und wir uns durch Mittel helfen könnten, die von Vernunft und Billigkeit gut geheißen werden, und wobei also die allgemeine Wohlfahrt nicht gefährdet ist: so wollen wir aus allen Kräften zur Verbesserung thätig sein." — Sollte nicht auch dies, sobald der Fall dazu eintritt, ebenso gewiß als die Meinung und Gesinnung der meisten Staatsbürger angenommen werden können, als man annehmen kann, daß Jedermann, sobald der Anlaß dazu da ist, zweimal Zwei für Vier erkennt?

Egbert. Ich sehe nicht, warum wir es nicht annehmen sollten, vorausgesetzt, daß die große Mehrheit im Staat nicht etwa aus lauter Bettlern und Banditen bestehe, denen freilich mit einem so ruhigen Gange der Sachen nicht gedient sein möchte.

Sinibald. Und so hätten wir denn doch etwas, das wir für öffentliche Meinung in jedem dermalen bestehenden Staat annehmen können?

Egbert. Nur sehe ich nicht, wozu es dienen soll. Denn

so lange sich das Volk mit so gutmüthigen und gefälligen Meinungen behilft, könnt' es im Ganzen so übel gehen, als es wollte, und selbst ein Heinrich VIII., Ludwig XI., Philipp II., Ferdinand II. und Ihresgleichen könnten nebst ihren lieben Getreuen so getrost und sicher tyrannisiren, als ob sie ebenso viele Trajane und Marc-Aurele, Henri-Quatre und Süllys und Düplessis-Mornay wären.

Sinibald. Dies dürfte allerdings der Fall in einem Staate sein, wo dem Fortgange der Cultur zur Humanität ein ewiger Riegel vorgeschoben wäre, indessen eine unweise Staatsverwaltung sich mit allen Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten einer unterdrückenden Verfassung und mit allen Ausschweifungen, Lastern und Freveln einer der Gesetze spottenden privilegirten Kaste vereinigte, das Volk von Stufe zu Stufe bis zur thierischen Gefühllosigkeit der Pescherähs herabzudrücken. Aber wo die Cultur mit den Mißbräuchen beinahe gleichen Schritt hält und das öffentliche Elend den aufgeklärtesten Theil der Nation, der das Studium der Natur und des Menschen schon lange, wiewol nur zur Speculation trieb, endlich nöthigt, Moral und Politik zum Gegenstande der schärfsten Untersuchungen zu machen und ihre ersten Gründe aus der menschlichen Natur selbst hervorzugraben, da nehmen die Sachen einen andern Gang. So lange die Moral eine ausschließliche Behörde der Priesterschaft und die Politik das anmaßliche Geheimniß der Höfe und Cabinette ist, müssen sich diese und jene zu Werkzeugen der Täuschung und Unterdrückung mißbrauchen lassen; das Volk wird das Opfer schändlicher Wortspiele, und die Gewalt erlaubt sich Alles und darf sich Alles ungestraft erlauben, da es von ihrer Willkür abhängt, Unrecht zu Recht, Recht zu Unrecht zu stempeln und das, wovor sie sich am Meisten fürchtet, die Bekanntmachung der Wahrheit, zum Verbrechen zu machen und als solches zu bestrafen. Nicht so, wenn die Vernunft sich ihrer ewigen unverjährbaren Rechte wieder bemächtigt hat, um alle Wahrheiten, an deren Erkenntniß Allen Alles gelegen ist, wieder ans Licht hervorzuziehen und ihnen mit Hilfe aller Musenkünste unter allen nur ersinnlichen Gestalten und Einkleidungen die möglichste Popularität zu verschaffen. Eine Menge berichtigter Begriffe und Thatsachen kommen dann in Umlauf; eine Menge Vorurtheile fallen wie Schuppen von den Augen einer neuen Generation; es wird immer heller in den

Köpfen; man lernt Irrthümer für — Irrthümer erkennen, an welchen Jahrhunderte lang nur zu zweifeln Verbrechen war, und erstaunt, wie man Augen und Ohren vor den unwidersprechlichsten Aussagen der Vernunft und des allgemeinen Gefühls so lange habe verschließen können. Wie gering auch verhältnißmäßig die Anzahl Derjenigen sein mag, die in diesem Licht als in ihrem Elemente leben, zu einem heitern Ueberblick der wahren Beschaffenheit der menschlichen Dinge gelangt sind und den Leitfaden in der Hand haben, der uns allein aus dem Labyrinthe des Lebens heraushelfen kann, so wird doch die Wirkung des von ihnen ausgehenden Lichtes von einem Jahrzehend zum andern immer merklicher; sie verbreitet sich stufenweise durch die mittlern Classen der Gesellschaft, und wenn auch nur einzelne gebrochne Strahlen bis zu den untersten dringen, so sind sie doch hinreichend, Aufmerksamkeit und Verlangen nach Belehrung über Dinge, deren allgemeine Wichtigkeit für die Menschen man zu erkennen anfängt, wenigstens bei Einigen zu erregen. Was ist nun, wenn Cultur und Aufklärung einmal diese Stufe erstiegen haben, natürlicher, als daß zu einer Zeit, wo eine gänzlich zerrüttete Staatswirthschaft für die Verschwendungen des Hofes keine Quellen mehr aufzutreiben, die schlaueste Finanzkunst dem gesunknen öffentlichen Credit nicht wieder aufzuhelfen und die Tyrannei selbst von einem bis aufs Mark ausgesogenen Volke nichts mehr herauszudrücken vermag; zu einer Zeit, wo die ausgelassenste Ueppigkeit und übermüthigste Verschwendung auf der einen Seite gegen die äußerste Armuth und eine an Verzweiflung grenzende Muthlosigkeit auf der andern so widerlich absticht, daß die aus allem leidlichen Verhältniß getretene Ungleichheit unter den Ständen und einzelnen Gliedern ebendesselben Staats auch die stumpfsinnigsten Halbmenschen empören muß — was Wunder, sage ich, wenn in einem solchen Zeitraume sich endlich von allen Seiten her tausend und zehentausend Stimmen, laut genug, um überall gehört zu werden, gegen Aberglauben, Despotismus und privilegirte Gesetzlosigkeit als die ersten Quellen des öffentlichen Elends erheben? Oder was ist natürlicher, als daß beinahe alle guten Köpfe einer solchen Nation sich theils mit Aufdeckung der nähern und entferntern Ursachen dieses Elends, theils mit den Mitteln, demselben abzuhelfen, beschäftigen? Und wie sollt' es zugehen, daß Alles dies nicht endlich mächtig auf den Geist der Nation wirken und bei der größern Mehrheit,

als dem leidenden Theil, eine der gegenwärtigen Ordnung der Dinge ungünstige Disposition hervorbringen sollte, von welcher der Uebergang zu einem lebhaften, ungeduldigen Verlangen nach irgend einer großen wesentlichen Veränderung nur ein kleiner Schritt ist?

Egbert. Was Sie da sagen, bringt mir einen Umstand aus dem achten Zehend dieses Jahrhunderts ins Gedächtniß, der mir so stark auffiel, daß ich ihn schon damals als ein furchtbares Vorzeichen eines nahe bevorstehenden Ausbruchs der Gährung, die sich bereits hier und da in dem Innern von Frankreich verspüren ließ, betrachtete und mich oft wunderte, daß eine so sonderbare Erscheinung sonst von Niemand bemerkt zu werden schien. Dies war, daß in den letzten sechs oder sieben Jahrgängen der Bibliothèque universelle des Romans ein ungewöhnlicher Geist der Freiheit, eine gewisse nur leicht verdeckte, mitunter ziemlich stark in die Augen fallende politische Tendenz und ein gewisser ernster, kräftiger, öfters sogar überspannter und kaustischer Ton unvermerkt herrschend wurde, der mit der anscheinenden Frivolität der Sachen gar sonderbar contrastirte und, da er in einem so allgemeinen Lesebuch selbst der königlichen Censur nie aufgefallen zu sein scheint, mir desto deutlicher bewies, daß der alte Geist der Nation aus seinem tiefen Schlaf zu erwachen anfange und wahrscheinlich nicht lange mehr unthätig bleiben werde.

Sinibald. Sollten nun in einem solchen Zeitpunkte, wo der Geist eines durch hierarchischen, aristokratischen und monarchischen Despotism lange niedergedrückten Volkes alle seine Ketten zu schütteln anfängt und im Begriff ist, eine nach der andern zu zerreißen, nicht auch natürlicherweise die öffentliche Meinung eine bestimmtere Gestalt gewinnen und sich endlich so deutlich zu erkennen geben, daß nur eine beinahe unbegreifliche Verblendung die Machthaber verhindern könnte, zu sehen, daß es die höchste Zeit sei, andre Wege einzuschlagen, wenn sie der Katastrophe, die sie doch selbst befürchteten, zuvorkommen wollten? Sollte sich nicht mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen lassen, daß es in Frankreich wenigstens schon im Jahre 1788 allgemeine Meinung der größern Mehrheit gewesen sei: „das Volk habe Rechte zurückzufordern, gegen welche keine Verjährung gelte“ — „es sei eine nicht länger zu duldende Ungerechtigkeit, daß das Volk die Lasten des Staats allein oder nach einer ganz unbilligen

Austheilung trage" — „willkürliches Verfahren in Sachen, welche das Eigenthum, die Ehre und persönliche Freiheit der Bürger betreffen, sei kein wesentliches Vorrecht der höchsten Gewalt, und die Nation sei nicht schuldig, deswegen, weil die Staatsverfassung monarchisch sei, sich despotisch beherrschen zu lassen"? — Ich müßte mich sehr irren, oder diese und ähnliche Sätze lagen als öffentliche Meinung den sogenannten Cahiers des dritten Standes zum Grunde, worin das Volk seinen Stellvertretern im Jahre 1789 seine damals noch sehr gemäßigten Forderungen und Wünsche ausführlich zu vernehmen gab.

Egbert. Ich kann und will nicht gegen meine Ueberzeugung mit Ihnen haberechten, Sinibald. Ich könnte zwar einwenden, daß die Sätze, die Sie so eben für die öffentliche Meinung des französischen Volkes zu Anfang des Jahres 1789 erklärten, eigentlich nur die Meinung des unterrichteten und denkenden Theils gewesen sei; aber ich sehe leicht voraus, was Sie mir darauf antworten würden. In der That kommt es hier nicht sowol darauf an, wer eine Meinung zuerst aufgebracht oder sie am Besten zu behaupten weiß, als darauf, daß sie, um den Namen der öffentlichen zu verdienen, dem Geiste und der gegenwärtigen Stimmung der Nation so angemessen und überhaupt so beschaffen sei, daß sie, sobald sie sich laut vernehmen läßt, dem größten Theile derselben einleuchte und mit Beifall von ihm aufgenommen werde. Ich kann daher nicht in Abrede stellen, daß die besagten Sätze wirklich für öffentliche Meinung nicht nur in Frankreich, sondern beinahe in ganz Europa gelten konnten.

Sinibald. Ich hätte also den ersten Punkt meiner Behauptung hinlänglich dargethan. Denn auch dies werden Sie mir gern zugeben, daß weder die Orleans'sche Faction noch die heimlichen Republikaner der damaligen Zeit und am Allerwenigsten das kleine Häufchen der redlichen Patrioten, die es mit dem König und der Nation gleich ehrlich meinten, nur daran gedacht haben würden, den ersten entscheidenden Schritt zur Revolution zu wagen, wenn sie nicht gewiß gewesen wären, in jener öffentlichen Meinung eine Stütze zu finden, die ihnen im Nothfalle den Schutz des ganzen Volkes sicherte. Was den andern Punkt betrifft, so scheint es mir Natur der Sache zu sein, daß, so lange die Gährung der

ganzen Staatsmasse dauert, keine Meinung sich im Volk erhebt, die man mit Fug und Recht eine öffentliche nennen könnte; wenn auch gleich, wie unter Robespierre, ein allgemeiner Schrecken die Wirkung thun kann, alle vor der Guillotine zitternden Köpfe ein erzwungenes pagodenmäßiges Ja oder Nein nicken zu machen. Aber sobald das Volk wieder frei Athem holen darf, von seinen Ausschweifungen und Paroxysmen zurückgekommen ist und, der ewigen Verschwörungen, Proscriptionen, Delationen und Executionen, kurz, des ganzen revolutionären Unwesens herzlich müde, sich allenthalben nach Sicherheit und Ruhe sehnt: dann ist das Erste, was man mit Recht für entschiedene öffentliche Meinung ausgeben kann, die allgemeine Ueberzeugung, „daß nichts als Unterwerfung unter eine gesetzmäßige Regierung und entschlossne Anhänglichkeit an dieselbe den aufgelösten Staat, unter welcher neuen Gestalt es auch sei, ins Leben zurückrufen könne"; — und von dem Tage an, da sich diese öffentliche Meinung stark und deutlich ausdrückt, kann man auch die wahre Zeit des Anfangs einer neuen Ordnung der Dinge rechnen und für gewiß annehmen, daß sie sich so lang erhalten werde, als das Volk bei dieser Gesinnung verharren wird.

Egbert. Die Existenz und die Wichtigkeit dessen, was Sie öffentliche Meinung nennen, wäre also, für mich wenigstens, außer Zweifel gesetzt. Nur scheint es unglücklicherweise nicht möglich zu sein, die Machthaber in einem noch bestehenden Staate, wie nahe dieser auch bereits seiner Auflösung sein mag, von der Aufmerksamkeit und Achtung zu überzeugen, die man ihr — auch in Ermanglung edlerer Beweggründe, schon aus bloßer Klugheit und Rücksicht auf eigene Sicherheit und Selbsterhaltung — erzeigen sollte. Es wären aus der neuesten Zeit auffallende Beispiele hiervon anzuführen; aber der Augenschein spricht überall so laut, daß es überflüssig wäre, sich auf einzelne Fälle zu berufen. Wenn man die Herren auf das, was sie zu thun hätten, und auf die Gefahr im Verzug aufmerksam machen will, so hört man immer die Antwort: „gerade deswegen sei es jetzt nicht Zeit, dem Volk einen solchen Beweis, was es vermöge, in die Hand zu geben; in solchen Augenblicken müsse die Regierung die Zügel schärfer anziehen als jemals; das geringste Zeichen von Nachgiebigkeit würde von dem Volke für Schwäche und Furcht ausgelegt und zu einem Antriebe, seinen Forderungen kein Ziel zu setzen, gemißbraucht

werden; und blos dadurch, daß man ihm keine Furcht zeige, verhindre man es, wirklich furchtbar zu werden." — „Allerdings," hört man sie auch wol sagen, „sind Mißbräuche abzustellen, Beschwerden zu erleichtern, Verbesserungen zu machen; aber daran läßt sich erst alsdann denken, wenn Alles wieder ruhig und das obrigkeitliche Ansehen so befestigt ist, daß über den Beweggrund zu solchen Schritten kein Zweifel mehr stattfinden kann." — Nun erfolgt aber in solchen Fällen immer Eines von Zweien: entweder das Volk dringt mit Gewalt durch, und die bisherige Ordnung der Dinge stürzt zusammen, oder die alten Machthaber behalten die Oberhand, und dann kann man sich darauf verlassen, daß an wirkliche, ernstlich gemeinte Abstellung der gerechtesten Volksbeschwerden so wenig mehr gedacht wird als an den Mann im Monde.

Sinibald. Sie setzen, wie ich sehe, ein ziemlich geringes Vertrauen in die Weisheit und Güte der Väter des Vaterlandes.

Egbert. Ich rede mit dem Herzen in der einen Hand und mit der Fackel der Erfahrung in der andern. Oder sollten Sie mir auch nur ein einziges Beispiel des Gegentheils anführen können? — Nur ein einziges, lieber Sinibald!

Sinibald. Sie sind sehr bescheiden; und doch sollte mir's schwer fallen —

Egbert. Das will ich glauben!

Sinibald (lächelnd). Ich habe ein ziemlich ungetreues Gedächtniß; es wäre nicht billig, aus meiner Verlegenheit einen Schluß zum Nachtheil eines Dritten zu ziehen.

Egbert. Wie schwach auch Ihr Gedächtniß sein möchte, hätten Sie je ein solches Beispiel erlebt, so würden Sie es, gerade um der Seltenheit willen, nie wieder vergessen haben. — Aber, Scherz bei Seite, Sie wissen ja so gut als ich, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt. Da sind immer so viele dringendere Geschäfte abzuthun — mit diesem hat es noch Zeit; es wird also indessen an den berüchtigten Nagel, der so Vieles tragen muß, gehängt und geräth mit zehntausend andern, woran weder dem Referenten noch dem Richter etwas gelegen ist, unvermerkt in Vergessenheit. Oder kommt es ja durch irgend einen Zufall wieder zur Sprache, so finden sich bei näherer Untersuchung der Sachen so viele Häkchen, so viele Schwierigkeiten, die immer verwickelter und knotiger werden, je mehr man sich mit ihrer Auflösung zu schaffen macht. Und

da es inzwischen an neuen und dringendern Geschäften nie fehlen kann, so kommt natürlicherweise jenes verhaßte, womit sich Niemand gern beladen läßt, abermal an den wohlbesagten Nagel und bleibt nun so lange hangen, bis das Volk endlich die Geduld verliert und die erste beste Gelegenheit ergreift, sich selbst Hilfe zu schaffen.

Sinibald. Das mag wol der gewöhnliche Gang der Sachen gewesen sein, als die Welt noch (wie der berühmte schwedische Kanzler Oxenstierna sagte) durch ein minimum sapientiae regiert wurde. Aber andere Zeiten, andere Maßregeln. Seit dem Jahre 1798 reicht das Minimum nicht mehr zu, und das daher entstehende Deficit würde durch die Mittel, wodurch der Despotism allmächtig zu sein wähnt, nur schlecht und unsicher gedeckt werden.

Egbert. Diese Mittel reichen doch wenigstens eine Zeit lang aus, und das ist's, was die Gewalthaber in den sogenannten Republiken so gut und noch mehr als in monarchischen Staaten zu täuschen pflegt. Es hat so lange gehalten, denkt man, warum sollt' es nicht wenigstens noch halten, so lange wir leben? Unsre Nachfolger mögen dereinst sehen, wie sie zurechte kommen; das ist dann ihre Sache und mag auch ihre Sorge sein!

Sinibald. Der Fehler ist nur, daß diese Art zu rechnen so unsicher ist. Wenn nun unser baufälliges Haus unsern Nachfolger nicht abwartet, sondern über uns zusammenfällt, während wir es selbst noch bewohnen, wie dann? Auch mit dem mäßigsten Antheil von Klugheit wird kein Regent sich mehr auf solche Maximen verlassen. Kurz, nur durch so viel Gerechtigkeit und Weisheit, als Menschen von Menschen zu fordern berechtigt sind, kann ein Staat, was auch seine Verfassung sei, künftig zu bestehen hoffen. Wer diese Ueberzeugung nicht als den einzigen reinen Gewinn aus den Ereignissen der letzten zehn Jahre gezogen hat, der mag auf seine Gefahr den Versuch noch einmal machen und sehen, wie weit er kommt und wie lang es geht! Die Menschheit ist in der Laufbahn, die ihr die Natur angewiesen hat, binnen etlichen Jahrtausenden merklich vorwärts geschritten. Zehen, zwanzig, dreißig Millionen Menschen in einem Staate lassen sich nicht länger als ebenso viele moralische Nullen behandeln. Immerhin mag der größere Theil dieser Millionen in gewissem Sinne als unmündig anzusehen sein; aber sie haben den allge-

meinen Menschenverstand zum Vormund, und man darf darauf rechnen, daß in Sachen, die das Wohl oder Weh der unendlich größern Mehrheit unmittelbar betreffen, der Ausspruch dieses Vormunds auch die öffentliche Meinung ist. Ich sollte Ihnen vorhin ein Beispiel aus einem andern Fache nennen und wußte mich in der Eile auf keines zu besinnen: wissen Sie eines, auch nur ein einziges, wo die öffentliche Meinung ungestraft wäre verachtet worden?

Egbert. Meine Geschichtskunde ist sehr eingeschränkt — ich weiß keines anzuführen.

Sinibald. Wie ehrwürdig wird sie also dem Verständigen in jedem Falle sein, wo es streng erwiesen werden kann, daß die Vernunft selbst für sie entscheidet, oder, was einerlei ist, wo die schärfste Untersuchung der Sache nach genauester Abwägung aller Gründe für und wider kein anderes Resultat giebt!

Egbert. Jeder Ausspruch der Vernunft hat die Kraft eines Gesetzes und bedarf dazu nicht erst öffentliche Meinung zu werden.

Sinibald. Sagen Sie lieber, sollte die Kraft eines Gesetzes haben und wird sie auch sicher erhalten, sobald er sich als die Meinung der Majorität ankündigt.

Egbert. Das wird sich im neunzehnten Jahrhundert ausweisen.

X.

Träume mit offnen Augen.

Sinibald. Wie so tiefsinnig, Egbert?

Egbert. Kaum darf ich's Ihnen gestehen. Sollten Sie wol glauben, daß ich mir schon eine ganze Stunde lang Mühe gebe, mich eines Traumes zu erinnern, den ich diesen Morgen geträumt habe? — Lachen Sie immerhin, Sinibald! Es war wirklich ein schöner Traum; und wenn ich ein Sultan wäre, ich geriethe in große Versuchung, wie König Nebukadnezar oder Nabukodonosor alle meine Akademiker und weisen Meister zusammenzuberufen und zu nöthigen, mir vermittelst ihrer Kunst zu sagen, was mir geträumt hat.

Sinibald. Sie wissen es also selbst nicht mehr?

Egbert. Im Augenblick des Erwachens dachte ich den fliehenden Schmetterling noch bei einem Fittig zu erhaschen; aber er entschlüpfte mir zwischen den Fingern, und wie ich zur Besinnung kam, war Alles rein verschwunden. Kaum schwebt mir noch der Haupteindruck, den das Ganze auf meine innern Sinne machte, wie in einem Nebel vor der Stirne.

Sinibald. Das ist Schade! Wenn Sie nur wenigstens ein paar Hauptzüge wieder auffrischen könnten, so ließen sich vielleicht allmählich noch so viel andere nachholen, daß wir am Ende doch etwas Ganzes herausbrächten. Bei einem Traume kommt es auf ein Bißchen mehr oder weniger Wahrheit ohnehin nicht an.

Egbert. Bei dem meinigen kam sehr viel auf mehr oder weniger an. In meinem ganzen Leben hab' ich wachend nichts so Vernünftiges, so Zusammengepaßtes, so Systematisches gedacht, als dieser Traum war.

Sinibald. Desto unbegreiflicher, daß Sie ihn vergessen konnten.

Egbert. Vielleicht blos, weil er für ein Gehirn wie meines gar zu vernünftig war. Aber es ist Zeit, daß ich Ihnen ein Wenig aus dem Wunder helfe. Sie erinnern Sich noch unsers gestrigen Gesprächs. Die Gedankenfolge, die es in mir veranlaßte, bemächtigte sich meiner so stark, daß ich des Phantasirens und Grübelns, was wol unser armes Vaterland in zwei oder drei Generationen für eine Gestalt gewonnen haben könnte, auch auf meinem Kopfkissen nicht loszuwerden vermochte. Unter der wachenden Träumerei über diesen Gegenstand schlummerte ich endlich ein; und es sei nun, daß irgend ein mit der Zukunft vertrauter Genius die Hand dabei hatte, oder daß Alles nur ein Spiel der launischen Fee Mab war, genug, ich hatte einen der merkwürdigsten Träume, der jemals „durch die ambrosische Nacht" auf die Augenlider eines Sterblichen herabgestiegen sein mag. Denn das Sonderbarste war, daß er mit der phantastischen Art, wie Morpheus seine Geschöpfe gewöhnlich gruppirt und in einander mischt, gar nichts gemein hatte. Alles, was sich mir darstellte, trug das Gepräge der Wahrheit und Uebereinstimmung mit den reinsten Vernunftbegriffen, und das einzige Wunderbare bei der Sache (wiewol es mir im Traume ganz natürlich vorkam) war der Sprung über das ganze neunzehnte Jahrhundert, den ich, ohne es gewahr zu werden, gethan hatte, und die Leichtigkeit, womit ich wie eine Platonische Psyche von einem Orte zum andern flog, um die unendliche Menge von Gemälden zu durchmustern, die sich mir in der größten Klarheit und im schönsten Zusammenhang theils zugleich, theils nach und nach darstellten, ohne daß ich durch irgend etwas Ungereimtes oder Mißtönendes in dem täuschenden Gefühl gestört wurde, daß Alles, was ich sah und hörte, lauter Natur und Wahrheit sei.

Sinibald. Und Sie sollten Sich eines Traumes, der so wenig Traum war, gar nicht mehr erinnern können?

Egbert. Wie gesagt, ein gewisser dunkler Totaleindruck ist Alles, was mir davon geblieben ist. Nur dessen erinnere ich mich noch ganz lebhaft, daß ich mich mitten in Deutsch-

land befand, und — wiewol Alles darin so gänzlich anders war, als es jetzt ist, daß ich mich in einen andern Planeten versetzt hätte glauben sollen — dennoch nicht die geringste Befremdung oder Verwunderung darüber in mir verspürte, sondern mich auf der Stelle so gut in Alles zu finden wußte, als ob ich in diesem neuen Germanien geboren und erzogen wäre. Aber, mein guter Sinibald, es war auch ein Land und ein Volk darnach! Das angebauteste, blühendste, volkreichste, policirteste aller Länder und das vernünftigste, sittlichste, humanste, mächtigste und glückseligste aller Völker. Nur fragen Sie mich nicht, wie und wann und durch welche Mittel und Anstalten diese erstaunliche Verwandlung mit uns vorgegangen war; denn davon weiß ich kein Wort mehr.

Sinibald. Seltsam genug! Aber sagten Sie nicht, Alles wäre in Ihrem Traume so systematisch und natürlich zugegangen, daß die Vernunft nicht vernünftiger träumen könnte?

Egbert. So kam es mir wenigstens vor, und dies ist der stärkste Eindruck, der mir davon geblieben ist.

Sinibald (lachend). Ei, so könnten wir ja wol gar, ohne darum größere Hexenmeister zu sein als die Zauberer des Königs Nabukodonosor, mit einiger Anstrengung unsers gemeinen Menschenverstandes a priori herausbringen, was Sie geträumt haben?

Egbert. Das läßt sich hören. Es käme auf einen Versuch an.

Sinibald. Allem Ansehen nach haben Sie Sich in Ihrem Traume (was freilich außerordentlich selten ist) in einem Zustande befunden, worin das, was wir unsern Geist nennen, von den Banden der gröbern Sinnlichkeit entfesselt, in Wahrheit, Ordnung und Harmonie wie in seinem eigenthümlichen Elemente lebt und webt; und daher kam es ohne Zweifel, daß Ihnen die Verwandlung unsers armen Germaniens in ein Reich der Vernunft und Humanität so natürlich und unbefremdlich vorkam.

Egbert. Es muß wol so etwas gewesen sein. Denn dessen bin ich gewiß, trüge sich diese Verwandlung durch einen Schlag mit Urgandens Zauberstab vor unsern Augen zu, wir würden uns vor Erstaunen kaum zu fassen wissen.

Sinibald. Merken Sie nicht, Freund Egbert, daß wir unversehens auf den Weg gerathen, eine hübsche Satire auf

unser liebes Vaterland zu machen? Gute Bürger zu sein, ist nächst der Pflicht, gute Menschen zu sein, die erste unsrer Pflichten, und ein guter Bürger soll ja (sagt man uns) immer mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens zufrieden sein.

Egbert. Gestehen Sie, Sinibald, daß es Fälle giebt, wo diese Pflicht einem ehrlichen guten Bürger ziemlich sauer gemacht wird. Mein Traum, und wenn er auch noch in aller seiner Glorie vor mir stände, soll mich zwar nie dahin bringen, etwas gegen die Ruhe meines Vaterlandes zu unternehmen; aber daß wir mit sehenden Augen blind sein sollen, kann doch auch nicht von uns gefordert werden; und wenn wir nun einmal nicht verhindern können, zu sehen, daß es nicht gut mit uns steht, warum sollten wir über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, wie es besser stehen könnte, nicht wenigstens denken dürfen? Die Inhaber des berühmten Minimums, wodurch die Welt regiert wird (wie man sagt), werden uns zwar schwerlich zu Rathe ziehen, wenn über lang oder kurz die Rede davon sein sollte, der ehemals so braven, so mächtigen, für die erste in Europa anerkannten deutschen Nation wieder auf die Beine zu helfen, und durch welche Mittel und Wege sie etwa dazu gelangen könnte, wo nicht ihren vormaligen, doch einen hohen und unanfechtbaren Rang unter den Nationen zu behaupten. Aber warum sollten ein paar deutsche Biedermänner, die ihr Vaterland lieben und es mit der ganzen Welt ehrlich meinen, sich nicht unter vier Augen mit einem Traum oder (was auf das Nämliche hinausläuft) mit einer Platonischen Idee unterhalten dürfen, wie eine so wünschenswürdige Veränderung am Leichtesten und Zweckmäßigsten zu bewerkstelligen sein möchte?

Sinibald (lächelnd). Man sollte wirklich meinen, es könnte nichts unschuldiger sein — und nichts einfältiger dazu. Denn da wir, um etwas Zweckmäßiges und Folgerechtes herauszubringen, uns schlechterdings die ewige Bedingung aller Utopienschöpfer vorbehalten müssen — „daß uns zugestanden werde, in unsern Einrichtungen an keine andere Regel als an Vernunft und Gerechtigkeit gebunden zu sein", so ist klar, daß unser wachender Traum wenig mehr zu bedeuten haben würde als der nächtliche, den Sie vergessen haben; und kein Mensch, der bei seinen Sinnen ist, würde sich einfallen lassen, die Ausführung desselben für eine Sache zu halten, womit die

Verwalter des vorerwähnten Minimums sich nur einen Augenblick befassen möchten. Wenn wir ihn also auch in der beliebten Form eines Taschenbuchs mit Küpferchen von Chodowiecki oder Kohl herausgäben oder von Bänkelsängern auf allen Messen und Jahrmärkten im ganzen deutschen Reich absingen ließen, so könnte doch Jedermann vollkommen ruhig darüber sein, daß in den drei nächsten Generationen wenigstens keine merkliche Aenderung im Laufe der Welt dadurch verursacht würde. Und das ist doch Alles, was die Herren wollen, denen so bang ist, die Menschen möchten endlich gar zu vernünftig werden.

Egbert. Damit hat es gottlob noch keine Noth. Je mehr Jemand selbst vernünftig ist, desto vollständiger sieht er ein, daß der Gedanke, eine ganze Nation im buchstäblichen Wortverstande vernünftig zu machen und auf den vernünftigsten Fuß zu setzen, der abenteuerlichste Einfall wäre, der sich jemals in den Gehirnkasten eines politischen Schwärmers verirren könnte. Aber —

Sinibald. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen ins Wort falle! Es ist Zeit, daß wir von einer der ernsthaftesten Sachen — ernsthaft reden. Was Sie da gesagt haben, gehört, dünkt mich, unter die praktischen Gemeinsprüche, deren man täglich so viele hört, die ihrer vermeinten Klarheit wegen ohne Untersuchung und Beweis für ausgemacht angenommen werden, und die man einander schon wer weiß wie lange so herzhaft nachgesprochen hat, daß, wer so etwas (wie es von Ihnen, mein Freund, ohne Zweifel jetzt gemeint war) in ironischem Sinn in irgend einer vermischten Gesellschaft vorbrächte, sicher darauf rechnen könnte, daß die Meisten, wo nicht Alle dabei aussehen würden, als ob eine große und unleugbare Wahrheit damit gesagt worden sei. Es ist eines von den breiten, bequemen Feigenblättern, womit wir unsre Blöße so gern zu decken pflegen; und vor Allen befinden sich unsre politischen Vormünder wohl dabei, weil es ihnen ihr mühsames Amt in der That so sehr erleichtert, daß die Maschine vermittelst dieses einzigen Postulats beinahe von selber geht und der beliebten Willkür in Allem, was nicht schlechterdings mechanisch zu behandeln ist, ein desto freierer Spielraum gelassen wird. Indessen wäre nichts leichter, als sich zu überzeugen, daß das vermeintliche Axiom ein bloßer Taschenspielerkniff der Einbildungskraft ist, die einen weit entfernten Moment — mit

Ueberspringung aller dazwischen liegenden, welche zusammengenommen die nothwendige Bedingung seines Werdens sind — unmittelbar an den gegenwärtigen rückt und uns dann die augenscheinliche Unmöglichkeit sehen läßt, daß — aus Nichts Etwas werden könnte, oder daß eine Sache nicht unmöglich sein sollte, so lange man darauf beharret, nichts von Allem dem zu thun, wodurch sie möglich werden könnte. Die ganze Täuschung läuft am Ende auf den bekannten Vexirschluß des Sophisten Eubulides hinaus, vermöge dessen entweder ein einziges Sandkorn einen Haufen macht, oder zehntausend Millionen Sandkörner keinen. Die Zeit zwischen dem gegenwärtigen Moment und demjenigen, da alle europäischen Völker zum vollständigen Gebrauch ihrer Vernunft gelangt und auf einen durchaus vernünftigen Fuß gesetzt sein werden, besteht wahrscheinlich aus einer ziemlich langen Folge von Momenten. Man argumentirt also so: „Wenn eine Nation in diesem Augenblick noch nicht vernünftig ist, so wird sie es in dem nächstfolgenden ebenso wenig sein; nun hat aber jeder Augenblick einen nächstfolgenden; folglich wird sie nie vernünftig sein, oder sie müßte es in einem Augenblick werden können." — Ist es nicht kläglich, daß Spinneweben, die nicht um einen einzigen Faden haltbarer sind als dieser Schluß, die Wirkung eiserner Riegel und Hemmketten thun und jeder ernstlichen Verbesserung den Zugang sperren sollen? Wir gleichen jenem Horazischen Bäuerlein, das geduldig am Flusse stehen blieb und warten wollte, bis er abgeflossen wäre. Warum greifen wir das Werk nicht lieber frisch an, da wir doch gezwungen sind, zu sehen, daß es über lang oder kurz geschehen muß? Warum, da es doch ausgemacht ist, daß es nicht eher besser in der Welt werden kann, bis die Menschen vernünftiger sind, warum werfen wir den Fortschritten der Vernunft vorsätzlich alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg? Warum lassen wir's uns so angelegen sein, ihre wohlthätigen Strahlen aufzufangen und auf alle mögliche Weise unkräftig zu machen? — Wenn einem Volk in jedem Jahrzehend nur ein schädlicher Irrthum benommen, nur eine heilsame Wahrheit beigebracht würde; wenn während jeder Generation nur zwei grobe Mißbräuche abgestellt und zwei gemeinnützige Anstalten getroffen würden: wie weit würde ein solcher Staat binnen hundert Jahren schon vorgerückt sein! Freilich kommt man mit einem Schritte nicht weit, und unsre selbstsüchtige Ungeduld möchte

gern auf einmal am Ziele sein; die natürlichen Mittel, wiewol die einzigen, wodurch der große Zweck der Natur erreicht werden kann, gehen uns zu langsam, und weil wir nicht zugleich pflanzen und Früchte lesen können, pflanzen wir lieber gar nicht. Aber der Drang der Nothwendigkeit wird dem stillen Einfluß der unvermerkt zunehmenden Aufklärung über unser wahres Interesse immer mehr zu Hilfe kommen; was die Vernunft nicht erhalten konnte, wird das gebieterische Gefühl erzwingen. Wir werden den gemeinen Menschenverstand, bei welchem der einzelne Mensch in allem seinem Thun und Lassen sich so wohl befindet, endlich auch auf die großen Angelegenheiten, die über Glück oder Elend ganzer Völker entscheiden, anwenden lernen. Das Alte, das einst gut war, aber unter gänzlich veränderten Umständen seinem Zweck nicht mehr entspricht oder ihm wol gar hinderlich ist, wird neuen Einrichtungen Platz machen, welche die Zeit fordert und die Klugheit gut heißt; kurz — auf welchem Wege und durch welche Mittel es auch geschehen mag — ich sehe eine Zeit vorher, wo unsre Nachkommen ein Märchen zu hören glauben werden, wenn man ihnen erzählen wird, wie es im Jahre 1798 um ihre Vorfahren gestanden habe.

Egbert. Da sind wir ja auf einmal wieder bei unserm Traume — und nun lasse ich Sie nicht eher los, Sinibald, bis Sie Sich Ihres Versprechens erlediget haben.

Sinibald. Hoffentlich ist es nicht Ihr Ernst, lieber Egbert, auf der Bewerkstelligung eines Einfalls zu bestehen, der nicht im Ernst gemeint sein konnte. Wir haben der Utopien, Severambien, Mezzoranien, unbekannten Inseln und Planetenwelten schon so viele, und sie sehen einander vermöge der Natur der Sache so ähnlich, daß ich mir keine langweiligere und unnützere Beschäftigung denken kann, als sich hinzusetzen und auch so ein Weltchen aufzustellen, wo alle Leute vernünftig sind, der ganze Staat vernunftmäßig eingerichtet ist und Tag für Tag, jahraus jahrein Alles so vernünftig zugeht, daß wir andern vom Weibe gebornen, unter Wahnbegriffen, Vorurtheilen und bösen Beispielen erwachsenen, leidenschaftlichen, sophistisirten und egoistischen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts schlechterdings nichts damit anzufangen wissen. Ich lass' es gelten, daß es etwas sehr Angenehmes sein mag, wenn Einem so ein Ideenland im Traume vorgestellt wird; aber wie eitel ein solches Vergnügen ist, sehen Sie

aus Ihrer eigenen Erfahrung. Denn warum war Ihr schöner Traum, sobald Sie erwachten, auf einmal so gänzlich aus Ihrer Seele verschwunden, als weil er mit der Welt, worin wir wachen, so wenig gemein hatte?

Egbert. Und dennoch behaupteten Sie selbst nur erst vor wenigen Augenblicken, unsre Nachkommen würden eine Zeit erleben, wo sie so viel vernünftiger sein und Alles um sie her so viel besser stehen würde, daß die Geschichte unsers dermaligen Zustandes ihnen ein Märchen — und vermuthlich meinten Sie ein sehr albernes Märchen — scheinen würde.

Sinibald. Eben darum, weil ich dieses Glaubens bin, lieber Egbert, gebe ich mich nicht gern weder mit Platonischen Republiken überhaupt noch mit Vorschlägen, wie dieser oder jener dermalen noch bestehende oder wenigstens noch nicht ganz zusammengestürzte Staat umzuschaffen sein möchte, ab. Jene sind zu idealisch, um irgend einen praktischen Gebrauch zuzulassen, und mit diesen läuft man immer Gefahr, mehr Unheil als Gutes zu stiften.

Egbert. Wie sollte das zu besorgen sein, wenn der Urheber eines solchen Entwurfs wirklich reine Absichten hat und mit Vernunft, Klugheit und gehöriger Sachkenntniß dabei zu Werke gegangen ist?

Sinibald. Nichts ist leichter und unverfänglicher, als lauter unfehlbare Orakel der Vernunft von sich zu geben, so lang es um nichts weiter zu thun ist, als ihre allgemeinsten Gesetze auf blos idealische Wesen unter selbstbeliebigen Umständen anzuwenden. Aber sobald es darauf ankommt, den Gebrechen eines wirklichen Staats abzuhelfen oder wol gar (wenn nicht anders zu helfen ist) seine ganze Verfassung umzuschaffen, da dringen von allen Seiten Heere von Schwierigkeiten hervor, wovon ein ehrlicher Utopienmacher, dem seine Arbeit so hurtig und gemächlich von der Hand geht, sich wenig träumen läßt. Hier haben wir es nicht mit personificirten Begriffen, sondern mit wirklichen Menschen zu thun; hier arbeiten wir nicht in einem weichen, allen möglichen Formen sich anschmiegenden Gedankenstoffe, sondern in der härtesten, sprödesten, unbildsamsten aller Materien, in einer Masse von Vorurtheilen, Trieben und Leidenschaften, die aller Einwirkung der reinen Vernunft hartnäckig widersteht; hier sind alle Umstände gegeben; hier setzt sich Alles, was schon da ist, Allem, was erst gemacht werden soll, entgegen. Was mit unsäglicher

Mühe und Gefahr für das gemeine Beste errungen werden kann, besteht immer nur in einzelnen Siegen, nach blutigen und bei jedem Schritt erneuerten Kämpfen. Jeder leidet zwar nach seiner Art unter den gemeinschaftlichen Uebeln; Jeder möchte sich selbst von ihnen befreit und im vollen Genusse der entgegengesetzten Vortheile sehen; aber Niemand will die Mittel dazu hergeben, Niemand dem allgemeinen Besten auch nur das geringste Opfer bringen. Der Solon, der unter so ungünstigen Bedingungen, bei einem so ungeheuern Widerstand mit einer so abschreckenden Aussicht in den Erfolg seiner Bemühungen dennoch den Gedanken fassen könnte, einem solchen Staat eine bessere Einrichtung vorzuschlagen, müßte schon im Voraus wohl zufrieden sein, wenn das Ganze, anstatt das Gepräge der Vollkommenheit erhalten zu haben, am Ende nur wenigstens um etwas besser ausfiele, als es war, da Jedermann seine Unhaltbarkeit eingestand und die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umbildung zu erkennen gedrungen war. — Aber dies sind noch nicht alle Schwierigkeiten eines solchen Geschäftes. Eben darum, weil es seiner Natur nach immer nur wahrscheinliche Schlüsse und nahezu eintreffende Berechnungen gestattet, kommt es dabei nicht sowol auf die Aussprüche der allgemeinen Vernunft als auf den Grad des Verstandes, die Tiefe der Einsichten, die Klarheit und Schärfe des Ueberblicks bei Denjenigen an, die an einem solchen Werke arbeiten sollen. Der kleinste Mißgriff, ein nicht tief genug geschöpfter Begriff der Sache, ein zu einseitiges Urtheil, ein zu rascher Schluß kann von den nachtheiligsten Folgen sein. Wie hell und wohlgeordnet auch der Kopf eines Mannes sein mag, immer bleibt er, auch bei der größten Wachsamkeit über sich selbst, den Täuschungen der Einbildung, des Gefühls und der geheimen Triebfedern des Herzens so gut unterworfen als ein anderer; und tägliche Erfahrungen lehren uns, daß der redlichste Wille einen in die tausendfach verschlungenen Verhältnisse und Schwierigkeiten des höhern Lebens verwickelten Menschen nicht immer sicher stellen kann, daß er nicht gegen seine Absicht Unheil anrichtet, indem er vielleicht das Beste zu thun glaubt.

Egbert. So daß also aus diesem Allen folgte, die sicherste Partei, die ein weiser Mann nehmen könne, sei, Alles gehen zu lassen, wie es kann, und zu Beförderung dessen, was doch (Ihrer eigenen Theorie zufolge) der letzte Zweck der Natur mit dem Menschengeschlecht ist, gar nichts zu thun?

Sinibald. Die sicherste Partei ist es allerdings, und zugleich die bescheidenste — es wäre denn, daß Stand und Beruf uns das Gegentheil zur unerläßlichen Pflicht machten.

Egbert. In einem Schiffe, das unterzugehen droht, hilft retten, wer Kopf und Hände hat. Wenn das Vaterland in augenscheinlicher naher Gefahr schwebt, ist es, dünkt mich, Standespflicht eines jeden guten Bürgers, alles ihm Mögliche zu Abwendung derselben beizutragen; ich kenne keinen allgemeinern und dringendern Beruf. Warum sollte die warnende oder aufweckende Stimme eines unbedeutenden Privatmannes in solchen Fällen nicht wenigstens ebenso gute Dienste thun können als einst das Geschnatter der Gänse der Juno im Capitol beim nächtlichen Ueberfall der Gallier?

Sinibald. Ueber diesen Punkt bin ich völlig Ihrer Meinung. Wiewol ich mir nie Weisheit genug zutrauen werde, den Plan zu einer bessern Verfassung Germaniens zu entwerfen, so bin ich doch von der dringenden Nothwendigkeit einer solchen Verbesserung zu innig überzeugt, als daß ich nicht wünschen sollte, diese Ueberzeugung allen Denen mittheilen zu können, deren vereinigter Wille, von ungeheucheltem Eifer für die Ehre des deutschen Namens und das allgemeine Beste belebt und von den Grundsätzen der allgemeinen Gerechtigkeit geleitet, das große Werk, wovon unsre Rettung abhängt, zu Stande bringen könnte.

Egbert. Es scheint mir kaum denkbar, daß auch nur ein einziger unsrer Fürsten, Großen und Edeln dieser Ueberzeugung erst noch bedürftig wäre. Die Gefahr ist zu nahe, die Noth zu dringend, das Schwert, das an zwei oder drei Faden über uns schwebt, zu sichtbar, als daß sich noch Jemand mit dem schlauen Einfall des Straußes sollte helfen wollen, der, wenn er dem Jäger nicht entgehen kann, seinen kleinen Kopf ins Gras steckt, in der Meinung, daß der Jäger, den er selbst nicht mehr sieht, nun auch ihn nicht mehr sehen werde.

Sinibald. Es giebt freilich allerlei Arten, überzeugt zu sein. Ich denke aber, auch hier gelte der Spruch: Zeige mir Deinen Glauben in Deinen Werken! Wie fern oder wie nahe die Zeit ist, da wir die Werke sehen werden, die eine natürliche Folge jener Ueberzeugung (wenn sie vorhanden wäre) sein müßten, weiß ich nicht, aber ich zweifle nicht daran, daß sie endlich kommen wird.

Egbert. Sie sind starkgläubiger, als ich Ihnen zugetraut hätte.

Sinibald. Der Grund meines Glaubens ist, weil diese Zeit kommen muß; weil es unmöglich ist, daß, während die ganze Welt um uns her eine neue Gestalt gewinnt und beinahe alle vormaligen Verhältnisse sich zu unserm Nachtheil geändert haben, wir allein, der Natur der Dinge zum Trotz, uns einbilden sollten, ewig bleiben zu können, wie wir sind.

Egbert. Wollte Gott, wir hätten keine dringenderen Ursachen zum Bauen, als weil alle unsre Nachbarn sich neue Häuser gebaut haben! Aber mich dünkt, wir befinden uns in dem Falle, den alten, schon so lange baufälligen und beinahe aus allen seinen Fugen gekommenen gothischen Palast unsrer Väter auf den ersten kräftigen Stoß über unsern Köpfen zusammenstürzen zu sehen; und das ist doch keine Sache, die man ruhig abwartet, wenn es nur von uns abhängt, dem Unglück zuvorzukommen.

Sinibald. Das ist es eben, was ich meinte, und worauf sich mein Glaube gründet.

Egbert. Möchten nur die vielen Baumeister, die zur Sache zu reden haben, sich recht bald über einen Plan, womit Allen geholfen wäre, vereinigen können!

Sinibald. Mit Bedacht zu eilen, kann immer nichts schaden, wiewol mir die Gefahr nicht so gar nahe scheint, daß man sich zu übereilen genöthigt wäre.

Egbert. Unter uns, Sinibald — da Sie doch überzeugt sind, daß über lang oder kurz eine wesentliche Veränderung mit uns vorgehen müsse, wie stellen Sie Sich vor, daß sie sich machen werde?

Sinibald. Ich sehe nur drei mögliche Fälle. Der erste und unglücklichste wäre eine gewaltsame Umwälzung, nach Art der französischen, oder der venetianischen, helvetischen und römischen; der andre, wenn uns Polens Schicksal träfe; der dritte, allein wünschenswürdige, wenn unsre Amphiktyonen friedlich und schiedlich übereinkommen könnten, die Verfassung Germaniens den vorliegenden Umständen, dem Geist der Zeit und dem Drang der neuen auswärtigen Verhältnisse gemäß umzubilden. Den ersten Fall — wie unwahrscheinlich es auch in jeder Betrachtung ist, daß er sich jemals ereignen könne — wird doch Niemand für unmöglich erklären, der nicht schon wieder vergessen hat, was für unglaubliche Dinge uns ihre

Möglichkeit seit zehen Jahren dadurch bewiesen haben, daß sie wirklich geworden sind. Im zweiten würde, wenn übrigens Alles auch noch leidlich genug abliefe, der einzige Umstand schon unerträglich sein, daß Deutschland aus der Reihe der Staaten verschwinden und der deutsche Name in weniger als funfzig Jahren nicht mehr genannt werden würde. Im ersten Falle würde das ganze Elend eines gesetzlosen, anarchischen Zustandes wahrscheinlich in einem noch viel fürchterlichern Grade über uns kommen, als Frankreich es erfahren hat, und nachdem wir alle Drangsale und Gräuel eines zweiten dreißigjährigen Krieges durchgelitten hätten, käme doch wahrscheinlich am Ende nichts heraus, was die Zerstörung und Verwüstung so vieler blühenden Städte und Länder, den gewaltsamen Tod etlicher hunderttausend Menschen und das jammervolle, schmachtende Leben der übrigen nur einigermaßen vergüten könnte. Alle einzelnen Kräfte, die eine solche Zeit hervorrufen und zum Heil des Ganzen in Bewegung setzen könnte, würden, wie groß sie auch an sich sein möchten, an den unübersteiglichen Hindernissen, die sich ihrer Thätigkeit entgegenthürmten, ohnmächtig abprallen und zerschellen; das deutsche Reich würde zuletzt doch, in Stücken zerrissen, als Beute oder Entschädigung unter die zwei oder drei Mächte vertheilt werden, welche Stärke genug hätten, eine so fürchterliche Krise zu überleben. Allen Umständen und Verhältnissen nach ist der dritte Fall, den ich als möglich angenommen habe, das einzige Mittel, diese Katastrophe zu verhüten, die, wofern sie auch durch andre Maßregeln noch eine Zeit lang aufgehalten werden kann, über lang oder kurz unser endliches Schicksal sein muß.

Egbert. Auf der Weisheit und Eintracht unsrer Amphiktyonen also ruhet Ihre ganze Hoffnung, guter Sinibald? — Wohl! — Und wie denken Sie Sich ungefähr die neue Form, die wir auf diesem Wege bekommen könnten?

Sinibald. Sie bestehen also schlechterdings darauf, daß ich Ihnen mit offnen Augen einen patriotischen Traum vorträumen soll? Nun wolan denn, Sie sollen Ihren Willen haben! — Nur muß ich Sie bitten, mich der Mühe zu überheben, daß ich immer die Beweggründe und Vortheile meiner Einrichtungen beifüge; denn beide sind so beschaffen, daß sie Ihnen bei der kleinsten Aufmerksamkeit von selbst in die Augen springen müssen. — Ohne weitere Vorrede also legen wir zum Grunde, daß von einer deutschen Republik

nach neufränkischer Art und Kunst nie die Rede sein kann noch soll. Deutschland war von je her eine Republik, aber auf seine eigene Weise. Seit uralten Zeiten bestanden wir aus einer Menge größerer und kleinerer von einander unabhängiger Völkerstämme; von je her hatten wir Herzoge und Aedelinge (d. i. Aristen oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, Aristokraten); von je her war jeder deutsche Mann ein freigeborner Mann. Dabei soll, muß und wird es bleiben! Zwar hatten unsre rohen Vorfahren zu Hermann's Zeiten auch Leibeigene; aber daß weder ihr Beispiel, noch barbarische Gewohnheiten, die endlich zu Gesetzen wurden, gegen die Grundverfassung der menschlichen Natur giltig sein können, versteht sich von selbst. Nicht Alle können einander gleich sein, aber Keiner darf als Eigenthum des Andern behandelt werden; nicht Alle können regieren, aber kein Mensch darf jemals eines andern Menschen Knecht, Diener oder Unterthan sein, als vermög' eines freiwilligen Vertrags, der dem Einen nach seiner Weise so nützlich ist als dem Andern. Dazu muß es kommen, wo es noch nicht ist!

Dieser ersten Grundbedingung füge ich, mit Ihrer Erlaubniß, eine zweite bei, die sich, wofern unsre Umgestaltung kein Werk der Gewalt, sondern der Vernunft und freien Wahl des Bessern sein soll, ebenfalls von selbst versteht. Niemanden soll eine Aufopferung zugemuthet werden, die keinen andern Grund und Zweck hätte, als die Mächtigen noch mächtiger zu machen; aber wo das Heil und die Wohlfahrt des Ganzen ein Opfer fordert, da sollte man billig von dem guten Genius unsrer Zeit das moralische Wunder erwarten dürfen, daß Institute, die ihre gegenwärtige Gestalt erwiesenen Mißbräuchen zu danken haben, entweder auf den Geist ihrer ersten Einsetzung zurückgeführt oder von Denen selbst, deren Privatvortheil ihre Beibehaltung fordert, großmüthig aufgegeben werden sollten.

Egbert. Seitdem wir sogar den Papst, ohne daß sich auch nur eine Hand in der katholischen Christenheit zu seinem Schutz geregt hat, in einem Augenblick aller seiner weltlichen Macht und Herrlichkeit beraubt, dahin gebracht sehen, mit Demjenigen, den er vorstellte, in buchstäblichem Sinne sagen zu müssen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," und: „Des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege," seitdem (sollte man allerdings denken) hätte sich kein katholischer Seelen-

hirt, geschweige irgend ein klösterlicher Archimandrit über Unrecht zu beklagen, wenn er, aller weltlichen Sorgen entbunden, in die verdienstvolle Lage gesetzt würde, der Erfüllung der unendlich wichtigern Obliegenheiten seines geistlichen Standes und Amtes seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Aber Sie wissen, wie wir Menschen sind — zumal wenn wir solche Rechtsgründe für unsre Besitzthümer und Vorrechte anzuführen haben wie unsre geistlichen Fürsten und Herren.

Sinibald. Nach dem, was mit Polen und Venedig vorgegangen ist, Egbert, werden Sie hoffentlich auf diesem Grunde nicht bestehen wollen?

Egbert. Vergessen Sie nicht, Sinibald, daß bloße Macht hier nichts entscheiden darf.

Sinibald. Das soll sie auch nicht. Aber wenn nicht nur die öffentliche Meinung für eine gewisse Maßnehmung spricht, sondern die Erhaltung eines ganzen Reichs von ihr abhängt? — Können Sie in Abrede sein, daß die Zerstückelung unsrer Nationalmacht in eine so ungeheure Menge kleiner Staaten die wahre Ursache unsrer Schwäche ist? einer Schwäche, für die doch wol nach Abtretung des linken Rheinufers an die sechsjährige französische Republik kein weiterer Beweis gefordert werden wird? Nicht, als ob wir diesen bittern Kelch bei uns hätten vorbeigehen lassen können, aber daß wir es nicht konnten! — Uebrigens belieben auch Sie nicht zu vergessen, daß ich jetzt blos, so zu sagen, in die Seele unsrer Amphiktyonen dichte. Wenn also (wie ich als einen an sich nicht unmöglichen Fall voraussetze) die Majorität derselben jemals auf den Gedanken käme, „um das deutsche Reich in eine solche Verfassung zu setzen, daß es seine Unabhängigkeit und Würde behaupten und seine noch immer sehr großen Kräfte zu seiner Selbsterhaltung und möglichsten Vervollkommnung zweckmäßig anwenden könne, müßte einerseits die Zahl der unmittelbaren Landesregenten beträchtlich vermindert, andrerseits den Regierten (als dem unendlich größern Theil der ganzen Nation) eine gesetzmäßige immerwährende Repräsentation zugestanden werden" — was meinen Sie, daß Vernunft und gesunde Politik dagegen einzuwenden hätte?

Egbert. Ich muß gestehen — wenig oder nichts.

Sinibald. Das sollt' ich denken! oder Sie müßten, was freilich in solchen Fällen gewöhnlich ist, mit Sophismen fechten und Vorurtheile zu Grundsätzen machen wollen. —

Aber da Sie mich doch einmal zum Träumen genöthigt haben, so lassen Sie mich nun ungestört fortfahren. — Wenn also ferner unsre besagten Amphiktyonen sich über lang oder kurz vereinigten, die Landeshoheit zu einem ausschließlichen Vorrechte der noch bestehenden altfürstlichen Häuser zu machen, alle übrigen Fürsten, Grafen und Herren aber zwar bei ihren Titeln, Ehren und Würden sowol als im Besitz ihrer Domänen und Familiengüter, allenfalls auch der niedern Gerichte zu lassen, sie aber der Landesregierung und der damit verbundenen Ausgaben auf immer zu überheben; folglich auch die Bischöfe und Reichsprälaten, jene auf die geistliche Regierung ihres Sprengels, diese auf die Aufsicht über ihre Conventualen zu beschränken: glauben Sie, daß gesunde Vernunft und Politik viel Erhebliches gegen einen solchen Amphiktyonenschluß aufbringen könnten?

Egbert. Wenigstens bin ich versichert, daß er die öffentliche Meinung gänzlich auf seiner Seite hätte.

Sinibald. Damit aber auch der Nation damit gedient sei, werden meine Amphiktyonen, wie ich nicht zweifle, in ihrer besagten Weisheit und Eintracht für gut finden, zu Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des gesammten Reichs eine dem großen Zweck der allgemeinen Sicherheit und des möglichsten Nationalwohlstandes angemessene neue Einrichtung zu treffen. Ich getraue mir nicht zu bestimmen, wie vielerlei Entwürfe einer solchen Staatsverfassung möglich sind, und welcher wol unter den möglichen der beste sein dürfte; indessen, da wir uns doch einmal so etwas träumen lassen wollen, wie gefiele Ihnen allenfalls der folgende? — Die gesetzgebende Gewalt bliebe, wie bisher, nur mit einer billigen Modification zu Gunsten des dritten Standes, bei den gesammten Reichsständen, die in den neu zu bestimmenden Kreisen des deutschen Reichs angesessen sind. Diese würden in zwei Collegia oder Kammern, wie wir sie einstweilen nennen wollen, abgetheilt. Die erste Kammer bestände aus den Bevollmächtigten der neuen Kreisfürsten, d. i. der sämmtlichen regierenden Herren der altfürstlichen Häuser, und aus einer gleichmäßigen Anzahl von Deputirten, welche von den sämmtlichen neufürstlichen, altgräflichen und altfreiherrlichen (dynastischen) Familien gemeinschaftlich zu ernennen wären; die zweite aus einer bestimmten Anzahl von Repräsentanten des unmittelbaren Landadels, der beibehaltnen Reichsstädte und

der übrigen sämmtlichen Gemeinen des in allen Reichskreisen ansässigen deutschen Volkes.

Egbert. Ei, ei, Sinibald! wo denken Sie hin? Den Adel mit den Gemeinen auf gleichen Fuß setzen und in eine Kategorie werfen zu wollen! Auf einen solchen Gallicism haben Sie mich nicht vorbereitet. Das wird nimmermehr angehen, so lang angeborne Vorurtheile unüberwindlich bleiben!

Sinibald. Sie sehen, ich habe eine sehr gute Meinung von „aller Welt Blut" — und Menschenverstand. Bis dahin, da von Realisirung meines Traums die Rede sein kann, muß die Herrschaft des letztern schon sehr befestigt sein. Ueberdies gestehe ich dem Adel, wie billig, zwei Vorrechte zu, welche die schwärmerischen Verfechter der Gleichheit, gern oder ungern, sich gefallen zu lassen belieben mögen: nämlich, daß seinen Stellvertretern — die rechte Seite des Versammlungssaals eingeräumt werden und die Anzahl derselben so groß sein soll als die Zahl der Abgeordneten der Reichsstädte und Gemeinen zusammengenommen. Wenn sie damit nicht zufrieden sind, so kann ich ihnen nicht helfen. Sie sehen selbst, Egbert, daß ich, ohne Neunundneunzig vom Hundert der ganzen Nation vor den Kopf zu stoßen, den gebornen Herren nicht einen Zoll breit mehr nachgeben kann.

In beiden Kammern wird nach den Köpfen gestimmt, und eine Stimme gilt so viel als die andere.

Die Art und Weise, wie der mittelbare Adel seine Repräsentanten erwählen will, überlasse ich seinem eignen Gutbefinden; den Gemeinen aber müßte eine besondere Wahlordnung vorgeschrieben werden, etwa wie die folgende:

Jeder Reichskreis wird in eine verhältnißmäßige Anzahl kleiner Districte oder Gauen eingetheilt. In jedem Gau versammeln sich auf die verfassungsmäßige Einladung des regierenden Kreisfürsten alle darin angesessene Hausväter in den Municipalstädten, Marktflecken und wahlberechtigten Dorfschaften an einem bestimmten Sonntage in der Kirche ihres Orts, um nach gehaltnem Gottesdienst einen Wahlmann aus ihrem Mittel zu ernennen.

Egbert. Ohne Unterbrechung, was verstehen Sie unter wahlberechtigten Dorfschaften?

Sinibald. Damit das Landvolk kein ungebührliches Uebergewicht über die Bürger der Städte und Marktflecken erhalte, werden aus den volkreichsten Dörfern eines jeden Gaues

nur so viele mit dem Wahlrechte versehen, als nöthig sind, um sie mit Jenen auf die gleiche Anzahl zu setzen. An einem andern bestimmten Tage kommen dann die ernannten Wahlmänner in einem ungefähr in der Mitte des Gaues gelegenen Wahlorte zusammen und erkiesen durch ein sogenanntes heimliches Mehr die Anzahl von Volksrepräsentanten, welche die Constitution für jeden Kreis festsetzen wird. Diese erwählten Vertreter des dritten Standes bleiben ordentlicherweise neun Jahre in Activität und werden also immer mit Anfang des zehnten Jahres entweder erneuert oder bestätiget, je nachdem ihre Bevollmächtiger mit ihnen zufrieden sind.

Egbert. Diese Einrichtung wird etwas kostspielig sein; denn die Wähler der Wahlmänner sowol als die letztern selbst werden eine Entschädigung für Mühe, Zeitverlust und Aufwand verlangen, und wer sollte diese tragen?

Sinibald. Wie, Egbert? Trauen Sie den patriotischen Deutschen der goldnen Zeit, in welcher Alles dies erfüllt werden wird, so wenig Liebe zum Vaterland und eine so geringe Schätzung des Werthes der Rechte, die ihnen die Verfassung einräumt, zu, daß sie nicht diese unentgeltlich auszuüben und jenem ein so geringes Opfer darzubringen geneigt sein sollten?

Egbert. Verzeihen Sie mir meinen Unglauben! Ich weiß nicht, warum mir gerade die alten demokratischen Athener einfallen mußten, die doch auch ein sehr freiheitliebendes und eitelstolzes Völkchen waren und sich gleichwol die Ausübung ihres Souveränitätsrechts jedesmal mit einem baaren halben Kopfstück auf den Mann aus der Staatscasse bezahlen ließen. Aber fahren Sie fort, wenn ich bitten darf!

Sinibald. Die Reichsstände versammeln sich zufolge eines von dem jeweiligen König in Germanien an sie ergehenden Circulars ordentlicherweise alle drei Jahre in einer dazu festgesetzten, mitten in Deutschland gelegenen Reichsstadt und arbeiten fleißig genug, um längstens in vier Monaten wieder auseinandergehen zu können. Von ihren Verhandlungen wird der Nation durch ein officielles Wochenblatt so viel bekannt gemacht, als ihr zu wissen gut und nöthig ist. Demosthenische oder Mirabeauische Reden in dieser hohen Versammlung zu halten, ist nicht erlaubt. Der Deutsche hört sich selbst nicht so gern reden wie die alten Athener und die neuen Franzosen; und wo weder Leidenschaften zu erregen noch den Verstand

der Zuhörer zu bestechen nöthig ist, da bedarf es keiner prunkenden Beredsamkeit.

Jede Kammer hat ihren eigenen, beide zusammen einen gemeinschaftlichen Geschäftskreis. Die Fürstenkammer z. B. besorgt ausschließlich die aus den Verhältnissen des Reichs mit den übrigen Staaten entspringenden Geschäfte, von deren Beschaffenheit und Erfolg sie den Gemeinen blos die nöthigste Nachricht giebt. Jedoch darf weder ein Bündniß, noch viel weniger ein Reichskrieg ohne Beistimmung der letztern beschlossen werden. Jene hat überhaupt (jedoch nicht ausschließlich) die sogenannte Initiative zu allgemeinen Reichsgesetzen und legt bei jeder Reichsversammlung der Kammer der Gemeinen den Etat der Ausgaben vor, welche gesammten Reichs wegen von drei Jahren zu drei Jahren zu bestreiten sind; vorausgesetzt, daß keine unerwartete und dringende Ereignisse eine außerordentliche Zusammenkunft der Stände nothwendig machen. Die Kammer der Gemeinen hingegen beschäftigt sich ausschließlich mit Untersuchung, Bestimmung und Vertheilung der erforderlichen Auflagen, bei welchen aber immer Rücksicht genommen wird, daß ein Ueberschuß zu Sammlung eines für außerordentliche Ausgaben bestimmten gemeinschaftlichen Schatzes übrig bleibe. Das Reichsschatzamt steht unmittelbar unter ihrer Aufsicht; die Revision der Rechnungen hingegen kommt der Fürstenkammer zu. Die allgemeine Reichspolizei, das Justizwesen, die öffentliche Erziehung, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, die Belohnung wichtiger und ausgezeichneter Verdienste um das Vaterland, die zum Behuf des innern und äußern Verkehrs dienlichen neuen Landstraßen und Canäle, die Verschönerung der neuen Hauptstadt, worin außer den andern öffentlichen Staatsgebäuden, welche sie als der Sitz der höchsten Reichsversammlung enthalten müßte, dem Könige in Germanien und jedem Kreisfürsten ein eigener Palast von Reichs wegen erbaut und unterhalten würde, alle diese Rubriken und, mit einem Wort, Alles, was zum möglichsten Flor des Ganzen nöthig und dienlich sein wird, macht die Gegenstände der gemeinschaftlichen Berathschlagung und Beschlüsse beider Kammern aus. Jede deliberirt besonders. Die zweite macht ihren Beschluß der ersten förmlich bekannt, und er kann von dieser nicht ohne Anzeige ihrer Beweggründe verworfen werden; in welchem Falle, wenn die Gemeinen es nöthig finden, so

lange zwischen beiden Kammern correspondirt wird, bis sie einverstanden sind. Sollte dies aber nicht zu bewirken sein, so ist der König befugt, den Beschluß der Gemeinen durch seinen Beitritt vollgiltig zu machen; ein Vorrecht, das in mehr als einer Rücksicht eines der kostbarsten Juwele seiner Krone sein wird. Wenn Mißhelligkeiten zwischen Kreisfürsten entstehen sollten, so vereinigen sich die übrigen zu Bewirkung eines billigen gütlichen Vergleichs. Gelingt es ihnen nicht, so entscheidet ein besonders hierzu niedergesetzter Gerichtshof, dessen Personal der König selbst aus den rechtsgelehrtesten und unbescholtensten Deputirten der zweiten Kammer ernennt, nach den Gesetzen, ohne Appellation. Alle Rechtshändel unter den übrigen höhern und niedrigern Staatsbürgern gehen den gewöhnlichen Gang, der durch ein Grundgesetz über die Gerechtigkeitspflege vorgezeichnet worden ist.

Zur Harmonie des Ganzen wird natürlicherweise erfordert, daß diese gemeinschaftliche Reichsverfassung das Muster der innern Organisation eines jeden der neuen Kreise sei, in welche das ganze Reich nach der Zahl der altfürstlichen Häuser abgetheilt worden wäre. Jedem regierenden Kreisfürsten sind Landstände zugeordnet, denen die Bewahrung der gesetzmäßigen Rechte der Staatsbürger, die von ihnen repräsentirt werden, anvertraut ist, welche die etwanigen Beschwerden des Volks vorzutragen schuldig sind, und ohne deren freie Beistimmung der Fürst weder neue Gesetze geben, noch neue Abgaben auflegen kann. Die Landstände bestehen aus den Deputirten der in dem Kreise angesessenen Fürsten, Grafen und Herren und aus den Repräsentanten des niedern Adels (mit Einschluß aller nicht adeligen größern Landeigenthümer) wie auch der Städte, Marktflecken und Dörfer. Jene machen die erste, diese die zweite Kammer aus. Sie sind so organisirt, daß kein Stand, d. i. keine der vier Classen von Staatsbürgern, ein politisches Uebergewicht über den andern hat. Ein engerer Ausschuß derselben versammelt sich jährlich auf eine bestimmte Zeit, alle zusammen gewöhnlich nur alle zehn Jahre. Der Kreisfürst, als der einzige Landesherr im ganzen Kreise, legt alsdann den gesammten Ständen eine Berechnung der ordentlichen Staatsausgaben des Kreises für die folgenden zehn Jahre, die außerordentlichen hingegen dem engern Ausschuß jährlich vor. Außer den Einkünften seiner eigenthümlichen Güter bezieht er eine festgesetzte Summe zu Unterhaltung eines seiner

hohen Würde angemessenen Hofstaats, wobei (wie sich von selbst versteht) sowol die Grundsätze einer guten Staatswirthschaft als die Kräfte des Landes und die Eigenthumsrechte des Volks das gehörige Maß geben.

Unter den ordentlichen Ausgaben, die jeder Kreis für sich zu bestreiten hat, bezieht sich eine der wesentlichsten auf den Vertheidigungsstand, worin jeder auf den Fall einer besondern oder allgemeinen Gefahr des Vaterlandes sich befinden muß. Angenommen, daß die neuen Kreise (deren wenigstens ebenso viele herauskommen werden, als vormals waren) einander an Bevölkerung beinahe gleich wären, könnte die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes in jedem auf dreißigtausend Mann festgesetzt werden, von welchen der dritte Theil als reguläre Truppen immer Dienste thun, die andern zwei Drittel aber als Landmiliz jährlich zweimal in den Waffen geübt würden. Der Kreisfürst wäre auch zugleich Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht. Bei Besetzung der übrigen Befehlshaberstellen würde ohne Unterschied des Standes blos auf persönliche Eigenschaften und wirkliche Verdienste Rücksicht genommen.

Egbert. Ihre neue Verfassung ist dem Adel nicht sehr günstig, wie ich sehe.

Sinibald. Im Gegentheil, ich glaube ihn nicht schöner und ihm selbst vortheilhafter begünstigen zu können, als indem ich ihm durch diese Einrichtung neue Antriebe verschaffe, dem immer unkräftiger werdenden Vorurtheil der Geburt nachzuhelfen und sich, gleich seinen alten Vorfahren, durch persönliche Vorzüge auszuzeichnen.

Egbert. Sie erwähnten einigemal eines Königs in Germanien. Sie werden Ihre neue Reichsverfassung doch nicht des erhabenen Vorzugs berauben wollen, daß der König der Deutschen zugleich römischer Kaiser ist?

Sinibald. Wem wollen Sie durch diese seltsame Frage ein Compliment machen, lieber Egbert? Zwischen uns Beiden geht es doch rein verloren. Was mag wol Joseph II., da er als Graf von Falkenstein auf dem Capitol stand und die große Hauptstadt seines Kaiserthums übersah, von der Sache gedacht haben? Oder war der gute römische Kaiser Karl VII., da ihm zu Frankfurt (wie ich vor mehr als 50 Jahren oft genug erzählen hörte) weder Bäcker noch Fleischer mehr auf Borg Lieferung thun wollten, etwa reicher, als wenn er Kaiser im

Mond geheißen hätte? Es ist, wie Sie wissen, schon lange her, seit die deutsche Nation dem Himmel dankt, daß ihren Königen die Lust zu Heerzügen nach Italien und Rom vergangen ist. Wie dem aber auch sei, genug, wir haben seit Heinrich I. einen König gehabt; der von den Kurfürsten erwählte römische Kaiser ist in Germanien König, und dabei bleibt es auch in der neuen Verfassung. Auch soll er wahrlich nicht weniger in derselben zu bedeuten haben als seine Vorfahrer seit 1648 in der bisherigen, wiewol ich mich in die nähere Bestimmung seiner Rechte vor der Hand noch nicht einlassen kann.

Egbert. Ich muß gestehen, so viel sich beim ersten Anblick urtheilen läßt, scheint mir Ihre neue Verfassung zu den Endzwecken, die Sie Sich dabei vorsetzen, nicht übel zu passen. Sie vereiniget die demokratische Form mit der aristokratischen und monarchischen auf eine Art, die der Nation die wesentlichsten Vortheile einer jeden dieser Formen ohne ihre Nachtheile und Gefahren verspricht. Das wechselseitige Vertrauen zwischen Regenten und Regierten, das in dem letzten, mit so vielen unerwarteten und furchtbaren Revolutionen angefüllten Jahrzehend nur zu sehr erschüttert worden ist, würde dadurch wiederhergestellt und auf einen dauerhaften Grund gesetzt; immer wachsender Wohlstand und immer steigendes Ansehen im Auslande würde die natürliche unfehlbare Folge davon sein, und wenn wir selbst mit aller Welt Friede hielten, würden wir von innen und außen einer Ruhe genießen, die um so weniger von dem bösen Willen auswärtiger Mächte zu besorgen hätte, da Deutschland durch eine solche Verfassung, so zu sagen, der Schwerpunkt des ganzen Europa würde und also allen andern Staaten daran gelegen wäre, es bei derselben erhalten zu helfen.

Sinibald. Der momentane Vortheil der Auswärtigen ist so veränderlich als die Meinungen und Leidenschaften der Menschen. Wohl dem Staat, der seine Sicherheit auf seine Stärke gründen kann; und dies würde Deutschland können, wenn seine Kräfte und Hilfsquellen concentrirt und benutzt würden, wie es durch eine solche Verfassung geschehen könnte. Ein Reich, das nie verlegen sein würde, 300,000 Vertheidiger des Vaterlandes — und eines Vaterlandes, das man zu lieben so viel Ursache hätte — aufzubieten und zu unterhalten, kann sich auf sich selbst verlassen.

Egbert. Die Kreisfürsten würden in der That sehr mächtige Herren vorstellen —

Sinibald. Sie würden es sein und Deutschland sich nur desto besser dabei befinden, da ihr und ihrer Häuser Interesse mit dem allgemeinen so eng als möglich verbunden wäre und die Verfassung sie gegen die unglückliche Macht, Böses thun zu können, hinlänglich sicherte. Uebrigens werden Sie mir erlauben, mit Solon zu sagen, ich habe den Germanen nicht die beste aller Verfassungen (die ich selbst nicht kenne), sondern die beste, die ich unter den gegebenen Umständen für möglich halte, zugedacht. Und auch von dieser sehen Sie nur den ersten Entwurf; und das Ganze, wenn es gehörig ausgeführt, colorirt und vollendet wäre, sollte ein ganz anderes Ansehen haben als in dieser rohen Skizze. Indessen dürfte es doch schwer halten, eine Verfassung für uns auszusinnen, die sich (vorausgesetzt, daß Weisheit und Eintracht die Häupter der Nation leite) leichter ausführen ließe, in jeder Betrachtung ihrem großen Zweck besser entspräche und in den wesentlichsten Stücken dem, was Deutschland von je her und in seinen ehrenvollsten Epochen war, näher käme.

Egbert. Nur Schade, daß Sie einen einzigen Umstand aus der Acht gelassen haben, der, wie ich besorge, Ihren so wohlorganisirten und mit so vieler Lebenskraft ausgerüsteten Embryo noch vor der Geburt ersticken wird. Wo bleibt bei Ihren neuen Einrichtungen das Gleichgewicht zwischen beiden Religionsparteien, welches bisher immer ein so wichtiger Gegenstand der ängstlichsten und eifersüchtigsten Aufmerksamkeit war?

Sinibald. O mein Freund, aus welch einem Traume haben Sie mich durch dieses einzige Wort erweckt! — Wie unfreundlich nöthigen Sie mich, zu mir selbst zu kommen und zu bedenken, in welcher Zeit ich lebe! — Allerdings dachte ich nicht an ein solches Gleichgewicht. Die Bewohner meines geträumten Germaniens haben keinen Begriff davon, daß dem Staat viel oder wenig daran gelegen sei, was für Vorstellungen seine Bürger sich von dem Unbegreiflichen machen, auf welche Weise sie dem höchsten Wesen ihre Ehrfurcht bezeigen, und an was für Dogmen und Meinungen sie ihren Glauben an die moralische Weltregierung des allgemeinen Gesetzgebers und an die ewige Dauer unsers Geistes an-

knüpfen. Ihnen leuchtet freilich eine hellere Sonne! — Guter Egbert! wie dick muß der Nebel sein, der noch um unsre Augen schwimmt, daß Ihnen eine solche Schwierigkeit nur zu Sinne steigen konnte!

Egbert. Geben Sie Sich zufrieden, Sinibald, es war so schlimm nicht gemeint; und so der Himmel will, gehört auch dieser Punkt in der bessern Zukunft, die Sie vorhin im Geist erblickten, unter so manche andere, die unsern Nachkommen noch tausendmal traumartiger vorkommen werden als Ihr wachender Traum unsern Zeitgenossen.

XI.

Blicke in die Zukunft.

Μέλουσί μοι ὀλλύμενοί περ. Iliad. XX. 21.

Hulderich. Ich kann es nicht von mir erhalten, so übel von der Zukunft zu denken —

Geron. Daran hat Ihr Herz wol mehr Antheil als Ihre Scharfsicht. Wenn ich Nesselsamen in meinen Garten säe, was kann ich anders von ihm erwarten als Nesseln?

Hulderich. Es wird aber auch so viel guter Samen ausgesät; auch der wird aufgehen und Früchte bringen.

Geron. O ja! Wenn Triptolemos auf Demeter's Drachenwagen über die Erde hinjagt und seinen Weizen mit vollen Händen rechts und links herabwirft, wird ja wol auch hier und da ein Körnchen in einen guten Boden fallen, wenn anders die lauernden Vögel des Himmels es nicht zu früh gewahr werden.

Hulderich. Nein, lieber Geron! in dem Grade, wie Sie Sich's jetzt vorstellen, überwiegt das Böse das Gute nicht!

Geron. Gewiß nicht im Ganzen, oder wie wollte es sonst bestehen können? Ich sprach blos von den Zeiten, in die wir selbst gefallen sind, und die unsern Nachkommen bevorstehen.

Hulderich. In der That sind die Aussichten nicht sehr erfreulich. Der gegenwärtige politische und sittliche Zustand der

Welt läßt mehr fürchten als hoffen. Aber wie bald kann ein einziger Vorfall die ganze Lage der Sache ändern!

Geron. Meine Ahnungen gründen sich weder auf zufällige Zeitumstände noch auf die Gesinnungen, Verhältnisse und Entwürfe jetzt lebender Machthaber. Ihre Wurzel liegt tiefer, in der Natur des Menschen selbst, die von ihren Fasern so ganz durchwachsen ist, daß kein Gott sie aus ihr herausreißen könnte, ohne das ganze Gewebe zu zerstören. In unserm Radicalübel, in der ewigen Inconsequenz, dem ewigen Mangel an Uebersicht des nothwendigen Zusammenhangs und der unausbleiblichen Folgen der Dinge, da sitzt der unheilbare Schaden. Alles ist bei uns momentan; wir entscheiden nach der Ansicht des Moments und handeln nach dem Interesse des Moments; Politik des Moments, Staatsökonomie des Moments, Regierung für den Moment, Verbindungen auf einen Moment, weiter erstreckt sich unsre Kunst selten. Das muß man uns lassen, wir befolgen die Instruction treulich und buchstäblich, die der Sultan seinem Wesir im Märchen giebt: „Sorgt immer für den Augenblick, und Gott laßt für die Zukunft sorgen!" Die Maxime klingt fromm genug; aber glauben Sie mir, Hulderich, der Weg, auf den sie führt, ist der Weg ins Verderben.

Hulderich. Nun, nun! So gar momentan sind wir doch auch nicht! Machen wir nicht große weitaussehende Entwürfe für die Zukunft? Verbinden wir uns nicht, diese Entwürfe so bald als möglich mit vereinten Kräften auszuführen?

Geron. Entwürfe für die Zukunft! — Was nennen Sie Entwürfe für die Zukunft? Ich wenigstens kann nichts dergleichen sehen. Träume, so viel Sie wollen! Träume ohne innern Zusammenhang, wie Ehrgeiz, Habsucht, Furcht, Neid und Rachgier sie von Moment zu Moment in einander schlingen oder an einander reihen. Entwürfe für die Zukunft müssen auf einem festern Grunde stehen und auf dauerhaftere Materialien berechnet sein.

Hulderich. Was ist natürlicher, als daß Diejenigen, die in diesem Augenblick auf Fortunens Rade oben stehen, Entwürfe machen, das Rad selbst zum Stehen zu bringen? Würden wir es an ihrer Stelle anders machen?

Geron. Schwerlich! Auch ist meine Meinung nicht, sie zu tadeln oder mit unnützen Vorwürfen zu necken. Ich rede

nur von dem — was ist. Es ist, weil es ist; und weil es so ist, so kann natürlicherweise nichts daraus folgen, als daß es nächstens ein Wenig — oder auch viel — schlimmer sein wird, als es ist. Denn während wir uns (um bei Ihrem Gleichniß zu bleiben) vergebens anstrengen, das unaufhaltbare Rad stehen zu machen, wälzt es sich fort, wir glitschen herab und krümmen uns nun unter ihm, anstatt daß wir kurz zuvor oben schwebten. Darauf läuft Alles hinaus. Wer hier was zu tadeln findet, der tadle die menschliche Natur! Die Menschen sind nun einmal nicht anders. Sie waren immer, wie sie sind, und werden immer sein, wie sie waren.

Hulderich. Es kann nicht Ihr Ernst sein, die Sachen so zu sehen.

Geron. Bitterster Ernst.

Hulderich. Was hälfe uns also unsere Aufklärung?

Geron. Unsre Aufklärung? — Lieber Hulderich! da möcht' ich wol auch sagen: „Es kann nicht Ihr Ernst sein, so zu fragen." — Unsre Aufklärung? Und das sagen Sie am 1. November 1798? — O, wie werden unsre Nachkommen in hundert Jahren lachen — falls sie anders vor Weinen noch lachen können —, wenn sie lesen, wie viel wir uns mit unsrer Aufklärung wußten, und dann die Stufe ausrechnen, auf welcher sie stehen müßten, wenn wir wirklich so hoch gestanden hätten, als wir uns einbilden!

Hulderich. Ich weiß, daß ich da eine häßlich schnarrende Saite berührt habe. Aber lassen Sie mich nur ein Wort sagen. Trotz Allem, was gegen das, was man die Aufklärung unsrer Zeiten nennt, einzuwenden sein mag, ist doch unstreitig mehr Licht in der Welt als zu unsrer Großväter Zeiten. Oder leugnen Sie etwa, daß Europa gegenwärtig aufgeklärter ist als im sechzehnten Jahrhundert?

Geron. Allerdings leugne ich es, und sobald wir über den Sinn des Wortes einverstanden sind, werden Sie meiner Meinung sein. Verstehen Sie unter Aufklärung das Helldunkel, das durch die immer fortschreitende Cultur der Wissenschaften in den Köpfen der Europäer nach und nach entstanden ist, so gebe ich gerne zu, daß es, im Durchschnitt genommen, dermalen etwas weniger finster darin aussieht als im sechzehnten Jahrhundert, da die Köpfe noch so voll Dampf, Nebel, Staub und Spinneweben waren, daß das Licht selbst, das von

Norden her in ziemlich starken Strömen eindrang, lange Zeit nicht viel mehr als (nach Milton's Ausdruck) a darkness visible heißen konnte. Verstehen wir aber unter jenem Worte diejenige Art von Erleuchtung des Verstandes, die den Menschen wirklich vernunftmäßig und consequent denken und handeln macht, so müßten wir unsrer Zeit schändlich schmeicheln, wenn wir ihr den geringsten wahren Vorzug vor allen vorhergehenden einräumen wollten, den einzigen Punkt etwan ausgenommen, daß in den meisten Ländern von Europa weder Hexen noch Ketzer mehr zu größerer Ehre Gottes gebraten werden.

Hulderich. Dafür haben wir Mittel gefunden, die wackern Leute, die man ehemals bei trocknem Holz verbrannte, an dem langsamen Feuer der Trübsal und der mancherlei Seelenqualen, die man ihnen anzuthun versteht, in einer andern Manier zu braten, die weniger unmenschlich scheint, aber im Grunde vielleicht ebenso grausam ist.

Geron. Ich denke, wenn die Vorzüge unsers Jahrhunderts vor dem sechzehnten genauer untersucht werden sollten, so würde sich finden, daß zwar einige Wissenschaften auf einen ungleich höhern Grad gestiegen sind, daß wir eine zierlichere und schlauere Sprache reden, mehr Bücher schreiben, mehr lesen und die Kunst, uns selbst zu belügen, ungleich mehr verfeinert haben; aber daß wir, im Ganzen genommen, weiser, besser und glücklicher wären, davon ist mir nichts bekannt. Oder nennen Sie mir ein einziges Laster, eine einzige Thorheit, die wir weniger hätten als unsre Vorfahren, eine einzige Tugend, worin wir sie überträfen, einen einzigen Lebensgenuß, den wir vor ihnen voraus hätten und nicht ohne alle Proportion theurer erkauften, als er werth ist.

Hulderich. Sie gehen mir scharf zu Leibe, Geron! Was kann ich Ihnen sagen, worauf ich nicht die Antwort schon auf Ihren Lippen schweben sehe?

Geron. Werden die Völker etwa besser geweidet, väterlicher besorgt und weniger gedrückt als damals? Geht man sparsamer mit den Früchten ihrer sauern Arbeit, mit dem Gewinn ihrer Entbehrungen, mit ihrem Blut und Leben um? Haben wir weniger Kriege gehabt? Waren die, die über uns verhängt wurden, gerechter, nothgedrungner? oder wurden sie, besonders in diesem letzten Jahrzehend, menschlicher und mit größerer Schonung des friedsamen und nützlichen Städters und Landmanns geführt? Können Sie — damit ich Alles in ein

einziges Beispiel zusammenfasse, das ich noch dazu von der reichsten und mächtigsten Nation unsrer Zeit borgen will — können Sie behaupten, daß das Volk von England und Irland unter dem Scepter des gutmüthigen, frommen und in allen Stücken, die zu einem braven Gentleman gehören, musterhaften Königs Georg's III. weiser regiert wird und sich besser befindet als unter der eiteln, kokettischen, neidischen, falschen, Gefühl und Popularität heuchelnden, stolzen und grausamen Königin Beß? — Mit nichten, werden uns alle wackern Bewohner von Old-England und alle ehrlichen Kartoffelnesser von Erin entgegenrufen.

Hulderich. Es ist nicht zu leugnen, daß die höchsten und wichtigsten aller Wissenschaften und Künste, die Staatswissenschaft und Regierungskunst, gerade diejenigen sind, worin das menschliche Geschlecht überhaupt noch am Weitesten zurück ist.

Geron. So sagen uns wenigstens die redseligen französischen Sophisten, die seit zehen Jahren ihr eigenes Volk und, so viel an ihnen ist, die ganze übrige Welt mit ihren emphatischen Orakelsprüchen, geschnörkelten Perioden und großen barbarisch griechischen Wörtern zum Besten haben. Wenn es in der Welt nicht geht, wie es sollte, so liegt es wahrlich nicht daran, daß die Grundsätze und Maximen, wornach man handeln müßte, um recht zu thun, nicht bekannt genug wären, oder daß es an Mustern und Beispielen fehlte, woraus man lernen könnte, was zu thun und zu lassen ist. Wenn es auch kein anderes Handbuch für die Regenten gäbe als Xenophon's Cyropädie und Fénélon's Telemach — ein paar Bücher, die man noch dazu für Romane lesen kann —, so wüßte ich nicht, wie sich einer von ihnen, wenn einst die Stunde der Verantwortlichkeit für ihn geschlagen haben wird, mit der Unwissenheit als einer Entschuldigung, warum er seiner Pflicht nicht aufs Vollständigste genug gethan, durchhelfen wollte. Aber wozu sage ich Ihnen das? Ueberlassen wir die Gewalthaber sich selbst und Dem, der Gewalt über sie hat, und bleiben wir bei uns selbst und beim Allgemeinen stehen! Welcher Mensch thut seiner Pflicht genug? Wer handelt immer gegen Andere, wie er will, daß sie gegen ihn handeln? Wer setzt seinem Ehrgeiz, seiner Habsucht, seinem Hang zur Sinnenlust Schranken, wenn es blos von seiner Willkür abhängt, so weit zu gehen, als ihn diese Leidenschaften führen? Wer fürchtet sich nicht ganz heimlich vor seiner

Vernunft als vor einem beschwerlichen Zuchtmeister und machte sie nicht lieber zur Dienerin und Mitschuldigen seines Willens? Wer gründet nicht lieber, wenn er's vermag, die Erhaltung seiner Besitzthümer und Rechte auf sein Ansehen und seine Macht als auf die Achtung und den guten Willen anderer Menschen? Wer, der sich beim Alten wohl befindet, will nicht lieber, daß Alles ewig beim Alten bleibe, als daß er zu irgend einer Veränderung die Hand bieten sollte, wobei nur das Ganze gewänne und er selbst einige Aufopferungen machen müßte? u. s. w. Lassen Sie uns in unsern Busen greifen, und unser innerstes Bewußtsein wird uns sagen, ob wir an dem Platze der Gewalthaber auf Erden anders handeln würden als sie, da wir Ihnen jetzt schon so ähnlich sind, als es nur immer angehen will? Selbst die sehr kleine Zahl der Edeln und Guten, besteht sie nicht entweder aus einer Art besonders glücklich organisirter und vom Schicksal mit ungewöhnlicher Sorgfalt erzogener Menschen, denen es kaum möglich wäre, anders zu sein? oder aus solchen, die uns selbst gestehen werden, daß ihre Tugend im Grund ein gewaltsamer Zustand ist, worin sie sich nur durch eine nie einschlummernde Aufmerksamkeit auf sich selbst und einen ewigen Kampf der einen Hälfte ihrer Natur mit der andern erhalten können? — Noch einmal, mein Freund, vorausgesetzt, daß wir ehrlich gegen uns selbst sein wollen, was ist auf alle jene Fragen zu antworten?

Hulderich. Leider nichts als ein stillschweigendes Ja, wenn wir zu verschämt zu einem lauten sind.

Geron. Und nun lassen Sie uns sehen, wohin diese Betrachtung führt. Alles in jedem einzelnen Menschen, in jeder Classe, in jedem politischen Körper wie in der ganzen Natur ist in einer immerwährenden vorwärts strebenden Bewegung, welche nicht statthaben kann, ohne unvermerkt die Formen der Dinge zu verändern. Ein Volk muß also entweder ewig mit Gewalt in einem Zustande, der wenig vor dem viehischen voraus hat, niedergedrückt gehalten werden, oder ist seine Cultur einmal angefangen, so wird sie nach und nach trotz allen Hindernissen und Schwierigkeiten alle Stufen durchlaufen. Von einer Stufe zur andern erhebt, erhellt und kräftigt sich auch der Geist der Zeit, der die öffentliche Meinung bestimmt. Ein gewisser Grad von Cultur spannt die erschlafften Springfedern der Menschheit wieder und regt Wünsche auf, die sich mit unserm vorigen Zustande nicht mehr vertragen wollen. Sobald

wir das Bessere kennen, wird uns das Schlechtere zuerst unangenehm, dann verhaßt, zuletzt unerträglich. So wie es bei einem Volk in den Köpfen der Menge etwas heller wird, wird es nachgerade unmöglich, ihm die Gebrechen, unter welchen es leidet, länger zu verbergen. Bald wird es auch der Mittel gewahr, wodurch ihm geholfen werden könnte, und jede Classe, jeder Stand, jede Gemeinheit, jeder Einzelne will seinen Beschwerden geholfen wissen, ohne sich darum zu bekümmern, wie schwierig die Sache in der Ausführung sein mag. In diesem Punkt, und in diesem allein fließen endlich die Wünsche und Bestrebungen aller Einzelnen in einem einzigen allgemeinen Willen zusammen, und nun bedarf es nur äußerlicher Veranlassungen und Reize, so wird dieser Wille unversehens zur lauten Stimme, und die Revolution beginnt. Jetzt kommen die Mittel zur Sprache, wie den Beschwerden abgeholfen werden solle, und von diesem Augenblick an zeigen sich die zwei Hauptclassen, aus welchen jeder Staat nothwendig zusammengesetzt ist, als zwei entgegenstehende Parteien. Die eine besteht aus Denen, die sich im Besitz von Macht, Ansehen und Reichthum, Vorzügen, Privilegien und Vortheilen aller Art befinden und nichts davon verlieren wollen; die andere, ungleich zahlreichere aus Allen, die wenig oder nichts zu verlieren, folglich viel oder Alles zu gewinnen und (vermöge der Natur der Sache) die meisten und erheblichsten Beschwerden zu führen haben. Diese sind anfangs billig und gemäßigt in ihren Forderungen, aber befriedigt können sie doch nicht anders werden, als wofern Jene mehr oder weniger aufopfern wollen. Und nun sind wir auf dem Punkte, wo alle Wirkungen des Radicalübels, wovon ich so eben sprach, auf einmal eintreten. Jene haben keine Lust, auch nur das Geringste aufzuopfern; Diese bestehen auf ihren ersten Forderungen, und das mit einer so imposanten Einmüthigkeit und Energie, daß Jene, denen es an beiden gebricht, sich endlich genöthigt sehen — nicht, nachzugeben — das kann nie ihr Wille sein —, sondern sich zu stellen, als ob sie es wollten, um Zeit zum Intriguiren (worin ihre vorzügliche Stärke liegt) und zu andern Mitteln zu gewinnen, wodurch sie sich der verhaßten Aufopferungen zu überheben hoffen. Jetzt fangen Diese an zu merken, worauf es ankommt: nämlich daß sie, sobald sie concentrirt und in Masse wirken, Alles vermögen, aber ohne eine solche Kraftäußerung nie das Geringste erhalten werden. Von nun an setzen sie ihren

Forderungen keine Grenzen mehr; sie sehen, daß sie mit gleicher Anstrengung und Gefahr Alles haben können, und sie wollen Alles haben. Die Revolution, die bisher noch immer einen gemäßigten Schritt ging, wird nun auf einmal stürmisch, durchbricht alle Dämme, reißt Alles mit sich fort, nimmt, mit einem Worte, die ungeheure Gestalt an, in welcher wir sie in Frankreich und andern Ländern einige schreckliche Jahre durch wüthen gesehen haben; und eine sehr große Nation, bei welcher sie nach einer Sündfluth von Tollheiten, Bübereien und Gräuelthaten in keiner längern Zeit nicht weit schlimmer endigt als in Frankreich, hat noch von Glück zu sagen.

Hulderich. Gerade auf dieses große, furchtbare, an Unterricht für die höhern und niedrigern Classen, für Regenten und Volk so reiche Beispiel gründe ich meine besten Hoffnungen.

Geron. Das bedaure ich; denn da stehen sie auf einem lockern Grunde. — Wie, mein Freund, Sie wollen, daß man in eine einzelne Weltbegebenheit, dergleichen es schon so viele gegeben hat, wie in einen Spiegel schauen soll, um zu sehen, was zu thun sei, und ich sollte nicht die Geschichte von vierzig hinter uns liegenden Jahrhunderten als ein zuverlässiges Orakelbuch betrachten, das mich am Besten belehren kann, was wir uns von einem solchen Beispiel zu versprechen haben? — Nichts, mein Freund, nichts! — oder vielmehr noch was Schlimmeres als nichts. Denn von allen den Lehren, die man Ihrer gutherzigen Hoffnung nach daraus ziehen sollte, wird man nicht eine einzige, aber wohl gerade das Gegentheil ziehen. Man wird seine Vorrechte und Vortheile eifersüchtiger und hartnäckiger als jemals behaupten. Man wird der öffentlichen Meinung mit der kältesten Verachtung spotten und den gefürchteten Mißbrauch der Vernunft durch willkürliche Einschränkungen ihres freien Gebrauchs zu verhindern glauben, das ist, dem Arzt das einzige Heilmittel gegen die Krankheit aus den Händen schlagen und sie durch eine heroische Cur vertreiben wollen, die das Uebel nothwendig unheilbar machen muß. Gewalt und Gewalt, und immer Gewalt, wird das Losungswort sein, weil man sich einbilden wird, nicht der Mißbrauch der Gewalt, sondern daß man zu wenig Gewalt gebraucht habe, sei die Ursache alles des Unwesens, das man gesehen hat, und dessen Ausbreitung man zuvorkommen will.

Hulderich. Sollte wol ein solcher Grad von Verblendung unter die möglichen Dinge gehören?

Geron. Daran werden Sie nicht länger zweifeln, sobald Sie Sich in den Fall und unter die Bedingungen denken, die eine solche Vorstellungsart veranlassen. Nehmen Sie an, ein großes Reich befinde sich in einer Lage, wo man im Angesicht eines solchen Beispiels, wie Frankreich gegeben hat, eine ähnliche Tragödie wenigstens für etwas, das durch den Zusammenfluß mehrerer anreizender und unterstützender Umstände sich ereignen könnte, anzusehen Ursache hat oder zu haben glaubt. Auch die entfernteste scheinbare Möglichkeit eines sehr großen Uebels erregt natürlicherweise unsre ganze Aufmerksamkeit. Diejenige Classe im Staat, die bei einer allgemeinen Umwälzung sehr viel zu verlieren hätte und Alles zu verlieren fürchtet, wird sich mächtig aufgefordert fühlen, der durch die Furcht vergrößerten und angenäherten Gefahr entgegenzuarbeiten. Alle, deren Vorzüge und Besitzthumsrechte sich, wenigstens zum Theil und ursprünglich, auf alte, aber vom Zahn der Zeit zernagte und unhaltbar gewordene Vorurtheile gründen, werden aus ihrem gewohnten Schlummer erwachen. Selbst unter Denen, welche gegründete Ursachen haben, auf alle Fälle sicher zu sein, werden Manche, von geheimer unbestimmter Unruhe geängstiget, sich nicht länger sicher glauben. Durch einerlei Interesse, auch ohne besondere Verbindungen, aufs Engste vereiniget, werden alle diese Menschen in der Wahl ihrer Maßregeln sich mehr durch ihre Vorurtheile als durch unbefangene Vernunft leiten lassen. Vor allen Dingen werden sie sich sehr kategorisch gegen alle Veränderungen und Neuerungen erklären, wie dringend auch die Nothwendigkeit derselben und wie richtig ausgerechnet die Vortheile sein möchten, die dem Ganzen daraus erwachsen würden. Jede Bewegung vorwärts wird ihnen unendlich gefährlicher vorkommen als Stillstand, oder vielmehr (da dieser eigentlich nicht möglich ist) als Rückfall in jene eiserne und bleierne Zeit, die für ihre Vorfahren einst die goldne war. „Alles soll und muß beim Alten bleiben,“ wird ihr erster Grundsatz sein. Die Maximen, die aus ihm hervorgehen, werden sie bei jeder Gelegenheit den Regenten, denen sie näher als andre Unterthanen sind, beizubringen suchen. Andersdenkende wird man als unruhige, von Jacobinischem Gift angesteckte und mit gefährlichen Entwürfen umgehende Leute verdächtig machen oder, wo dies nicht wohl anginge, wenigstens

als getäuschte Träumer und wohlmeinende Schwindelköpfe von aller Möglichkeit, gehört zu werden, entfernen. Denken Sie Sich nun einen edelgesinnten, das Beste seines Volkes und überhaupt Alles, was recht und gut ist, ernstlich wollenden Fürsten in solchen Umständen, von Personen umgeben, welche von jener Vorstellungsart gänzlich eingenommen und innigst überzeugt sind, daß sie die einzig wahre ist. Denken Sie dann noch hinzu, daß es neben diesen ehrlichen und, wenn sie irren, wenigstens bona fide irrenden Biedermännern auch unredliche Leute giebt, die ihre eigenen leisen Absichten dabei haben, wenn sie dem Fürsten auf eine künstlich verdeckte Art und mit den behutsamsten Gradationen, vielleicht unter der Larve des reinsten Patriotism sein Volk und seine wahren Freunde verdächtig zu machen suchen. Verfolgen Sie dies Alles in Ihren eigenen Gedanken und fragen Sich dann selbst, was das natürliche Resultat einer solchen Umgebung sein müsse, und ob es nicht beinahe ein moralisches Wunder wäre, wenn ein Regent unter diesen Umständen sich von allem fremden Einfluß auf seine Denkart frei erhalten und den einzig festen Punkt, auf den er, um nicht zu verirren, immer zusteuern muß, nie aus dem Gesichte verlieren sollte — den großen Gedanken nämlich, daß er, über alle Parteien erhaben, sich wie die Sonne gegen Alles, was von seinen Strahlen berührt wird, gleich verhält — daß unter allen den Millionen, die ihr Wohl oder Weh in seine Hände gestellt haben, er der Einzige ist, der kein anderes als das allgemeine Interesse haben kann noch soll — daß es geradezu eine moralische, und ich möchte sagen, sogar eine physische Unmöglichkeit ist, daß er jemals mißtrauische Vorsichtsmaßregeln gegen seine Unterthanen zu nehmen nöthig haben könnte, so lang er ihr Zutrauen und ihre Achtung für seinen persönlichen Charakter besitzt, und daß er Beides unmöglich verlieren kann, so lange sie überzeugt sind (und Ursache haben, es zu sein), diese Gesinnungen seien wechselseitig — kurz, daß mißtrauische Maßregeln, wofern er sie ohne Ursache nähme, schädlich und, sobald er Grund dazu hätte, vergeblich wären.

Hulderich. Sie sprechen aus meiner Seele, lieber Geron, und ich freue mich, daß ich Sie mit einer Gewißheit, die für einen Einsiedler Ihrer Art tröstlich sein muß, versichern kann, es giebt in diesem Augenblicke mehr als einen Monarchen, und auf alle Fälle einen gewiß, der Ihr moralisches Wunder realisiren wird.

Geron. So möge Deutschlands guter Genius mit allen Schutzgeistern der Menschheit ihn und jeden, der ihm ähnlich ist, niemals aus den Augen verlieren! ihn keinen Augenblick, wo er wachen sollte, einschlummern lassen und gegen alle unsichtbaren Gefahren, die den Thron so dicht umringen, schützen! Das Schicksal von Millionen Menschen in seiner Hand zu tragen, ist ein göttliches, aber für einen Menschen, wie edel und gut er sei, ein schweres Geschäft. Wohl ihm, wenn er dies fühlt! Wohl ihm, wenn er den feinen Vulcanischen Netzen, die immer um ihn her gewebt werden, zu entgehen weiß! Und dreimal wohl ihm, wenn er am Ende seiner Laufbahn sagen kann: Ich habe alles Gute gethan, was ich konnte, weil ich es ernstlich wollte, und wenn ich Böses gethan habe, so geschah es nur, weil ich es für gut ansah! — Sie hätten mich mißverstanden, lieber Hulderich, wenn Sie bei den traurigen Weissagungen, die — ich weiß nicht was für ein Python vorhin aus meinem Munde gehen ließ, nicht voraussetzten, daß sie nur bedingter Weise gelten können. Aber freilich sind die Bedingungen unerläßlich, ohne welche die geweissagten Uebel unausbleiblich sind; und so lange man nicht Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lieset — Doch ich will nicht in meinen alten Unglauben zurückfallen. Bei Gott sind alle Dinge möglich. Ist es sein Wille, das herannahende neunzehnte Jahrhundert mit zwei oder drei Monarchen zu beschenken, welche, weit entfernt, dem Genius der Menschheit Trotz zu bieten, ihn vielmehr durch würdige Opfer zu versöhnen und sich günstig zu machen suchen; die der öffentlichen Meinung freiwillig und ruhig entgegenkommen und, statt sie mit der Keule der Gewalt niederzuschlagen, ihr durch leitende Weisheit Maß und Richtung zu geben suchen; kurz, die das zermalmende Schwungrad der Zeit, statt es in seinem Lauf aufhalten zu wollen, zum Betrieb edler und großer Zwecke zu benutzen wissen, — o, mein junger Freund! sind dem neunzehnten Jahrhundert nur zwei oder drei solche Euergeten vorbehalten: so wird ihre Regierung die Morgenröthe des herrlichsten Tages sein, der dem menschlichen Geschlechte jemals aufgegangen ist.

XII.

Fragment eines Gesprächs zwischen einem ungenannten Fremden und Geron.

Der Fremde. Sie scheinen die Kunst zu regieren für sehr schwer zu halten?

Geron. Schwer oder leicht, je nachdem sie getrieben wird.

Der Fremde. Ich verstehe Sie; es gehört nicht viel dazu, ein Pfuscher zu sein.

Geron. Freilich nur der große Künstler kennt die wahren Schwierigkeiten seiner Kunst und fühlt sich immer unter dem Ideal, wozu er sich zu erheben strebt.

Der Fremde. Das Schlimmste wäre also, geboren zu sein, eine Kunst zu treiben, worin man nicht hoffen könnte, ein Meister zu werden. Der Sohn eines großen Malers mag eine andere Lebensart ergreifen, wenn er keine Anlage in sich fühlt, sich in der Kunst seines Vaters hervorzuthun; aber der älteste Sohn, Enkel oder Neffe eines Erbfürsten muß regieren, wie wenig Fähigkeit er auch besitzen mag, ein vortrefflicher Regent zu werden.

Geron. Das ist freilich in Erbreichen nicht anders.

Der Fremde. Sollte dies nicht ein entscheidender Grund gegen die Erbreiche sein?

Geron. Eine Frage, die auch dann nicht leicht zu beantworten wäre, wenn wir einander länger kennten als seit einer Viertelstunde.

Der Fremde. Wir sprechen unter vier Augen; und überdies hoffe ich, Sie müssen, wie kurz auch unsre Bekanntschaft ist, bereits gemerkt haben, daß Sie nichts bei mir wagen. Mein höchstes Bestreben ist, als ein ächter Weltbürger zu leben, und dem Willen nach bin ich es bereits, wiewol ich den Jahren nach vielleicht noch unter die Novizen des Ordens gehöre.

Geron. Wenn ich Ihnen meine Meinung unverholen sagen soll, ich denke nicht, daß der Umstand, dessen Sie erwähnt haben, gegen die Erbreiche entscheide.

Der Fremde (mit einem scharfen Blick in Geron's Augen). Und aus welchem Grunde glauben Sie das?

Geron. Weil ich es für einen außerordentlich seltnen Fall halte, daß ein Menschenkind geboren werde, aus welchem sich nicht ein Virtuos in der Regierungskunst oder, was mir gleichviel bedeutend scheint, ein guter und weiser Fürst bilden ließe.

Der Fremde. Es giebt ja wol in jeder Kunst viele Stufen. Nicht jeder Maler kann ein Raphael Sanzio, nicht jeder König ein Friederich der Einzige sein. Aber es gehört auch schon viel dazu, die dritte oder vierte Stelle nach dem Ersten zu behaupten. Mit mittelmäßigen Fähigkeiten wird man, denke ich, in Allem, was man treibt, immer mittelmäßig bleiben.

Geron. Erlauben Sie mir auch eine Frage. Gesetzt, Sie wären zum Könige geboren, wollten Sie nicht zufrieden sein, wenn Sie es so weit bringen könnten, den Namen eines zweiten Marc-Aurel's von der Nachwelt zu verdienen?

Der Fremde (sich einen Augenblick besinnend). Allerdings.

Geron. Und doch war Marc-Aurel, wie Sie wissen werden, gewiß nicht, was man einen Mann von großem oder glänzendem Genie nennt, und Niemand wird ihn in Ansehung seiner Naturgaben und Talente mit einem Alexander oder Julius Cäsar oder mit dem großen Könige, den Sie eben nannten, in dieselbe Reihe stellen. Er allein also wäre, däucht mir, schon genug, um zu beweisen, daß man mit mittelmäßigen Anlagen, wo nicht ein großer, doch ein sehr vortrefflicher Fürst sein könne — ein Fürst, wie jedes Volk sich einen wünschen muß, wenn es sein eigenes Bestes kennt. Und warum sollte es nicht so sein? Mittelmäßige Fähigkeiten können durch eine vortreff-

liche Erziehung auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht werden.

Der Fremde. Dies war freilich der Fall bei Marc-Aurel. Aber was ist seltner, als daß Fürstensöhne vortrefflich erzogen werden?

Geron. Schlimm genug! Indessen beweiset dies nichts gegen die Erbreiche. Alles, was daraus folgt, ist: daß die Sorge für eine zweckmäßige Erziehung der Fürstensöhne als eine der allerwichtigsten Angelegenheiten in solchen Staaten betrachtet werden und durch die Constitution selbst Anstalt getroffen sein sollte, daß der Fall einer schlechten Erziehung des künftigen Thronfolgers ebenso außerordentlich wäre, als es, wie Sie sagen, dermalen der Fall einer vortrefflichen ist.

Der Fremde. Das wäre wol zu wünschen. Aber wie Manches sollte sein, das nicht ist und schwerlich zu erwarten steht! Nehmen wir die Welt einstweilen, wie sie immer war, und setzen den Fall, ein König sei zu der großen Kunst, die er treiben soll, nicht erzogen worden; er habe keine Ursache, sich zuzutrauen, daß er diesen Mangel durch die Stärke seines Genies und den Umfang seiner Naturgaben ersetzen könne, und fühle sich doch zu gut, um den Gedanken, nur ein Pfuscher zu sein, ertragen zu können — (Er hält ein.)

Geron (nach einer kleinen Pause). Sollten Sie wirklich anstehen, was da zu thun wäre?

Der Fremde. Es giebt freilich mehr als einen Ausweg — etwa die Krone niederzulegen und, wie ein altrömisches Knabenspiel forderte, den besten Mann im Reiche zum König zu machen?

Geron. Bevor der gefunden wäre, dürfte wol das Reich lange zu Trümmern gegangen sein.

Der Fremde (lächelnd). Oder sich vom Directorium zu Paris einen Obergeneral und einen Commissaire du Gouvernement auszubitten, mit deren Hilfe die Monarchie in ein Filial der französischen Republik umgeschaffen werden könnte?

Geron. Das wäre ein wohl ausgedachtes Mittel — die Anzahl der Unheilbaren zu vermehren.

Der Fremde. In der That dürften die siebenhundert Gesetzgeber und die fünf Directoren, die man dann bekäme,

schwerlich viel besser zu ihrem neuen Beruf erzogen sein als der Einzige, mit dem die Monarchie sich behelfen muß.

Geron. Zu allem Glück giebt es noch einen dritten Ausweg, der uns kürzer und sicherer zum Zweck führen könnte.

Der Fremde. Lassen Sie hören!

Geron. Erlauben Sie, daß ich mir den Fall, wie Sie ihn selbst gesetzt haben, nochmals bestimmt vorstelle. Sie nehmen einen König an, der zum Regieren nicht erzogen wurde und Ursache hat oder zu haben glaubt, daß er diesen Mangel durch sein Genie nicht ersetzen könne, und der gleichwol den Gedanken nicht ertragen kann, in der erhabenen Kunst, wozu er berufen ist, ein Pfuscher zu sein. War es nicht so?

Der Fremde. Ganz richtig.

Geron. Ich sage Ihnen also, daß ich nur nach diesen wenigen Zügen beinahe mit meinem Kopfe dafür bürgen wollte, daß dieser König gut regieren wird.

Der Fremde. Im Ernst? — Erklären Sie Sich näher.

Geron. Ich glaube zwei wesentliche Eigenschaften eines preiswürdigen Regenten bei ihm voraussetzen zu können: daß er den aufrichtigen Willen hat, seiner großen Pflicht ein Genüge zu thun, und daß er eben darum, weil ihm die Idee einer Vollkommenheit vorschwebt, die er sich nicht zu erreichen getraut, bereits mehr ist, als er zu sein glaubt. Auf der einen Seite wird jener ernstliche und feste Wille ihn antreiben, sich keine Mühe dauern zu lassen, um die ihm mangelnden Kenntnisse zu erlangen, und die mit diesem Bestreben verbundene anhaltende und immer zweckmäßige Uebung seiner Geisteskräfte wird diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen werden, dem ganzen Umfang des königlichen Amtes Genüge zu thun. Denn in allen Geschäften und Künsten des praktischen Lebens macht Uebung mit Kenntniß den Meister, und beide stehen in der Gewalt eines jeden nicht ganz unfähigen Menschen.

Der Fremde. Sehr tröstlich!

Geron. Auf der andern Seite wird sein bescheidenes Mißtrauen in die Hinlänglichkeit seiner Einsichten ihn bewegen, sich um bewährt rechtschaffene und taugliche Gehilfen und Rathgeber umzusehen.

Der Fremde. Ein schweres, mißliches Geschäft! Welch ein

Scharfblick, welche Ruhe des Geistes und wie viel Menschenkenntniß wird dazu erfordert! Einem Fürsten muß es beinahe unmöglich sein, sich in der Wahl nie zu irren.

Geron. Schwer, aber gewiß nicht unmöglich, zumal wenn man die Vorsicht gebraucht, keiner Vorneigung oder Abneigung Gehör zu geben, deren geheimen Grund man sich nicht recht deutlich machen kann oder sich selbst nicht laut gestehen darf.

Der Fremde. Bedenken Sie, daß er beinahe unter lauter Unbekannten wählen muß, die sich ihm immer nur von ihrer schönsten Seite zeigen und gegen jede Probe, worauf er sie etwa stellen möchte, im Voraus von Fuß zu Kopf gerüstet sind.

Geron. Die Bekannten sind in dieser Ansicht vielleicht noch gefährlicher als die Unbekannten. Personen, die immer um uns sind, haben zu viele Gelegenheit, unsre schwache Seite auszufinden und sich angenehm und unentbehrlich zu machen, als daß es nicht dem Einen oder Andern gelingen sollte, sich unvermerkt unsers Herzens zu bemächtigen. Wir sind gegen sie nicht auf unsrer Hut, trauen ihnen alles Gute zu, sehen ihre Fehler in einem mildernden Lichte oder werden sie aus Gewohnheit gar nicht mehr gewahr. Man kann ein sehr angenehmer Gesellschafter oder auch wol ein sehr getreuer Diener und doch weit entfernt sein, den Grad von Zutrauen zu verdienen, dessen man jener Eigenschaften wegen gewürdiget wird.

Der Fremde. Um so größer also die Schwierigkeit, von der ich sprach.

Geron. Bei Allem dem wird ein selbst rechtschaffner Mann im Punkt der Rechtschaffenheit das Wahre gar leicht vom bloßen Schein unterscheiden. Das Nämliche gilt von allen andern Eigenschaften, wovon er die Kennzeichen an sich selber findet. So wird z. B. ein gesetzter, besonnener Mann, der sich selbst in seiner Gewalt hat und immer mit Ueberlegung handelt, sich niemals einem leichtsinnigen, leidenschaftlichen und brausenden anvertrauen.

Der Fremde. Unglücklicherweise giebt es keine Menschen ohne Fehler, und was auf einem geringen Posten eine wenig bedeutende Unart ist, kann auf einem wichtigen ein großes Laster sein, und doch findet man sich nur gar zu oft genöthiget, bei der Wahl eines Subjects zu einem wichtigen

Posten große Untugenden wegen irgend einer unentbehrlichen Eigenschaft, die der Mann in einem hohen Grade besitzt, zu übersehen.

Geron. Ich zweifle, ob dies, zumal in großen Staaten, so leicht der Fall sein könnte. Eine unentbehrliche Eigenschaft macht darum nicht allezeit auch den Mann unentbehrlich, der sie besitzt, sie aber zur Schutzwehre für seine Fehler oder Laster mißbraucht. Die brauchbaren, sogar die sehr vorzüglichen Menschen sind in unsern Tagen nicht so selten, daß man genöthigt sein sollte, einem Subject seiner besondern Brauchbarkeit wegen — die oft nicht einmal das ist, wofür sie gehalten wird — den Mangel einer auf seinem Posten unentbehrlichen Tugend oder gar das entgegengesetzte Laster zu gut zu halten.

Der Fremde. Zum Beispiel?

Geron. Mangel an Humanität und dagegen gefühllose, bei jeder Gelegenheit in Härte und Grausamkeit ausbrechende Rohheit an einem Kriegsbefehlshaber, Leichtsinn und leidenschaftliche Hitze an einem Richter, kleinliche Kargheit an einem Vorsteher der Staatswirthschaft, Hang zur Wollust und Ueppigkeit an Jedem, dessen Fach unermüdete Selbstthätigkeit fordert. Wie ausgezeichnet auch die Talente eines Mannes sein möchten, so wird es immer an einem dieser Laster genug sein, damit er unter gewissen Umständen an einem wichtigen Posten großes, nicht zu berechnendes Unheil anrichte. Mit einem Worte, daß ohne entschiedene Rechtschaffenheit und Güte des Herzens kein Diener des Staats für unentbehrlich angesehen werden müsse, ist eine Maxime, bei deren stricter Befolgung jeder große und kleine Staat sich wohl befinden würde, und von welcher kein Regent sich eine Ausnahme zu machen erlauben sollte.

Der Fremde (nachdem er eine kleine Weile etwas finster vor sich hingesehen, sich auf einmal mit einer lächelnden Miene gegen Geron wendend). Sie kennen die Welt zu gut, um nicht längst zu wissen, daß die Hofleute überhaupt, was die Lauterkeit des Herzens betrifft, von Alters her nicht im besten Rufe stehen; und doch sind das die Menschen, von denen sich ein König dermaßen umlagert sieht, daß ich besorge, er ist und bleibt in ihrer Gewalt, er mag es auch anfangen, wie er will.

Geron. Das wäre allerdings ein großes Unglück — für die Welt und noch mehr für ihn selbst.

Der Fremde. Wie wollen Sie z. B., daß er einen Schmeichler immer mit Sicherheit von einem Freund unterscheiden könne?

Geron. Gewiß eine schwere Aufgabe, sogar für einen bloßen Privatmann, geschweige für einen König — vorausgesetzt nämlich, daß wir ganz heimlich, und ohne es uns selbst zu gestehen, geschmeichelt sein wollen. Wo dies aber der Fall nicht wäre — was freilich ziemlich selten sein mag —, scheint mir nichts leichter: so stark und unverkennbar sind die Züge, wodurch sich der Freund vom Schmeichler unterscheidet, wiewol ich damit nicht in Abrede sein will, daß wol auch der Freund seine Pillen vergolden oder versüßen muß, wenn er seine gute Absicht nicht verfehlen will.

Der Fremde. Glauben Sie, daß ein König einen Freund haben könne?

Geron. — Unter einer einzigen Bedingung, ja.

Der Fremde. Und diese Bedingung?

Geron. Wenn er dem Freunde gegenüber immer vergessen kann, daß er König ist, und der Freund es nie vergißt.

Der Fremde (nach einer Pause). Wenn ich Ihre Gefälligkeit nicht zu ermüden besorgte, so möchte ich wol noch eine Bitte an Sie thun.

Geron. Beinahe hätten Sie mich verleitet, einen solchen Zweifel mit einer Höflichkeitsformel zu beantworten.

Der Fremde. Sie haben Sich in Ihrem Leben so oft in die Seele anderer Personen hineingedacht, daß es Ihnen was Leichtes sein muß, mein Verlangen stattfinden zu lassen. Bilden Sie Sich also auf einige Minuten ein, Sie seien der Freund eines jungen Königs, der die Wichtigkeit seines Berufs lebhaft fühlte und den ernstlichen Willen hätte, ihm, so viel in seinen Kräften stände, die völligste Genüge zu thun: wie würden Sie ihm rathen, es anzufangen?

Geron (ein Wenig verlegen). Ich würde — ihm sagen, daß ich — verzeihen Sie! Ich gestehe, Sie haben mich mit einer Frage überrascht — auf die ich nicht gefaßt bin.

Der Fremde. Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit! Ich wünsche eine Gelegenheit zu benutzen, die vielleicht nie wiederkommt.

Geron. Sie sagten vorhin, daß Sie selbst als ein ächter Weltbürger zu leben wünschten, und sagten mir sehr viel damit. Es würde Sie also nicht befremden können, wenn ich Ihrem jungen Könige den Rath eines Weltbürgers gäbe? — Denn ich gestehe, daß ich zu dem, was man gewöhnlich einen Politicus nennt, ebenso verdorben bin wie zum Höfling.

Der Fremde. Mich wird nichts befremden, was von einem Manne kommt, dem das Beste der Menschheit am Herzen liegt.

Geron. Und doch bin ich gewiß, daß ich mich bei der Rolle, die Sie mir zu spielen geben wollen, gar zu linkisch benehmen würde. Ich kann mich selbst unmöglich, auch nur für etliche Minuten, als den Freund eines Königs denken. Wie, wenn Sie mich lieber zu seinem guten Genius als zu seinem Freunde machen wollten? Wir würden Beide dabei gewinnen: ich die Unsichtbarkeit, und mein Telemach, daß er meine Eingebung für seinen eignen Gedanken halten und ihn desto gewisser ausführen würde.

Der Fremde (lächelnd). Halten Sie ihn für so eigenwillig?

Geron. Es ist etwas sehr Natürliches, daß Einer lieber Flötenspieler als Flöte sein mag.

Der Fremde. Gut! Denken Sie Sich also, wenn Sie wollen, als seinen Genius; und was wäre denn das Erste, das Sie ihm eingeben würden?

Geron. Etwas, wodurch ich mir, glaube ich, alle weiteren Bemühungen dieser Art ersparen könnte. Aber — Sie werden mich vielleicht für einen großen Pedanten oder für einen alten Träumer ansehen, wenn ich es sage?

Der Fremde. Lassen Sie das und denken nicht schlimmer von mir, als Sie Ursache haben.

Geron. Das Erste also, wozu er sich meiner unbemerkten Eingebung zufolge an einem schönen Morgen entschließen sollte, wäre: sich unverzüglich eine gute, lesbare, nicht gar zu griechisch-deutsche Uebersetzung der Selbstgespräche des vorerwähnten Kaisers Marc-Aurel oder (wie der Verfasser selbst sie betitelt hat) seiner zwölf Bücher An und über sich selbst machen zu lassen und sie in einem kleinen Taschenformat als ein unzertrennliches Vademecum immer bei sich zu tragen.

Der Fremde. Ihre Meinung ist vermuthlich nicht, daß es als ein Talisman wirken, sondern daß es fleißig gelesen und meditirt werden soll. Dazu aber, besorge ich, wird Ihr junger König nicht immer aufgelegt sein. Die Könige, sagt man, lesen nicht gern.

Geron. Ein großer Fehler, den sich die Könige, mit Ihrer Erlaubniß, abgewöhnen sollten. Friedrich der Große las viel.

Der Fremde. Immer könnte es ihm, wo nicht an Lust, doch öfters an Muße fehlen.

Geron. Das darf es nicht, wenigstens nicht, so lange ich sein Genius bin, und wenn er auch deswegen einige Briefe oder Papiere weniger lesen oder seine Minister eine Viertelstunde im Vorzimmer warten lassen müßte.

Der Fremde. Ich gestehe zu meiner Beschämung, daß ich das Buch, wovon Sie reden, nur dem Namen nach kenne.

Geron. Es ist nur ein kleines Buch, aber gewiß der reichhaltigsten eines. Ich betrachte es als ein kostbares Reliquienkästchen, worin ein Autokrator, wie keiner vor ihm war und keiner nach ihm gewesen ist, seinen Geist und sein Herz der ganzen Menschheit, aber vornehmlich Allen, die zum Regieren berufen sind, vermacht hat. Denn gerade Diese sind es, die einen desto nützlichern Gebrauch davon machen könnten, weil er blos für seinen eigenen geschrieben zu haben scheint. Es ist in jeder Rücksicht ein königliches Buch, ein Schatz von Gedanken, Erfahrungen, Gesinnungen und Maximen, die von einem jungen Fürsten, der etwas mehr als ein Homerischer Alcinous zu sein begehrt, nie genug gelesen, erwogen und angeeignet werden können. Er würde kaum eines andern Freundes, Rathgebers und Schutzgeistes bedürfen, wenn er sich täglich eine halbe Stunde mit diesem einschlösse, ihn gleichsam zum Zeugen und Richter seiner innersten Gedanken machte, nichts beschlösse noch begönne, ohne ihn vorher zu Rathe gezogen zu haben, und nicht eher mit sich selbst zufrieden wäre, bis er sich in dieser geheimen Conferenz mit dem Geiste Marc-Aurel's seines vollgiltigen Beifalls versichert hätte.

Der Fremde. Wenn ich Sie recht verstehe, so ist dieser Geist Marc-Aurel's nur der Substitut eines andern, der sein Wesen in jedes Menschen eignem Busen treibt, und Ihre

Meinung mit Allem dem kann wol keine andre sein, als unserm Telemach eine Art von Hilfsmittel an die Hand zu geben, wodurch er sich angewöhne, tiefer in sich selbst einzugehen und, anstatt sich auf fremde Eingebungen zu verlassen, auf die leisen Winke, Urtheile und Warnungen seines eigenen Gewissens zu lauschen?

Geron. Sie haben mich so gut verstanden, daß ich jede andre Antwort auf ihre vorige Frage für überflüssig halte.

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

Wieland's Werke

Bd.: 33

Berlin [1879]